Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

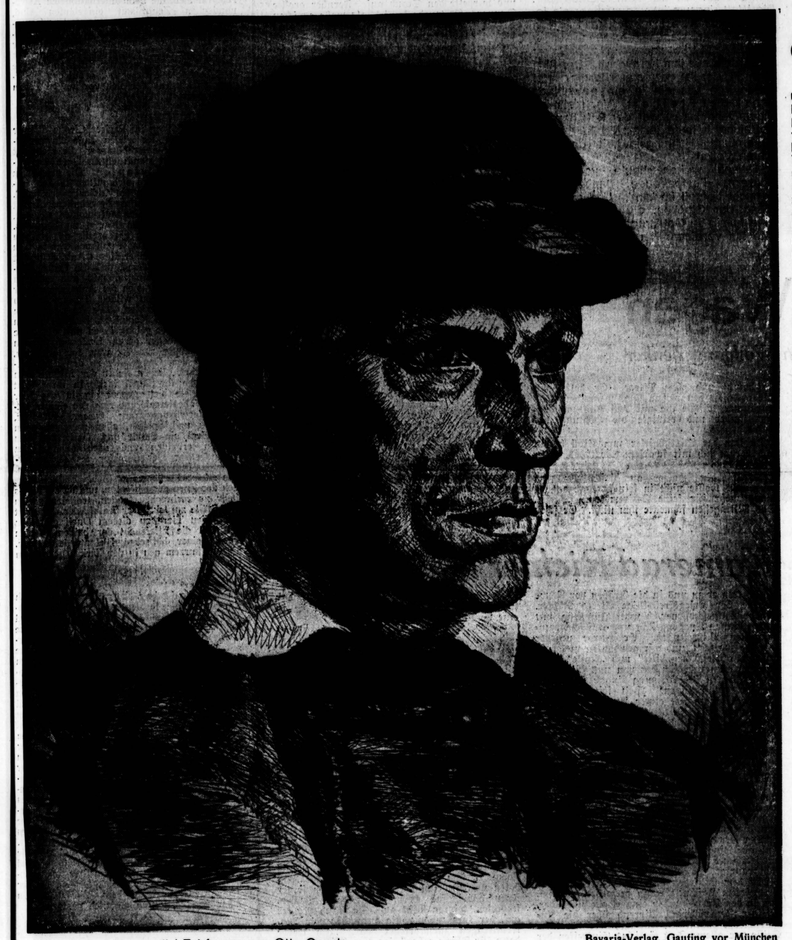
ermöglicht

8. Jahrg. – Nr. 40 Einzelnummer 15 Pf.

Sonntag, 3. Oktober 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land



„Mindener Bauer" / Zeichnung von Otto Quante — Bavaria-Verlag, Gauting vor München

Nach der Ernte

Wir haben die Sensen geschwungen
Und wurden nimmer müd' –
Und das Korn hat im Sterben gesungen
Des ewigen Werdens Lied.

Wir haben durch Wochen gewerkt und geschafft
Und keine Ruhe gefunden –
Wir haben die Halme zusammengerafft
Und die Aehren zu Garben gebunden.

Wir haben die Garben zu Puppen gestellt
Auf den Felder in langen Reih'n –
Wir fuhren die schweren Wagen vom Feld
Und brachten den Segen ein.

So hat ein jeder, wie er es vermag,
Zur Ernte die Hände gerührt –
Und es hat ein jeder an jedem Tag
Den Segen Gottes gespürt.

Heinz Hartmann

Erntedank

Fahren wir landauf und landab in unserem Vaterland — von Ostpreußen herab nach Bayern und dann durch Franken nach Hessen und durch Westfalen hinauf ins Niedersächsische: allenthalben, in Schwaben und Baden, in Thüringen und am Rhein, in Pommern und Schlesien, überall strotzt das Land unserer Väter in bäuerlicher Fülle, in der Schönheit des Landbaus, in dem Stolze und der Würde und Freiheit des Bauern. Und da kann es geschehen, daß es in unser verstädtertes Herz hinein wie ein mächtiger Zauber strömt, das waren die Äcker der Vorfahren, dort in West oder Ost, da hatten sie geackert und geerntet und dort war dein Name heimisch unter den Landleuten, da kannten sie Die Deinen als die Ihren und sie tranken mit ihnen den Wein und das Bier und feierten ihre Feste. Und du siehst auf dem sauer hochgebrachten und erarbeiteten Acker den Hafer mannshoch und den Roggen mit kräftigen vollen Ähren. Aufgereckt steht der Bauer davor und seine Augen strahlen in die der Bäuerin hinein: Da können wir stolz drauf sein! . . . Der Stadtmensch steht dabei und fühlt sich ein wenig klein und hilflos vor diesem mächtigen Stolze, aber es ist ja doch dasselbe Land und dasselbe Erbe, und die Vorväter waren vielleicht auch von diesem Holze und Stolze. Und so ist auch der Stadtmensch froh mit den Bauern, an deren Tische er teilhaben darf und deren Freude er mitfreuen darf.

Das ist unser neues Leben des Landes und des Bauern: wir sind alle Heimkehrer, und unsere Sinne sind ganz neu und ganz jung geöffnet dem Segen der Erde.

Wir erleben etwas, das heute noch nicht ganz bewußt wird, und das ist auch gut und notwendig so. Wir erleben die Verjüngung eines ganzen Volkes. Ein verstädtertes Volk strebt plötzlich zurück aufs Land. Das ist eine einfache Lebenstatsache in Deutschland. Wir setzen andere Völker damit oft in Verwunderung: wir werden bäuerischer und derber, wir befreien uns stürmisch und haben eine Freude an der Einfachheit. Eine elementare Bewegung zur Scholle hin hat unser Volk erfaßt und läßt es sich wandeln. Wir sind ja immer ein bäuerisches Volk gewesen: aber wir wollten es nicht wahrhaben, und es setzte im vorigen Jahrhundert eine gefährliche Wendung zur Stadt ein. Weite Bezirke des Ostens blieben unterbevölkert, der Nachwuchs suchte die Stadt, verstädterte und ging dem Lande und der ländlichen Fruchtbarkeit verloren. Heute stehen wir sorgenvoll vor dieser Tatsache und unsere Hoffnung in dieser Hinsicht ist auch die Rückwendung im Herzen der Deutschen.

Das Gefühl fliegt voraus: das muß so sein. Noch werden unsere jungen Stadtmenschen keine „Bauern", nur weil sie wieder sich um Bäuerisches kümmern. Es muß ja auch die Städter geben und es können nicht alle Bauern sein. Aber darauf kommt es nicht an. Es kommt darauf an, daß Bauerntum nicht mehr mißachtet ist, daß der Städter sich nicht besser und überlegen dünkt vor dem Bauern. Es kommt darauf an, daß die Jugend wieder Freude am bäuerischen Schaffen hat und daß sie die schwere Arbeit des Ackerbaues liebt. Das ist der Sinn der nationalsozialistischen Hinwendung zum Acker, zur Scholle, zur Erde.

Und der Bauer? — Gewiß widerstrebt es ihm, sich umworben zu sehen. Ge-

wiß widerstrebt ihm diese oft ungeschickte, übereifrige „Heimkehr" der anderen. Denn Bauerntum ist Wachstum. Aber er spürt doch schon, daß er anderes Ansehen genießt, daß er geehrt wird, daß er Hilfe und Antrieb findet. Gewaltig steht die deutsche Bauernschaft geeint da im Reiche Adolf Hitlers. Gewaltig sind die Anstrengungen, die ihr helfen. Ihr Rang ist im umfassenden Plane deutschen Aufbaues als oberster bestimmt. Es ist nicht mehr eine Wirtschaftsorganisation und Interessenvertretung der „Landwirtschaft", in die er sich einreiht, — nein, es ist die geschlossene Standesfront einer neuen Ordnung, die sich auf Blut und Scholle gründet. Der Bauer ist Richtmaß, und auf ihn gründet sich das Reich in allen seinen Ordnungen, auf ihn und den Arbeiter und Soldaten. Der Bauer aber ist der Nährstand und ohne ihn können die beiden anderen nicht leben. Das ist nun wieder ganz klar und gewiß. Ein eisernes Schicksal hat uns schon einmal auf diese unbedingte Zusammengehörigkeit und diese grundlegende Macht des Bauerntums im Staate gewiesen: damals als wir mit der ganzen Welt im Kriege standen. Damals aber waren wir noch nicht reif zur Tat, die Not war zu groß dazu. Heute aber haben wir uns zu dieser Tat durchgekämpft. Heute stehen wir wieder im Ringen mit einer noch ungeordneten Welt. Nicht im Waffenkampf, aber im Wirtschaftsringen. Und nun baut der Führer die neue Ordnung mit ehener Folgerichtigkeit auf, die Ordnung, die sich auf die Scholle gründet. Wir müssen wieder sorgsam umgehen mit dem Korn, denn die Grenzen sind da und dort zu, wir müssen haushalten mit dem Unsrigen und sorgen, daß der Acker trägt und das Richtige und Notwendige hervorbringt. Wir sind wieder vor eine Not und Notwendigkeit gestellt. Und wir erfüllen sie nun.

Wieder ist ein Erntejahr um, wieder treten wir als ganzes Volk zum Erntedank an. Wieder wenden sich unsere Blicke zu jenem Bückeberg im Weserland, wo der Führer zu seinen Bauern spricht und mit ihnen dankt dem Herrn der Geschicke für den Segen der Heimaterde. Es war kein leichtes Jahr. Die Welt ringsum ist verworrener als je. Aber der Glaube in uns ist fester denn je, daß wir standhalten, wenn unser Acker Frucht trägt und wenn unser Bauer das Letzte aus ihm herausholt. Der Plan ist groß, der ihn dazu auffordert, er setzt jeden von uns ein in ein gewaltiges Werk der Freiheit. Vor mehr als einem Jahrhundert war der Ruf: Bauernbefreiung! Heute ist er: Freiheit durch Bauerntum! Nahrungsfreiheit des geeinten Volks!

Fahnen wehen heute von allen Häusern. Festesfreude, Dankesfreude herrscht überall im Land. Und mit dem Klang der Glocken, die unseren Dank vielstimmig zu Gott tragen, soll sich der alte Ruf vereinen: Herr, mach' uns frei!

C. H.

Der letzte Wagen

Von Wolfgang Zenker

Durch mehr als vierzig Jahre hatte Andreas Holzer die Gespanne des Gutes geführt. Nun wohnte er als Ruheständler bei seiner Tochter im Dorf, sah abends pfeifenrauchend unter dem Holunderbusch auf der Hausbank und ließ das Leben an sich vorbeiziehen.

Nur Sonntags ging er noch manchmal die Straße aufwärts zum Gut. Dann klopfte er am breiten Tor des Wirtschaftshofes die Pfeife aus und steckte sie in die Tasche seines Sonntagsrockes, ehe er den langen Stall betrat.

Die Pferde wandten ihre Köpfe nach ihm um, und die noch unter seiner Hand gegangen waren, schnaubten leise.

Manchen Sonntag ging so Andreas Holzer durch den Stall, der seine Welt gewesen war. Knechte und Verwalter wechselten, es kamen neue Pferde in die Ställe, und immer weniger von denen blieben, die noch Andreas selbst einst ins Geschirr gespannt. Zuletzt waren es nur noch die beiden Schimmel Lutz und Lisa, die ihre Köpfe nach dem alten Holzer wandten.

Wenn die Lisa ihn kommen hörte, spitzte sie die Ohren, hob den Kopf etwas und trat so weit zur Seite, wie der Balken zuließ, um wie in alter Zeit Andreas Platz zu machen in ihrem Stand. Lutz, ihr Gefährte, legte den Kopf auf ihren Hals und sah aus großen dunklen Augen dem alten Holzer entgegen, wie er durch den Stallgang kam, und folgte ihm mit dem Blick, bis er am anderen Ende den Stall verließ.

Denn Holzer trat nicht zu seinen Pferden in den Stand. Das kam ihm nicht mehr zu, und er spürte auch, daß es der neue Wirtschafter nicht gern gesehen hätte. Er hatte ihn einmal hart angefahren: „Was suchen Sie hier?" Holzer hatte ihn ganz verdutzt angeblasen und gesagt: „Ich bin doch der Andreas!" Inzwischen hatte der Wirtschafter wohl erfahren, wer Andreas war und sagte nichts mehr. Aber Andreas Holzer kam nun seltener, trat nicht mehr in die Ställe, und vor jedem Besuche bedachte er sich lange, was er antworten müsse, wenn ihn wieder einer fragte, was er da suche. Doch ganz vermochte er von seinem Gange durch den Stall nicht zu lassen. Solange die beiden Schimmel Lutz und Lisa noch auf dem Gute waren.

Sie zogen den leichten, hohen Wagen, wenn die Gutsfrau ausfuhr, und Andreas wußte heute sich, daß sie nicht mehr zur schweren Arbeit auf den Feldern genommen wurden.

Wenn sie auf dem Heimweg in flottem Trab an seinem Häuschen vorüberkamen, trat er zum Zaun und sah dem Wagen nach. Er konnte sie eine ganze Weile sehen, denn hier begann das steile Stück der Straße hinauf zum Gut, und die Schimmel gingen den Berg im Schritt bis oben zu den Kastanien vor der Einfahrt. Der alte Holzer dachte an die Zeit, da er selbst auf dem Kutschbock saß und Lutz und Lisa auch das steile Stück im Trabe nahmen, wenn er sie vorher leise beim Namen rief.

Die Ernte des Gutes stand in Garben auf den Feldern. Heiß brütete die Sonne im Wirtschaftshof, die Fliegen summten in dichten Schwärmen um den Düngerhaufen. Als Andreas Holzer an diesem Sonntag in den langen Stall trat, fröstelte ihn etwas.

Die Lisa richtete wieder wie sonst beifeite. Doch diesmal ging Andreas nicht vorbei. Die Lisa hielt das rechte Hinterbein geknickt, daß der Huf den Boden nicht berührte, und Lutz, der zärtliche Gefährte, hatte sich in seinem Stand so weit gewendet, wie die Kette zuließ, und sah dem alten Holzer fast vorwurfsvoll entgegen; er wieherte leise, als wollte er ihn bitten, nicht vorbeizugehen. Da bückte sich der alte Mann und untersuchte Lisas Huf. Die Stute zuckte ein wenig, und Andreas sah, daß der Huf strahlfaul war und die wunde Stelle verschmutzt und ohne Pflege. Er holte aus seiner Tasche den neuen, kaum benutzten Pfeifenräumer, wischte ihn mit dem Taschentuch sorgsam sauber und reinigte die Höhlung des Hufes.

Da kam der Wirtschaftler zum Stall herein und verbat sich mit scharfem Wort des Alten Einmischung.

Betrübt ging Holzer an diesem Sonntag heim. Es wollte nicht in seinen Kopf, daß er nichts mehr für seine Schimmel tun durfte. Das Mittagessen schmeckte ihm nicht. Er schob es auf das schwüle Wetter, denn Tochter und Schwiegersohn hätten seinen Kummer nicht verstanden. Keiner wußte, wie er an seinen Pferden hing.

Um die Mittagsstunde ballten sich Gewitterwolken schwarz und drohend. Andreas dachte an die Ernte, die in Garben stand. Unruhig stand er oft von der Hausbank auf, sah in den Himmel, spähte zum Gut hinauf, setzte sich wieder und schüttelte den Kopf. Da polterten die großen Erntewagen aus dem Gutshof. Der Schwiegersohn und die Tochter gingen mit aufs Feld. Andreas wollte ihnen folgen. „Laß nur, Vater!" sagte die Tochter, und er sah sich wieder schwer auf die Hausbank fallen, zu nichts mehr nütze, als zum Warten und zum Grämen. Da kamen vom Gut herunter vor dem letzten Wagen die beiden Schimmel.

Die Lisa lahmte ein wenig, Andreas sah es wohl. „Lab' nicht so schwer!", wollte er dem jungen Knecht zurufen, der den Wagen führte. Doch da war er schon vorbei.

Ein scharfer Windstoß fuhr durch die Straße und wirbelte den Staub auf. Fernher grollte Donner. Es wurde dunkel, als wolle es schon Abend werden. Doch Stunde um Stunde ging noch ohne Regen hin.

Dann schwankte der erste Wagen hochbeladen heimwärts. Die Braunen, die ihn zogen, waren gut bei Kräften und waren schon bei den Kastanien oben, als der zweite Wagen unten in die Straße einbog. Auch er bezwang die Steigung. Der dritte Wagen blieb auf halber Höhe stehen, die Pferde zitterten, und der Knecht schob gerade noch zu rechter Zeit Steine unter die Hinterräder, daß die Pferde die Last nicht halten brauchten und zu Atem kamen. Dann ging es mit Hüh und Hott das letzte Stück hinauf.

Andreas schaute nach den Schimmeln aus. Da kam der letzte Wagen, so hoch beladen, wie die anderen drei. Jetzt fielen die ersten Tropfen. Blitze zerrissen. Der junge Knecht lief neben den Pferden her und schwang die Peitsche. „Ho! Vorspann!" rief Andreas. Sein Ruf ging unter im Hall des Donners. Da war der alte Andreas Holzer hinter dem hochbeladenen Wagen und stemmte seine Schultern, als der Berg begann, mit allen Kräften in die dichtgepreßten Garben, als könnte er so den Pferden ihre Last erleichtern. Rückwärts schreitend, schob er Schritt um Schritt sich aufwärts, und es war, als ob die Tiere seine Hilfe spürten. Sie kamen den halben Berg hinauf.

Da fuhr ein Blitz vor ihnen in eine der Kastanien. Der Schimmel Lutz bäumte sich in jähem Schreck hoch auf, die Lisa konnte allein den schweren Wagen nicht halten, die Stränge rissen sie zurück, sie stürzte, und der Erntewagen rollte rückwärts. Dem Knecht gelang es im nächsten Augenblick, die Bremse anzuziehen und den bereitgehaltenen Stein unter ein Rad zu schieben. Doch für den alten Andreas Holzer war es schon zu spät. Er lag am Boden, und ein Hinterrad war ihm über seine Brust gegangen.

Es war kein Leben mehr in ihm, als sie ihn aufhoben. Doch sein Gesicht war friedlich. Auf der Bank am Haus fanden sie später noch seine frischgestopfte Pfeife.

Kamerad Richter / Von H. Klockenbusch

1915 kam er zu uns in die Gräben vor Neuve Chapelle, der Kriegsfreiwillige Alfred Richter. Ein hochaufgeschossener, blonder Jüngling, mit einem blassen Knabengesicht und linkischen, ungeschickten Bewegungen. Er wurde unserer Gruppe zugeteilt, und wir gewöhnten uns bald an ihn, abgleich er „bitte" und „danke" sagte und sich allmorgendlich der von uns für zwecklos gehaltenen Beschäftigung hingab, seine Fingernägel zu reinigen. Weil seine braunen Augen gleichsam mit einem Ausdruck fragenden Erstaunens in die Welt blickten, nannten wir ihn das „Knäblein", aber keiner von uns lächelte darüber, daß er an den frühen Abenden bisweilen stundenlang im Graben stand und über die Böschung in das verödete Drahtverhaugelände hinausstarrte, oder zum Sternenhimmel hinaufsah, von dem das tote, blendende Licht der Leuchtkugeln niederfiel. Obgleich er wenig sprach, hatten wir ihn schon nach wenigen Tagen gern, denn er hatte eine unaufdringliche Art, freundlich und hilfsbereit zu sein, die uns in der Trostlosigkeit unserer Umgebung fremd und ganz unverständlich erschien. Und auf seinem bartlosen Gesicht lag beständig ein seltsamer Glanz, der wie ein leises, unendlich trauriges Lächeln aussah.

Mit dem Einsetzen des Dorfbrogens war es in unserem Abschnitt ruhig geworden. Kaum, daß in den Abendstunden einmal ein plötzlicher, heftiger Feuerüberfall hierend über die Ansmarschwege dahinraste. Für uns bedeutete diese Stille vor allem: Fast tägliches Eintreffen der Feldpost. Fast regelmäßig brachte am Abend einer der Essenholer den Beutel mit der für unsere Kompanie bestimmten Post. Für Alfred Richter war nie etwas dabei. Er schrieb niemals und schien keine Nachricht aus der Heimat zu erwarten. Und wenn wir mit erwartungsfrohen Augen die Briefe lasen, die wie ein ferner Klang aus einer menschlichen Welt an unsere Herzen rührten und mit ungeduldigen Händen Päckchen öffneten, sah er uns mit einem unbeweglen, nachdenklichen Gesicht zu, aber in seinen Augen lag die Qual einer unaebeuren Verlassenheit. Wir teilten ihm mit, was wir an Neuigkeiten von Daheim erfuhren, und er wußte ein teilnehmendes Wort zu sagen. Wir boten ihm von dem Inhalt unserer Päckchen an und er nahm es und dankte, aber es geschah wohl nur, um den Geber nicht zu verletzen. Einmal sagte Thiele, der Friseur: „Ein Kerl wie du müßte doch überglücklich ein Mädchen haben, das ihm schreibt! Na, wenn du mal in Urlaub fährst, später . . ."

Darauf schwieg Richter und sah Thiele mit einem verständnislosen, fast abweisenden Blick an. Hernach, als Richter den Unterstand verlassen hatte, kam Lohmeier auf den Vorfall zurück. „Wir sollten ihn nicht fragen", sagte er. „Er hat nur noch seine Mutter, an der er mit großer Liebe hängt. Der Vater ist bei einem Unglück zu Tode gekommen und sein Bruder im Osten gefallen. Und darüber ist seine Mutter wohl schwermütig geworden, daß sich ihr Verstand verwirrte und man sie in eine Anstalt bringen mußte . . ." —

Kurz darauf, es war wenige Tage vor Weihnachten, geschah das mit Höppner und Thiele. Im Morgengrauen dieses nebligen Dezembertages kehrte Thiele, der die Nacht mit Höppner zusammen in einem schlammigen Trichter des Niemandslands als Horchposten zugebracht hatte, zurück. Allein und mit fahlem, von Qual zerstörtem Gesicht. Sein Mantel war mit durchgefrorenem Blut bedeckt, und in seinen Augen wohnte das Grauen. Mit zuckenden Lippen wiederholte er immer aufs neue die gleichen Worte. Immer wieder bat uns seine flehende Stimme, Höppner doch hereinzuholen, ehe ihn die englische Patrouille fände. Sie wäre schon ganz nahe gewesen und würde ihn im Schlaf überraschen. Er hätte ihn gerüttelt und gewedt, aber es wäre nicht mehr möglich gewesen.

Wir wußten, daß Höppner tot war und versuchten Thiele zu beruhigen, aber es war, als verstände er uns nicht. Fast den ganzen Tag saß er unbeweglich und blickte teilnahmslos ins Leere. Auch am Abend, als draußen die Kochgeschirre der Essenholer leise klirrten, und Lohmeier ihm sagte, er müsse heute die Post holen und vielleicht wäre ein Brief von seiner Frau dabei, sah er uns mit dem gleichen, stumpfen, wirren Blick an. Da stand Richter auf, der kurz zuvor völlig durchnäßt vom Materialtragen zurückgekehrt war. „Ich werde denn für Thiele gehen", sagte er leise und stolperte mit lehmbeschwerten Stiefeln hinaus.

„Unständiger Kerl, der Richter . . .", sagte jemand von uns nach einer Weile. „Wo er doch gar keine Post zu erwarten hat . . . " —

Dann saßen wir schweigend beisammen und blickten in das flackernde Licht der Kerze. Draußen rauschte eintönig der Regen nieder, und gegen neun Uhr setzte ein kurzes Störungsfeuer ein, mit dem der Feind die Verbindungsgräben abstreute.

Die Essenholer kehrten zurück. Alfred Richter war nicht bei ihnen. Der Feuerüberfall hatte sie an der Ferme überrascht, noch ehe sie die ersten Laufgräben erreicht hatten, und dort war er noch bei ihnen gewesen.

Wir warteten. Schweigend und ohne Hoffnung, aber wir warteten vergeblich. Da, es mochte Mitternacht sein, hörten wir seine Stimme und atmeten auf. Er war unverwundet. In der Ferme war er von dem Luftdruck einer einschlagenden Granate zur Seite geschleudert worden und hatte nicht zurückkommen wollen, bevor er den in der Dunkelheit verlorenen Postsack wiedergefunden hatte.

Am Morgen stellte sich bei der Postverteilung heraus, daß der Sack auch einen Brief an den Kriegsfreiwilligen Alfred Richter enthalten hatte. Es war ein Brief, in dem ihm die Anstaltsleitung mitteilte, daß man seine Mutter als geheilt entlassen habe.

Dies nebenbei

Wie aus New York gemeldet wird, teilt Dr. Fritz Zwicky vom Observatorium des Palomar-Berges in Kalifornien mit, daß er auf photographischem Wege einen neuen Stern, eine „Supernova", am Rande eines Nebelfleckes entdeckt habe. Die Erscheinung einer „Supernova" wird durch eine gewaltige Himmelskatastrophe erklärt, durch eine riesige Explosion, die im Innern des Sternes vor sich gegangen ist. Infolge dieses Ausbruches hat der Stern eine höchst gesteigerte Leuchtkraft erhalten, die der der glänzendsten Sterne überlegen ist. Um eine Vorstellung von diesem phantastischen Glanz zu geben, wird gesagt, daß er, wenn er in derselben Entfernung wäre wie unsere Sonne, 23 mal stärker leuchten würde als diese. Nach Telegrammen, die beim internationalen Astronomischen Zentralamt eingelaufen sind, wurde der neue Stern auch auf dem Observatorium auf dem Mount-Wilson in Kalifornien beobachtet. Nach der Berechnung der Astronomen steht er in einer Entfernung von 100 000 Lichtjahren von der Erde, so daß die jetzt beobachtete Erscheinung auf einen Vorgang zurückgeht, der sich vor langen Zeiten ereignet hat.

*

Die Vorstellung im Pariser Cirque d'Hiver fand an einem der letzten Tage ein vorzeitiges Ende mit einer Nummer, die nicht auf dem Programm stand: einem Duell zwischen zwei Elefanten. Die gelehrigen Dickhäuter befanden sich mitten in der Masse und vollführten ein Gleichgewichtsspiel, als sie plötzlich ihre gewöhnliche Arbeit unterbrachen und sich aufeinander stürzten, um einen furchtbaren Kampf zu beginnen. Sie bearbeiteten sich gegenseitig mit Rüsseln und Stoßzähnen. Das Publikum war in dem ersten Augenblick über diesen Anblick höchst belustigt, bis es begriff, daß die beiden Riesentiere Ernst machten, und nun entstand eine Panik, in der sich die Angstschreie der Zuschauer mit den wilden Trompetentönen der Elefanten mischten. Die Anstrengungen der Wärter, den Kampf zu beenden, hatten wenig Erfolg; es gelang ihnen nur, die Tiere aus der Manege, deren Umfassung schon fast vollständig zerstört war, fortzubringen. Aber auf dem Gange, der zu den Elefantenställen führt, blieben sie in der Mitte stehen und setzten ihr Duell fort. In ihrer Wut drängten sie sich gegenseitig in das hier liegende Theatercafé und richteten eine furchtbare Verwüstung an; Gläser, Flaschen, Scheiben und Spiegel, alles zerschmetterten sie, indem sie Stühle und Tische mit den Rüsseln ergriffen und nach allen Seiten schleuderten. Der Direktor des Zirkus forderte das Publikum auf, nach Hause zu gehen, was auch schnellstens geschah. Endlich legte sich der Zorn der Elefanten, und da sie nichts mehr zu zerbrechen fanden, trotteten sie in ihre Ställe zurück. Der Anlaß, der die sonst friedlichen Tiere zu diesem Duell getrieben hat, soll die Eifersucht der beiden Rivalen wegen einer hübschen Elefantendame sein, die vor kurzen neu in den Zirkus gekommen ist.

*

Der Tod der berühmten Ruth Roland, die in den Anfängen des stummen Films die größte Rolle gespielt hat, wird in Hollywood viel besprochen. Ihr Name weckt die Erinnerungen an eine längst vergangene Zeit, in der es die Hauptaufgabe des Films zu sein schien, bei den Zuschauern eine Gänsehaut hervorzubringen. Ruth Roland, die den Titel einer „Königin des Schauderns" erhalten hatte, war die Rivalin von Pearl White, aber eine Brünette, während diese eine Blondine war, und beide traten ständig in Schreckensszenen auf. Sie selbst hat einmal davon erzählt, wie ihre Rollen darin bestanden, daß sie kilometerweit über das Meer geschleppt wurde, während sie an einer an einem Ballon festgemachten Leiter hing, oder daß sie in den Käfig eines bengalischen Tigers gestoßen wurde oder ähnliche Abenteuer auszustehen hatte, bei denen den Zuschauern die Haare zu Berge standen. Dabei handelte es sich um Serienfilme mit dem Schluß „Fortsetzung in der nächsten Woche". „Paulines Gefahren" hieß die Serie, die den größten Erfolg hatte und die die halsbrecherischen Künste der Ruth Roland von allen Seiten zeigte. Der Star des stummen Films hatte sich zurückgezogen, als der Tonfilm zur Herrschaft kam. Sie ist jetzt im Alter von 44 Jahren plötzlich gestorben.

*

Ein Wohnhaus — aus Zeitungspapier. Ein gewisser Mister Stenman verlor kurz nach dem Kriege sein ganzes Vermögen und im Jahre 1922 stand er so mittellos da, daß er sein Grundstück und die Inneneinrichtung verkaufen mußte, um sich vor Hunger zu schützen. Als er so völlig „abgebrannt" dastand, ging er daran, sich irgend ein „Dach über den Kopf" zu schaffen. Dabei kam er auf den seltsamen Einfall, sich eine Behausung zu bauen, deren Baumaterial aus — alten Zeitungen bestand. Eines Tages hatte er auch einen größeren Posten alter Magazine und Zeitungen zusammengetragen und ging ans Werk. In Pigeon Cove im Staate Massachussets wuchs sein Wigwam aus dem Boden. Es war zunächst eine nur recht notdürftige Hütte. Aber die Neugierde der Nachbarn zwang ihn, seinen Bau zu vervollkommnen. So verstärkte er die Wände, die schließlich eine Dicke von 250 Blatt aufwiesen. Die Innenwände der einzelnen Räume waren entsprechend dünner. Ein Firnis an der äußersten Papierwand machte diese wasserdicht. Heute, nach 15 Jahren, trotzt das Papierhaus des Mr. Stenman den Unbilden der Witterung immer noch, und auch die einzelnen Möbelstücke, die ebenfalls aus Papier bestehen, haben sich anscheinend glänzend bewährt.

Mussolinis Staatsbesuch in Deutschland

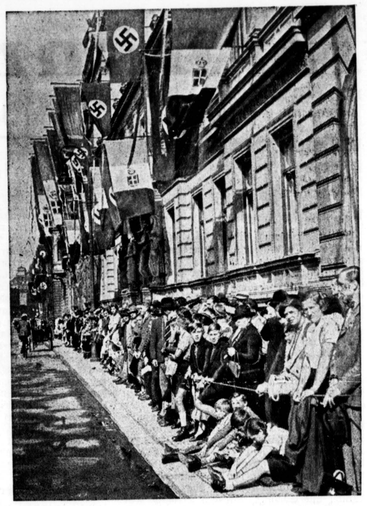
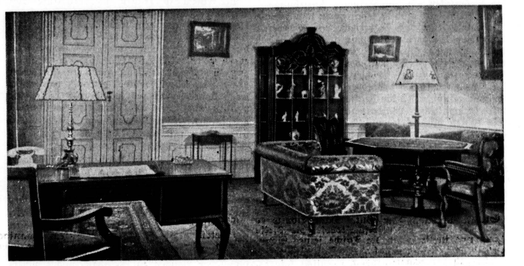
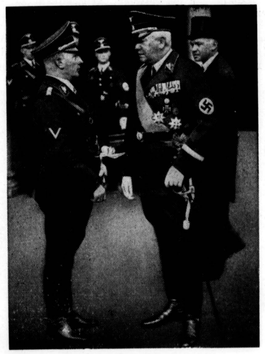


Bild oben links: **Im Haus der Deutschen Kunst.** Der Duce mit dem Führer bei dem Besichtigungsgang durch die Meisterwerke der deutschen Kunst. Links Außenminister Ciano. (Presse-Hoffmann, Zander-K.) — Bild oben Mitte: **Die Wilhelmstraße im Lichterglanz.** (Weltbild, Zander-K.) — Bild oben rechts: **Die ganze Reichshauptstadt auf den Beinen.** Die Feststraße, durch die der Duce am Montagnachmittag seinen Einzug in die Reichshauptstadt hielt, war von den frühen Morgenstunden an das Ziel von Zehntausenden, die sich vorsorglich so zeitig einfanden, um einen guten Platz zu erhalten. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)) — Bild unten links: **Der große Tag der deutschen Waffenschmiede.** Der Führer trifft mit dem Duce vor den Kruppwerken in Essen ein. (Weltbild, Zander-K.) — Bild unten rechts: **Das Palais des Reichspräsidenten.** Hier wohnte Mussolini während seines Berliner Besuches. (Erich-Zander-Archiv, K.)



Das Ganze halt!

Noch in Deckung, bläst der Hornist das herrlichste aller Signale. Die Wehrmachtsmanöver sind beendet. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)



Der Reichsaußenminister

Reichsaußenminister Freiherr von Neurath (rechts), der vom Führer kürzlich zum Ehrengruppenführer der SA ernannt wurde, befindet sich im Gefolge des Führers beim Besuch Mussolinis. (Presse-Bild-Zentr., Zander-K.)

Von den Kämpfen in China

Der Oberbefehlshaber der 3. japanischen Flotte in Schanghai gab als Ergebnis der letzten japanischen Luftangriffe auf Kanton bekannt, daß 19 chinesische Flugzeuge im Luftkampf abgeschossen und zwölf weitere Maschinen auf den bombardierten chinesischen Flugplätzen vernichtet worden seien. — Unser Bild: Chinesische Flüchtlinge in der französischen Niederlassung von Schanghai, die von französischen Truppen bewacht wird. (Presse Bild-Zentrale, Zander-K.)

Geheimnisvolles Verschwinden eines zaristischen Generals in Paris

Wie aus Paris gemeldet wird, ist General Miller, der Leiter des weißrussischen Frontkämpferverbandes in Paris, spurlos verschwunden. Man nimmt an, daß der General von den Bolschewisten auf den sowjetrussischen Frachtdampfer „Maria Uljanowa" verschleppt wurde, um nach Moskau gebracht zu werden. (Zander, K.)

Der rote Frachter „Maria Uljanowa",

der wenige Stunden nach dem Verschwinden des Generals Miller den Hafen von Le Havre verließ. (Erich-Zander-Archiv, K.)

Haftbefehl gegen General Skoblin und seine Frau

Auf unserem Bilde sieht man Frau Skoblin in Begleitung von Kriminalisten beim Betreten der Polizeipräfektur. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Im Banne von Rhodos

II.

Einst Johanniterfestung – heute moderner italienischer Stützpunkt

Von unserem Sonderberichterstatter Dr. Rudolf Vogel

Erlebnisreiche Mittelmeerfahrt in den italienischen Dodekanes

Die Insel im Winde

Mittelmeerinseln pflegen im allgemeinen von der See aus gesehen weitaus schöner auszuschauen, als sie in Wirklichkeit sind. Aber Rhodos birgt ein großes Wunder für den, der die mitleidlos kahlen, ausgedörrten Küstengebirge am Mittelmeer kennt: hochstämmigen Wald! Keinen Buschwald wie auf Korsika oder den Dalmatischen Inseln, sondern in 15jähriger mühevoller Arbeit hochgebrachten Nadelwald. Nur wer die Schwierigkeiten der Wasserbeschaffung für die jungen Stecklinge im brennend heißen Sommer kennt, wer überhaupt weiß, was Wasser im Orient bedeutet, vermag die mühsame Arbeit zu ermessen, die von den Italienern auf Rhodos bis jetzt geleistet worden ist. Am „Berg des Propheten", der bis zu achthundert Metern ansteigt, stießen wir auf geradezu üppige Waldungen, die letzten Reste der ursprünglich zur Zeit der Johanniter vorhandenen Gehölze. Ein Hotel, das stets ausverkauft ist, im Stil der Jagdhäuser, erhebt sich dort frei ausgesetzt dem Tag und Nacht, Winter und Sommer blasenden Seewind. Für die Orientalen ein wundersamer Anziehungspunkt, denn dort gibt es sogar einen wirklichen Wasserfall. Und das ist beinahe ein Wunder. In diesen Wäldern trafen wir auch mit Südtiroler Bauern zusammen. Durch die Anlage von militärischen Plätzen, von Bauten landlos geworden, haben sie hier auf Rhodos in den neugeschaffenen Waldbergen eine neue Heimat gefunden, da die Italiener selbst wenig mit systematischer Waldarbeit vertraut sind. Sie fühlen sich zufrieden und glücklich. Rund ein Drittel der Insel bedeckt heute schon Wald und Feld. Zwei Drittel allerdings bestehen aus kahlen, z. T. vegetationslosen Hängen. Wir fuhren auf den typisch italienischen, glänzend gebauten und gehaltenen neuen Autostraßen durch das Innere. Auf der Südseite, da, wo der ewige Sturm aus dem Nordwesten nicht hinfegt, dörrt der Körper beinahe in der stickend heißen Luft aus, die uns selbst bei rasender Fahrt auf den Landstraßen entgegenschlägt. Die Anstrengung des Anziehens mit einem neuen Schweißausbruch verwischt sofort die leichte Erfrischung eines Bades in 28 Grad heißen Meeres. Die wenigen grellweiß aufleuchtenden Dörfer machen durchweg an der Südküste einen ärmlichen Eindruck. Ein Haus, darin Vieh und Menschen nebeneinander hausen, ein kümmerliches, jetzt in den Sommermonaten meist völlig ausgedörrtes Stückchen Gartenland daneben, ein paar Ziegen auf kahlen Hängen. Man fragt sich immer wieder von neuem, wovon die Leute ihr Leben fristen. Im Norden sieht es wesentlich besser aus. Da stehen die neuen Wälder, ragt aus jedem Dorf mindestens ein großer Windschöpfbrunnen in die Höhe. Quellen murmeln hier und da. Ausgedehnte Obst- und Gemüseplantagen grünen in den Niederungen, die Dörfer ähneln durchweg mehr kleinen Städten. In einem dieser Orte nahe bei Rhodos, machten wir das alljährliche große Marienfest mit. Dort kann man noch die alten griechischen Originaltänze, die „Susta", sehen, kann man noch die Originalinstrumente mit ihren einförmigen, aber sehr hübschen Melodien hören. Ein bunter Jahrmarkt, modern, und alle Belustigungsformen nebeneinander. Bei dem glücklichen Klima in den herrlichen, sternenklaren Nächten, in der kühlen Seebrise scheint in der Tat an solchen Abenden etwas von dem Glück und Frohsinn auf die sich unbeschwert dem Vergnügen hingebenden Menschen zu senken, von dem ein wenig phantasiebegabte Reiseberichterstatter im allgemeinen schwärmen.

Die Chancen der Siedlung

Bei einem so krassen Mißverhältnis von Wasserreichtum und Bodenfruchtbarkeit auf der einen Seite, geringer Bevölkerung und Oedflächen auf der anderen, drängt sich von selbst die Frage auf, die wir auch oft genug Italienern gestellt haben, warum sich der Bevölkerungsüberdruck Italiens nicht in stärkerem Maße nach den Dodekanes gewandt hat. Hier, wo Kolonisten weitaus leichter als in Libyen und in Abessinien anzusetzen sind, entstanden erst in den letzten Jahren vier größere Kolonistendörfer mit rund 7000 Köpfen. Die Regierung errichtete Wege, Häuser, Ställe, mustergültige Schulen, Kirchen, Parteihäuser, Jugendheime usw. Leuchtend weiß stechen sie beträchtlich selbst von den wohlhabenden griechischen Siedlungen auf der Nordseite der Insel ab. Pfirsiche wie kleine Kinderköpfe, wunderbare Orangen werden in dem glücklichen Klima gezüchtet und finden in Aegypten guten Absatz. Die Regierung hat durch Zusammenschluß der Bauern zu Weinbau- und Obstverkaufsgenossenschaften recht viel für die Landwirtschaft getan. Versuchsanstalten sind vorhanden und der rhodosische Wein auf dem Tisch der Hotels und der Schiffe kann sich durchaus neben den bekannten italienischen Marken sehen lassen, ein erdiger starker Wein. Die Italiener siedeln sehr behutsam, unter sorgfältiger Auswahl der kinderreichen Kolonisten, nur absolut gesicherter Basis. Wenn heute schon bei rund 45 000 bis 50 000 Einwohnern etwa 10 000 bis 12 000 Italiener, ohne das Militär, auf der Insel leben, kann man bei stärker vorangetriebener Siedlung unschwer den Zeitpunkt voraussehen, an dem der italienische Bevölkerungsanteil das Uebergewicht haben wird. Das wird allerdings nur auf Rhodos, nicht aber auf den erheblich wasserärmeren und zum Teil recht stark bevölkerten Nachbarinseln der Fall sein. Aber Rhodos selbst ist doch im Grunde genommen nicht ein Beweis dafür, wie schwer in Wirklichkeit Siedlungen großen Stils durchzuführen sind, selbst wenn Menschen und Boden vorhanden sind.

Schulneubau in einem der italienischen Kolonistendörfer (Photo: Dr. Vogel)

Das Luxusbad des Orients

Die gepflegten eleganten Villen der Neustadt, die in einem merkwürdigen orientalisch-venezianischen Mischstil gebaut sind, funkelnagelneue Hotels, vor allem der ungeheure Prunkbau am Strand, könnten ebensogut an der Riviera stehen. Was die Eleganz der Badegäste anbetrifft, die Internationalität des Publikums, die Preise, die gebotenen Vergnügungen, unterscheidet sich Rhodos in nichts von den eleganten großen Bade- und Vergnügungsorten des Mittelmeeres. Der beständige kühle Seewind läßt den an noch heißeres Klima gewöhnten Griechen, Aegyptern und Syriern Rhodos geradezu als Sommerfrische erscheinen, ja sogar Meerwasser von 26 bis 30 Grad als herzhafte Erfrischung. Infolgedessen sind die Badestrände von Rhodos auch nur zwischen 11 und 4 Uhr nachmittags bevölkert, wenn der Nordeuropäer sich besorgt nach Schatten umsieht. Die Schwimmkunst der orientalischen Jugend allerdings, vor allem ihre Sprungtechnik, hat bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Einen Badebetrieb in unserem Sinne dagegen kennt man selbst in dem so fortschrittlichen Rhodos noch wenig. Die ältere Generation schaut lieber im Kreise der vollzählig versammelten Enkel und Urenkel von der Badekabine, die wie ein kleines Sommerhäuschen aussieht, dem Spiel der Wellen von ferne zu. Allerdings könnte ja auch der beträchtliche Aufwand an Verschönerungsmitteln zu starke Einbußen bei einem wirklichen Seebade erleiden. Am Abend hockt man dann wieder vor den Hotels in geschlossenen großen Familienrunden beieinander oder zieht, wiederum mit Kind und Kegel, in ein Kino oder ein Musikkaffee. Nirgendwo wird vielleicht der immer noch trotz aller Einbrüche der Frauenemanzipation erstaunlich feste Zusammenhalt der Familie im Orient deutlicher sichtbar als gerade hier, wo man gern eine moderne Freizügigkeit zur Schau trägt und sich doch im Grunde genommen — vielleicht sehr zum Glück — wenig gegenüber früher geändert hat. Jahr um Jahr bauen die Italiener einen neuen großen Hotelpalast. Die großen Hotels und die bemerkenswert eleganten Heilbäder bei den heißen Thermen von Calitea nahe Rhodos gehören einer staatlichen Gesellschaft. Sie müssen augenscheinlich mit gutem Gewinn arbeiten. Allerdings wird vielleicht erst in Jahrzehnten das herausgewirtschaftet werden können, was jetzt mit soviel Zuversicht, Glück und Geschick in prachtvollen Gärten, schönen Alleen, verschwenderisch breiten Terrassen, öffentlichen Bauten, Schulen und Restaurierungen investiert worden ist. Rhodos ist heute eine blitzsaubere elegante Badestadt, an deren Seite wie ein sorgsam gehütetes, von Archäologen mustergültig restauriertes Juwel, die alte Johanniterfestung, angegliedert ist.

Die Welt abseits vom Strande

Man kann sich kaum einen krasseren Gegensatz denken, als den zwischen dem abendlichen Bummel der Jugend und der Badegäste auf dem Foro Italico mit dem Blick auf die am Kai ankernden Küstensegler, die Windmühlen auf der Mohle, die alten Stadtmauern und Türme, die bemerkenswert schönen neuen Prunkbauten und — der Grabesstil in den alten Gassen des Türken- und Judenviertels. In dem Wirrwarr von Gäßchen und Gassen, den tausend Winkeln und kleinen Plätzen der ausgedehnten Altstadt findet man sich nur schwer zurecht. Weit sind Türen und Fenster geöffnet. Aus einer nachtschwarzen Oeffnung starren einen ein paar funkelnde Augen an, man stolpert hier und da über lautlos vor sich hinstarrende Moslems, die zerlumpt, aber sichtlich zufrieden vor den Türen hocken. Selbst das Geschrei der Kinder schien uns gedämpfter zu sein als sonst im Orient. Verloren hallt der Schritt in den drei Meter breiten Gäßchen zwischen den hohen engen Häusern und den vielen Torwölbungen und Stützstreben. Hier und da wächst plötzlich ein edler Bau aus der Johanniterzeit mit behauenen Steinen, gemeißelten Kapitälen, alten Wappen und gotischen Spitzbogenfenstern aus dem grauen Einerlei dieser Häuser, die im Türkenviertel zum großen Teil noch holzgeschnitzte nachgedunkelte Erker mit vergitterten Fenstern tragen. Manchmal taucht wie ein versunkenes Märchen plötzlich hinter einem Schutthaufen ein wohlerhaltener Garten auf, sitzen weißhaarige, langbärtige, gutgekleidete Türken mit Matronen an einem Springbrunnen, reden sich schneeweiße, zierliche Spitzbogen in die Höhe. Immer noch stehen plauschende Frauen mit großen Tonkrügen oder dem jetzt überall mächtig vordringenden federleichten 10-Liter-Kanister mit Holzgriff an den prächtigen alten Brunnen vor den Moscheen im Schatten mächtiger Platanen. Zeitlose Bilder, deren Stimmung schwer wiederzugeben ist! Noch weniger läßt sich das Erlebnis eines türkischen Dampfbades in dem jahrhundertealten imposanten Bau Soliman des Prachtliebenden im Türkenviertel schildern: Die vergitterten Ruheplätze rings um einen Springbrunnen unter einer gewaltigen Kuppel mit gedämpften Lichteffekten, das Schwitzbad auf alten Marmorplatten, über die soviel Generationen geschritten sind, der bärtige alte türkische Badediener, der wie eine Gestalt aus Tausendundeiner Nacht aussah, die beinahe erdferne Ruhe, das absolute Gefühl der Zeitlosigkeit . . .

Und dann sieht man plötzlich mitten in einer der Hauptbasarstraßen. Wie überall im Orient hausen die einzelnen Handwerke dicht beieinander. Es wird mit jenem Gemisch von Muße und Fleiß, Behaglichkeit und Handfertigkeit gearbeitet, das diesen Betrieb so anziehend macht. Natürlich hat die Fremdenindustrie bereits einige der besten Straßen am Hafen und in der Nähe der alten Ordenspaläste erobert. Aus Smyrna geflüchtete Griechen verpflanzten mit italienischer Unterstützung die Teppichindustrie nach Rhodos. Die üblichen geschmackvollen Silberfiligran- und -ziselierarbeiten, Keramiken, Stickereien werden wie in allen fremden Plätzen des Mittelmeeres reichlich feilgeboten. (Schluß folgt.)

Erntedank 1937

Allein sind wir nichts, in einer einigen Gemeinschaft aber alles!

Seit der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus ist der erste Sonntag im Oktober der gemeinsame Erntedanktag des deutschen Volkes. Alljährlich kommt der Führer an diesem Tage zum Bückeberg (Bild oben), wo Bauern und Städter aus allen Gauen zu einer gewaltigen Kundgebung sich vereinen, in der sie Zeugnis ablegen von der Ehre und der Bedeutung, die dem Bauern als dem Nährer des Volkes im Dritten Reich zukommen. Freude und Jubel herrscht an diesem Tag überall, die Landleute schmücken sich mit ihren alten, schönen Trachten zu Feier und Tanz. Auf unserem Bild (rechts) sehen wir Bauern aus der Schwalm in ihrem Trachtenstaat. Auch das Bild links ist aus der Schwalm: das Mädchen reicht dem Bauern nach vollbrachtem Erntetag in einer großen Holzkanne den kühlen Erfrischungstrunk. Unten sehen wir ein Bild von der Arbeit zur Erntezeit: im Felde summen die Dreschmaschinen. Es ist harte Arbeitszeit für den Bauern; aber was er schafft, ist allen Schweißes wert: Er sichert dem deutschen Volke Brot und Freiheit.

Bilder: Zander-K. (2). Die beiden Bilder in der Mitte sind aus dem Buche von Hans Retzlaff und Pfarrer Heinz Metz-Holzburg „Die Schwalm". Kulturbild einer hessischen Landschaft. Mit 107 Bildern und einführendem Text. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W. 35.

Welt der Frau

Die deutsche Bäuerin ist unentbehrlich

Das Erntedankfest ist auch ihr Ehrentag

Der weitaus größte Teil der Deutschen lebt in Dörfern. 24,4 Millionen sind in 47 371 Dörfern beheimatet und betreiben hauptsächlich Ackerwirtschaft. Fast jeder hat wohl einen Garten, ein Stückchen Land, Nutzvieh und Geflügel. Unter den rein bäuerlichen Betrieben herrscht der kleine und mittlere Bauernhof vor; statistisch ist erwiesen, daß von der gesamten landwirtschaftlich bebauten Fläche Deutschlands zwei Drittel auf die mittel- und kleinbäuerlichen Betriebe bis zu 50 Hektar entfallen. Diese werden größtenteils von Mann und Frau (unter Mithilfe der größeren Kinder) gemeinsam bewirtschaftet. Die Anteilnahme der Frau an der landwirtschaftlichen Arbeit beträgt hier 50 v. H. und mehr, wie ja überhaupt die Mithilfe der Frau in der Landwirtschaft noch stärker ist als in Handel und Industrie, wo die Frau als Helferin im Betriebe des Mannes einen nicht unerheblichen Prozentsatz ausmacht. Auf dem Bauernhofe — gleichviel ob Kleinbetrieb oder Erbhof — kann die Mitarbeit der Bäuerin nicht entbehrt werden.

Die Bäuerin auf dem kleinen oder mittleren Bauernhofe, der das Halten einer Hilfe nicht gestattet, muß zu der Versorgung ihres Haushaltes, der erheblich höhere Anforderungen als die eines Stadthaushaltes an die Frau erhebt, zu der Betreuung der zahlreichen Kinder Hof- und Gartenarbeit leisten. Das Geflügel, das Milchvieh, der Schweinestall unterstehen ebenso ihrer Kontrolle wie Jungviehzucht und Gemüseanbau. Fast alles, was auf den täglichen Tisch des Bauern kommt, ist eigenes Erzeugnis. Sie backt das Brot, das die Stadtfrau weit bequemer sich aus dem Laden holt. Sie bereitet Butter und Käse; im Herbste, wenn die Arbeit sich drängt, bleibt ihr die Mühe, den Ueberfluß in Garten und Feld ihrer Familie nutzbar zu machen. Obstdörren, wozu das zeitraubende Schälen der Aepfel und Birnen gehört, oder Muskochen, nicht gerade angenehmster Zeitvertreib! Sind die Kiepen voll Zwetschen entsteint und geteilt, die Birnen geschnipelt, der Hollunder gepflückt, so gilt es... Stunden um Stunden am heißen Herde das Mus zu rühren, damit die Eindickende, preisende Feuchtmasse nicht anbrennt, und zwar so lange, was bei der Menge tagelang dauert, bis der Holzlöffel in der erdichten Masse „stehen" bleibt.

Die Wildfrüchte wollen verwertet werden: Brombeeren, Hagebutten, Schlehen, aus allen verliebt die Bäuerin Gelee, Mus, Saft oder Schnaps zu bereiten. Der Bauer kauft nicht gern, er trennt sich nur schwer von dem so hart erarbeiteten baren Gelde; so muß für den Winter vorgesorgt werden.

Das Einschlachten! Wer einen Schlachttag auf dem Lande erlebte, der weiß, welches Maß an „zusätzlicher Arbeit" hiervon auf die Bäuerin entfällt! Und wäre es nur das Säubern von Küche und gebrauchten Töpfen und Geschirr! Und am Abend ist „Schlachtfest", zu dem die Verwandten und Nachbarn sich einstellen. Wer richtet es her und sticht auf, hat vielleicht zum Nachtisch noch einen Kuchen gebacken? Die Bäuerin!

Kartoffelroden! Wenn es auf dem Lande auch häufig Sitte ist, daß die Bauern sich gegenseitig helfen, so heißt es doch für die Schar der Erntehelfer die Mahlzeiten bereiten, sie hinaus auf das Feld bringen und zum Abend die hungrige und müde Gesellschaft mit Abendbrot bewirten. Die lautende Tagesarbeit muß „nebenher" verrichtet, die Kinder versorgt werden! Das Vieh verlangt sein Recht; eine Kuh, ein Pferd, dessen ist der Städter sich nicht immer bewußt, repräsentieren ein Kapital von vielen hundert Mark! Welche Sorgen, wenn eine Viehseuche im Dorfe ausbricht!

Die große Wäsche, die ebenfalls im Herbste erledigt werden muß! Im arbeitsreichen Sommer, der alle Hände brauchte, blieb sie liegen, häufte sich an. Hat die Bäuerin den Wäscheschatz gewaschen, gemangelt und geplättet, so wartet ein Berg von zerschlissenen und zerrissenen Wäschestücken und Strümpfen auf sie. Die Strümpfe hat sie ausnahmslos selbst gestrickt, die Wolle, die von den eigenen Schafen stammt, vielleicht selbst gesponnen. Manches Leinenstück ist eigenes Erzeugnis. Man baut ja immer Flachs an, auch für den eigenen Bedarf. Man kennt wieder Spinnrocken und Spinnstuben auf dem Lande, übt das Spinnen, Haspeln, das Weben wie Urahne und Großmutter es taten! Die von den Altvordern übernommene Tracht kommt wieder zu Ehren wie die alten Hauskünste. Das Spitzenklöppeln im Erzgebirge, die feinen Buntstickereien, das Tschechischstopfen, die oftmals nur zu eigener Verwendung ausgeübt werden. Brotkauf, und das erhöht die Achtung vor der Leistungsfähigkeit der bäuerlichen Frau, betreibt sie eine der vorerwähnten Künste als Broterwerb neben ihrer Tagesarbeit. Denn nicht immer wirft der bäuerliche Kleinbetrieb so viel ab, daß er die Familie ernährt.

Der Arbeitstag der Bäuerin ist unbefristet; ihr Tagewerk beginnt mit Tagesanbruch und endet spät am Abend; unermüdlich ist sie tätig, soll die Bauernwirtschaft gedeihen. Frühzeitig denkt sie an die Zukunft und stellt sich darauf ein. Wie bald, und die heranwachsenden Kinder sollen sich für einen Beruf entscheiden; nicht alle können Bauer werden. Wenn eines der Mädchen heiratet, muß eine Aussteuer vorhanden sein. Sie schafft es, wenn nicht gerade Viehsterben und Mißernte den bescheidenen Wohlstand bedrohen. Ihren Händen ist das Gut des Bauern anvertraut, sie mehrt oder — mindert es. Davon zeugen bäuerliche Sprichwörter: „Wenn der Mann einlöffelt und die Frau ausscheffelt, so geht die Wirtschaft zugrunde"; „Eine Henne kann mehr auseinanderscharren, als sieben Hähne zusammentragen!" Wo jedoch die Frau zu wirtschaften versteht, „wächst der Speck am Balken!". Sie erzieht die Kinder zu rechtschaffenen Menschen; der umsichtige Bauer, die gute Bäuerin sind nicht zuletzt das Erziehungsprodukt der Mutter. Die Bäuerin ist den Kindern in allem Vorbild.

Im nationalsozialistischen Deutschland hat sich vieles für den Bauern, also auch für die Bäuerin, zum Besseren gewendet. Die überlastete Frau der klein- und mittelbäuerlichen Betriebe findet Hilfe und Unterstützung in der Landhilfe, in Schulungskursen aller Art, die speziell den Bedürfnissen der bäuerlichen Frau angepaßt werden. Ausspracheabende und Gemeinschaftsfahrten geben Anregung und Zerstreuung, überall auf dem flachen Lande stehen die Beratungsstellen des Reichsmütterdienstes, der NS.-Frauenschaft, der NS.-Volkswohlfahrt der Bäuerin mit Rat und Tat zur Seite. Weiblicher Arbeitsdienst und BdM. sind willkommene Helferinnen in arbeitsreicher Erntezeit. Ländliche Feste krönen „laure Wochen". Denn die Bäuerin braucht die Ablenkung vom Alltag, soll ihre Arbeitskraft nicht vorzeitig erlahmen. Wanderbühne und Wanderkino werden bald mit Freuden begrüßt, die Bäuerin stemmt unternommene Versuch der Einführung der Erntehelfer und -krüge zum Fest der Ernte im vorigen Jahr hatte vollen Erfolg, der uns zur Weiterarbeit auch zum diesjährigen Fest der Ernte verpflichtet.

Das Erntefest kann beginnen — Photo: Willi Engel / (Deike M)

Bäuerliche Töpferarbeit zum Fest der Ernte

Die Kunst des Töpfers gehört zu den schöpferischen Handwerksberufen. So war es seit dem Mittelalter, so soll es heute wieder sein. Seit dem Mittelalter war es gerade die bäuerliche Volkskunst, die in den Töpfereien gepflegt wurde. Sie hatte lebendige Verbindung mit dem Volkstum und der Volksgemeinschaft. Heute noch sprechen diese Bauerntöpfereien zu uns ihre Sprache und geben Aufschluß über Wesen, Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren. Wir erkennen an ihnen alle Zeichen echter Volkskunst: Echtheit des Werkstoffs und dessen Gestaltung, symbolische Darstellung und Verbundenheit mit dem Volkstum. Hier äußerten sich die gestaltenden Kräfte des Volkes, sie waren Bindeglied der Volksgemeinschaft, die sie durch ihre Arbeiten vertieften und lebendig werden ließen.

Mit dem Verfall der Volksgemeinschaft trat auch der Verfall der Volkskunst ein. Gewerbetreibeit und Mechanisierung des Handwerksbetriebes beschleunigten den Verfall. Die Einführung des Steinguts und Porzellans auch in dem bäuerlichen Haushalt nahm den bäuerlichen Töpfereien ein großes Betätigungsfeld. Die Töpfer versuchte durch Verbilligung und Mechanisierung seiner Waren das verlorene Feld zurückzuerobern und verlor dadurch noch mehr die lebendige Verbindung mit seinem Volkstum und die dadurch bedingte schöpferische Kraft.

Erst unsere Zeit wies dem Töpfer wieder seinen Weg: den Weg zur Volkskunst.

Glaube an eine neue Volkskunst heißt: Glaube an die gestaltenden Kräfte der Volksgemeinschaft im schöpferischen Handwerk. Die Volkskunst wendet sich durch ihre gestalteten Arbeiten an die seelischen Werte im Menschen. Kulturelle, symbolische und seelische Werte können aber nicht als Massenware hergestellt werden, sondern sie sind einmalig gestaltete Arbeit.

So gesehen, erhält die Volkskunst ihren eigenen Wert. Sie ist kein überflüssiger Luxusartikel, sondern ein notwendiges Lebensbedürfnis der Volksgemeinschaft. Wollen wir einer lebendigen Volkskunst wieder die Wege zum Volke ebnen, so müssen wir da einsetzen, wo ihr Ursprung liegt: bei der Volksgemeinschaft. Heute haben wir diese Volksgemeinschaft wieder. Und wir haben noch mehr, die Feiern und Feste der Volksgemeinschaft, in denen sich diese am tiefsten äußert und von denen das Fest der Ernte wohl das symbolisch tiefste dieser Feiern ist.

Der Töpfer arbeitet noch heute wie in alter Zeit. Er formt seine Arbeiten freihändig auf der Töpferscheibe und brennt sie im Feuer. Die Maschine hat ihn nicht unterjocht, sie ist ihm Dienerin geblieben, soweit er sie überhaupt verwendet. In seinen Arbeiten wirken noch Traditionen an die Arbeiten seiner Väter mit. Sie sind ja nur verschüttet und durch eine falsch gelenkte Zeit in Vergessenheit geraten. Sie wieder aufklingen zu lassen und aus der Vergangenheit zu holen, um sie an unsere heutige Zeit zu binden, ist unsere Pflicht. Hier zeigen die Erntedankfestteller und -krüge einen Weg, der zu einer neuen deutschen Volkskunst zurückführt.

Erntedankfestkrug und -Teller mit Begußmalerei von Rudolf Lunghard (Deike M)

Der von der Keramischen Abteilung der Staatlichen Kunstgewerbeschule Stuttgart in Verbindung mit verschiedenen Töpfereien in Württemberg unternommene Versuch der Einführung der Ernteteller und -krüge zum Fest der Ernte in vorigen Jahr hatte vollen Erfolg, der uns zur Weiterarbeit auch zum diesjährigen Fest der Ernte verpflichtet.

Igna Maria Jünemann.

Aus Stoff und Faden

Das alle Techniken unserer Zeit umfassende „Lehrbuch der weiblichen Handarbeiten" von Bertha Schwetter ist mit Bd. II: „Aus Stoff und Faden" nun vollständig (Verlag Otto Beyer, Leipzig, 7,50 RM). Für die Anfängerin ist es ein Lehrbuch, der Handarbeitsfreundin Berater, ein zuverlässiges und anregendes Nachschlagewerk für die Fachlehrerin — für jede Frau ein Geschenk von bleibendem Wert. Sämtliche Stickarten: Kreuz-, Flecht-, Linien- und Webstiche usw., sowie das große Gebiet der Weißstickerei werden eingehend behandelt. Der Durchbruch- und Tüllarbeit ist ein breiter Raum gewidmet. Jede der 31 Techniken wird von Grund auf erklärt. 955 Abbildungen dienen dem leichteren Verständnis der einzelnen Techniken. Dem überaus nützlichen, geschmackvoll gebundenen Werk liegen außerdem vier Arbeitsbogen mit Zählmustern und naturgroßen Musterzeichnungen bei.

Stanley KLÄRT DEN FALL

Kriminalroman von Hanns Stehle

6. Fortsetzung

„Allerdings überraschend! Woher wissen Sie das?"

„Sehr einfach. Die Marchesa pflegte meine Dienste mit Scheck zu honorieren, diese aber lauten alle auf die Victoria-Bank in Rom."

„Merkwürdig."

„Sehen Sie. Ich habe da meine ganz bestimmten Vermutungen, deren Richtigkeit sich dann noch erweisen wird. Da ist vor allem noch dieser Herr . . . dieser üble Patron . . ." Ciappelletto schob verächtlich die Unterlippe vor — „dieser pensionierte Oberst Rosso, ein eingebildeter und unwissender Aufschneider; ich kann nur sagen: eine brutale Natur."

„Sie scheinen keine guten Erfahrungen mit diesem Herrn gemacht zu haben?"

„Sehr schlechte, allerdings. Ich habe meine Klientin auf der Herfahrt zwei Stunden begleitet und ihre Frisur neu entworfen — und da war dieser Mensch anwesend. Er entblödete sich nicht, mir gegenüber den Protzen herauszukehren und mich, genau gesagt, zu demütigen. Er wird nun den gerechten Lohn empfangen . . ."

„Sie meinen?"

„Ja, er steckt selbstverständlich mit ihr unter einer Decke — Teufelsmechtel, verstehen Sie?"

„Ich hatte bereits die Ehre, den Oberst kennen zu lernen. Ich muß sagen, daß der Herr sehr energisch aufzutreten beliebt."

„Der Fall liegt ganz klar, die beiden sind die Schuldigen! Sie haben auf irgendeine Weise herausgefunden, daß sich der Bankier mit den Resten seines Vermögens auf der Flucht befindet und wollten sich nun an ihn heranmachen und zuminderst die Einlage der Marchesa retten. Es kam zu einem Kampf — nun, der Unglückliche ist unterlegen. Die Gesellschafterin ist natürlich mit ihnen im Bunde . . ."

„Oder wurde nur vorgeschoben — ein Zufall, der den beiden zu Hilfe kam. Ich will Ihnen ganz offen sagen, daß ich meinen Verdacht auch noch nicht aufgegeben habe und die Forschungen weiterbetrieb. Ich habe sogar einiges herausgefunden, das den Untersuchungsrichter interessieren dürfte. Ich überwache sie noch immer . . ."

„Ausgezeichnet. Dann wird es das Nächstliegende sein, die Verhaftung dieser Person zu veranlassen . . ."

„Sofern unsere Gründe dazu ausreichen."

„Sie werden ausreichen — ich bin davon überzeugt. Was werden morgen die Zeitungen sagen, wenn sie von dieser neuen Wendung erfahren! Die Marchesa wird im Gerichtssaal erscheinen, und man wird flüstern: sie trägt eine Frisur à la Ciappelletto! Mein Name wird in aller Leute Mund sein, die Reporter werden mich zu interviewen versuchen; denn jedermann weiß, daß der Friseur einer Dame von Welt mehr von ihr weiß als ihr Beichtvater. Ah, eine schöne Idee . . ."

„Und wenn die Marchesa doch unschuldig wäre?"

„Dann . . . dann hat man doch wenigstens von mir gesprochen. Aber verlassen Sie sich darauf, ich tische nicht alles der Bonner, den die Schalle im Winter wenigstens eine kurze Arbeitspause vergönnt — an ihr Haus gebunden. Wer soll sie ersetzen, besonders, wenn die Kinder noch klein sind? Sie kann ihren Arbeitsbereich, der nur durch sie ausgefüllt werden kann, so leicht nicht verlassen, die Anregung muß schon ins Dorf kommen!

Wenn am Tag von Bückeberg der Führer den deutschen Bauer ehrt und seine große Leistung vor aller Welt anerkennt, so ehrt er damit gleichermaßen die deutsche Bäuerin, die tapfere Helferin und unentbehrliche Stütze des deutschen Bauern!

Igna Maria Jünemann.

Es ist entsetzlich! Stellen Sie sich vor, die Marchesa ist verschwunden . . ."

*

Zur selben Zeit herrschte im Vestibül des Grand-Hotels Hungaria eine beträchtliche Aufregung. Boys huschten hin und her. Hotelangestellte und Kellner standen in kleinen Gruppen zusammen. Sie tuschelten leise und sahen nach dem Direktionszimmer, dessen Schiebetür weit offen stand. Die Szene, die sich hier abspielte, war einigermaßen ungewöhnlich: Oberst Rosso gebärdete sich hochrot vor Wut, wie wahnsinnig und schrie immerfort auf den Direktor ein:

„Wie ist das möglich, Herr, wie kann so etwas in einem erstklassigen Hotel geschehen? Ich verstehe das nicht, ich bin außer mir, ich mache Sie für alles verantwortlich, Herr . . ." Er schrie so sehr, daß sich seine Stimme überschlug. Der Direktor, kalkweiß im Gesicht, wischte sich die Schweißperlen ab und gab sich Mühe, den Erregten zu beruhigen.

„So machen Sie doch bitte kein Aufsehen!" sagte er in ziemlich gedämpftem Ton. „Es wird sich alles klären, Herr Oberst, bitte, bewahren Sie Ruhe . . ." Er rang die Hände.

„Was heißt Ruhe bewahren? Ich schreie so laut es mir paßt. Der Ruf Ihres Etablissements ist sowieso zerstört. Es kommt nicht mehr darauf an. Solange es möglich ist, daß Verbrecherbanden sich einer Dame bemächtigen, solange werde ich . . ."

„Aber das ist doch ein Irrtum," unterbrach der Direktor und erhob seine Stimme. „Das ist ganz falsch! Die Dame ist doch nicht herausgeholt worden, ich bitte Sie, das war doch kein Raubüberfall! Sie wird Gründe gehabt haben, abzureisen . . ."

„Gründe . . . das sagen Sie jetzt! Ihre Unaufmerksamkeit ist schuld daran, daß dies passieren konnte."

„Wenn Sie ruhiger geworden sind, werde ich alles genau berichten. Vorher aber nicht."

„Herr!!" brüllte der Oberst. Plötzlich aber wurde er ruhiger. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und sagte fast leise: „Erzählen Sie . . ."

„Heute vormittag so gegen elf Uhr erschien ein junger Mann in Chauffeuruniform und brachte für die Frau Marchesa ein Schreiben."

„Haben Sie es selber entgegengenommen?"

„So warten Sie doch! Er erklärte, er habe Auftrag, den Brief persönlich zu bestellen, und ich ließ also den Chauffeur hinaufführen."

„Wie konnten Sie das tun?"

„Das ist absolut nichts Ungewöhnliches. Da gibt es doch wirklich nichts zu verwundern. Er war vielleicht fünf Minuten oben, kam dann wieder und verließ das Hotel."

„Wie sah er aus?"

„Wie tausend andere Chauffeure, — ich werde es versuchen, mich noch auf Einzelheiten zu besinnen. Ja, richtig, er trug jetzt einen Koffer in der Hand. Es muß wohl — so nehme ich an — der Koffer der Marchesa gewesen sein. Eine halbe Stunde später kam sie selbst und verlangte die Rechnung. Ich brachte sie ihr persönlich aufs Zimmer. Sie bezahlte, gab ein besonders hohes Trinkgeld. Ich erlaubte mir noch zu fragen, ob sie uns denn schon verlassen wolle. Leider muß ich verreisen, erklärte sie darauf, es ist sehr eilig."

„Und für mich hinterließ sie nichts?"

„Doch, sie sagte wörtlich: Beiseilen Sie dem Herrn Oberst Grüße. Meine Reise dauert nicht übermäßig lange. Ich werde bald zurückkommen. Er braucht sich absolut keine Sorgen zu machen."

„So — das sagte sie. Warum ließen Sie mich denn nicht sofort rufen?"

„Auch daran habe ich gedacht. Aber sie meinte, das sei unnötig. Sie sollten nicht gestört werden."

„Merkwürdig."

„Daraufhin verabschiedete ich mich. Zwei Minuten später erschien sie im Vestibül, trug wie bei der Ankunft Reisemantel, Schleier und kleinen Hut — und ging hinaus."

„Wohin?"

„Ich fragte, ob ich einen Wagen besorgen solle, aber sie lehnte ab. Sie dankte nochmals lächelnd und sagte — ich wiederhole ihre Worte: Es gefiel mir ausgezeichnet bei Ihnen — ein vorzügliches Haus!"

„Weiter . . ."

„Nun, dann ging sie . . ."

„Aber wohin denn? Sie müssen das doch sicher beobachtet haben . . .?"

„Bedauere. Ich pflege meine Gäste nicht zu beobachten, Herr Oberst . . ."

„Herr, nehmen Sie sich in acht! Ich . . ." Er verstummte plötzlich und stutzte: Soeben war der Polizeichef Sopron zur Tür hereingekommen, hinter ihm Fräulein Bolvary, die Detektivin, und Ciappelletto. Der Oberst fixierte die beiden letzteren mit wütenden Blicken und wandte sich dann an den Polizeichef:

„Verhaften Sie die beiden Personen hier! Sie haben die Marchesa Grimani beiseitegebracht!"

*

Die Budapester Behörde sah sich keiner angenehmen Situation gegenüber. Dieser Mordfall, der anfänglich so banal und einfach aufgesehen hatte, komplizierte sich ständig. Drei Personen waren nun verschwunden. Der letzte Fall wies eine gewisse Aehnlichkeit mit Daniells Verschwinden auf. Der Portier hatte beobachtet, daß die Marchesa, bevor sie das Hotel verließ, eine Visitenkarte in der Hand trug — ähnlich der, die der Detektiv erhalten hatte. Fräulein Bolvary konnte eine weitere Beobachtung hinzufügen: Sie hatte die Marchesa durch einen Boaufträgten ihres Instituts übermachen lassen; der konnte die Nummer des Wagens angeben, in den die Marchesa gestiegen war. Ein Stück war er sogar dem Wagen gefolgt, der über die Ringstraße gefahren, eine halbe Minute vor dem Hotel Astoria gehalten hatte, ohne daß jemand aus- oder eingestiegen war, und dann in rasendem Tempo davongefahren war. Er hatte eine weitere Verfolgung aufgeben müssen. Die Nummer des Wagens aber existierte gar nicht.

Dies alles stellte sich im Verlauf einer ziemlich dramatischen Vernehmung im Gerichtsgebäude heraus. Oberst Rosso verdächtigte den Friseur und die Detektivin Bolvary immer wieder, mußte sich aber schließlich von der Unhaltbarkeit seiner Anschuldigungen überzeugen. Er war selbst erstaunt darüber, daß die Marchesa das Bankkonto bei Torcello verhehlen hatte. Wahrscheinlich aber, so meinte er, habe sie sich sehr wenig um geschäftliche Dinge gekümmert, die bis vor Jahresfrist ausschließlich ihr Gatte besorgte; vermutlich wisse sie nicht einmal, daß Torcello Inhaber der Victoria-Bank sei.

„Da kennen Sie die Frauen schlecht" bemerkte Ciappelletto spitzig. „Manche sind in diesen Dingen sehr raffiniert . . ."

„Und manche Friseure einfältig und frech", lautete die Antwort des Obersten, der sich gleich darauf empfahl und zum Hotel Astoria fuhr. Herr von Karczag hatte ihm mitgeteilt, daß der Artist Madras und der Japaner dort wohnten, und nun wollte er auf eigene Faust versuchen, herauszubringen, ob das Verschwinden der Marchesa nicht vielleicht mit den Artisten zusammenhänge.

Madras und auch der Japaner seien ausgegangen, erklärte man ihm im Hotel. Sie wohnten fest in einer Artistenpension, Horvat utca 197. „Wenn der Herr sich dahin bemühen wollte . . ."

Der Oberst machte kehrt und fuhr nach einem kurzen Telefongespräch sofort zu der angegebenen Pension, einem großen, ansehnlichen Gebäude, das leicht zu finden war. Die beiden älteren Frau, vermutlich die Pensionsinhaberin, öffnete und sagte ihm Bescheid. Herr Ivor Madras bewohnte zusammen mit dem Japaner drei Zimmer im zweiten Stock.

Rosso fuhr hinauf, sah Madras Visitenkarte an der Korridortüre, läutete und trat ein, als sich die Tür geräuschlos — wie von unsichtbarer Hand — öffnete. Niemand empfing ihn. Alles war still, wie ausgestorben. Er klopfte schließlich an eine Tür mit der Aufschrift „Sprechzimmer", drückte, da keine Antwort kam, die Klinke nieder. Die Tür gab nach . . .

Der Oberst tappte ein paar Schritte vorwärts und versuchte sich zurechtzufinden. Er befand sich in einem völlig verdunkelten Raum. Dies war merkwürdig, aber noch merkwürdiger erschien ihm, daß die Tür sich automatisch hinter ihm schloß. Im nächsten Augenblick flammte Licht auf. Eine kleine Stehlampe beleuchtete einen Schreibtisch und dahinter das wachsgelbe Gesicht des Psychologen. Er saß völlig ruhig und unbeweglich, trug einen schwarzen Rock, schwarzes Hemd schwarze Krawatte, sah mit stechenden Blicken auf den Ankömmling und sagte:

„Nehmen Sie Platz." Dabei deutete er mit magerer weißer Hand auf einen Sessel, der fast in der Mitte des Zimmers stand.

„Rosso", stellte sich der Oberst vor und setzte sich dann. Prüfend sah er um sich und platzte dann mit der Feststellung heraus:

„Sie wohnen ja sonderbar, Herr Madras! Wozu denn dieser Hokuspokus?"

Die Lippen des Mannes hinter dem Schreibtisch schienen noch dünner zu werden. Dann lächelte er leicht. „Ihnen kommt dies ungewohnt vor, Herr Oberst, ich begreife. Aber lassen Sie sich nicht beirren. Ich brauche viel Sammlung, höchste Konzentration, verstehen Sie. Es ist ein gewisser Ritus notwendig, um alles Physische auszuschalten und ganz im Psychischen aufzugehen."

Rosso lachte auf. „Im Vertrauen gesagt — auf mich wirkt das Theater nicht im entferntesten, Herr Madras. Sprechen Sie ruhig natürlich! Ihrem Geschäft mag eine so magische Beleuchtung von hohem Nutzen sein. Aber wie gesagt, bei mir ist das überflüssig."

Madras hatte die Augenlider gesenkt, schwieg eine Weile und sagte dann plötzlich: „Sie kommen wegen des Mordfalles?"

„Allerdings. Sie konnten es sich denken."

„Stimmt. Ich habe Sie sogar erwartet. Nicht eher und nicht später — eben gerade jetzt . . ."

„Wieso denn das?"

„Leider scheinen Sie nichts von physischen Gaben zu halten. Vielleicht kann ich es Ihnen ganz natürlich erklären: Die Marchesa, auf die Sie so große Stücke halten, ist verschwunden. Sie wissen nicht ein noch aus, konnten auch nichts Genaues in Erfahrung bringen — da haben Sie sich meiner erinnert. Sie wußten, daß ich hellseherische Experimente ausführe — Sie glauben zwar nicht daran, wollen aber doch einmal den Versuch machen, mich zu hören. Das ist ein ganz klarer Gedankengang. Noch heute vormittag habe ich das schriftlich festgehalten." Madras kramte in einer Schublade, brachte ein Blatt Papier zum Vorschein, das er dem Oberst

Erntedank

Kein Land so schön in aller Welt
Als dies, da Gott uns hingestellt,
Auf daß wir unsre Hände regen
Und ringen um der Ernte Segen!
Kein Tag so froh im ganzen Jahr,
Als da, was Keim und Hoffnung war,
In reicher Ernte heimgebracht!
Wir beugen dankbar uns der Macht,
Die über Mensch und Feld und Baum
Und über jeder Frucht und Rehre
So waltet, daß im engen Raum
Die Heimat ihre Kinder nähre.

Wolfgang Zenker

überreichte. In sonderbar steifer Schrift und mit roter Tinte war darauf vermerkt: „Drei oder vier Uhr Konferenz mit Oberst Rosso."

Rosso zuckte mißtrauisch die Achseln und sagte:

„Woher wissen Sie überhaupt, daß die Marchesa verschwunden ist? Das steht doch noch in keiner Zeitung?"

„Aber natürlich", erwiderte Madras ruhig und deutete auf das Mittagsblatt, das vor ihm lag. „Groß und deutlich steht es drin. Sie sind nicht gut unterrichtet, Herr Oberst."

„So, das werden wir ja noch sehen! Ich rate Ihnen jedenfalls, sich in acht zu nehmen! Ich habe nämlich Beweise, daß Sie mit der Entführung der Marchesa zu tun haben . . ."

„Eine kühne Behauptung, eine sehr kühne Behauptung!" Madras spielte mit einem Bleistift. „Ich muß das wohl Ihrer Erregung zugute halten . . ."

„Herr Madras, ich spiele mit offenen Karten! Es nützt Ihnen gar nichts, zu leugnen! Es ist genau festgestellt worden, daß das Auto, das die Marchesa entführte, vor Ihrem früheren Hotel anhielt. Daraus kann man Schlüsse ziehen, vielfaende Schlüsse."

„Ob ein Auto vor dem Hotel Astoria anhält oder nicht, scheint reichlich belanglos. So lange niemand aussteigt und . . ."

„Halt! Sie haben sich schon verraten! Sie wissen, daß das Auto anhielt und gleich wieder weiterfuhr. Ich behaupte, Sie sind selber drin gewesen . . . Gegen elf oder zwölf Uhr."

„Kaum möglich; von zehn bis zwölf hielt ich im Andrassy-Saal einen populärwissenschaftlichen Vortrag über Seelenkunde." Madras zeigte zwei Reihen echter Zähne.

„Das wäre wohl erst nachzuprüfen! Aber auch dann halte ich Sie nicht für entlastet! Es kann sehr wohl sein, daß Sie Komplicen haben, Helfershelfer . . ."

„Meine Zeit ist gemessen, Herr Oberst. Sie halten mich nun schon eine halbe Stunde auf. Ich bitte Sie übrigens, davon Kenntnis zu nehmen, daß ich für halbstündige Beratungen 15 Pengö zu berechnen pflege."

Der Oberst sprang auf. „Lassen Sie diese Phrasen! Ich behaupte, die Marchesa ist hier! Hier im Hause, jawohl, alles wird mir klar. Deswegen sind Sie umgezogen, haben eine Wohnung gemietet! Sie haben die Marchesa hierher gelockt und wollen Sie erpressen! Ich weiche keinen Zentimeter von hier, bevor ich mich nicht überzeugt habe . . ."

Wieder lächelte Madras. „Ich hätte durchaus die Möglichkeit, Sie mir vom Halse zu schaffen, verlassen Sie sich drauf! Die Behörden könnten Ihnen die größten Unannehmlichkeiten bereiten. Aber ich will das nicht, wenn Sie wünschen, können Sie meine Wohnung durchsuchen."

„Damit auch ich Ihnen in die Falle gehe? Wie? So schlau bin ich gewesen, ich habe die Polizei vorher informiert: Punkt vier

Der Sammler (Deike M)

Uhr erscheinen die Beamten vor der Tür; in zehn Minuten also . . .“ Rosso streckte sich aus, zündete sich eine Zigarette an, bebielt den Physchologen fest im Auge. „Rühren Sie sich bitte nicht von der Stelle, ich trage eine Waffe bei mir!“

Madras antwortete nichts und schloß die Augen. Er glich jetzt einem unwirklichen Wesen, sah ganz versteinert aus — wie ein indischer Götze, der schlafend auf einem Postament thront. Langsam vergingen die Minuten.

Ganz plötzlich erlosch die Lampe. Dichte, undurchdringliche Finsternis herrschte im Zimmer.

„Machen Sie sofort Licht, oder ich schieße!“ schrie der Oberst. Er versuchte, sich zu orientieren, feuerte zwei Schüsse in der Richtung des Schreibtisches ab, rannte zur Tür, riß daran, ohne sie öffnen zu können, und lauschte an der Wand nach einem Schalter. So vergingen zwei Minuten.

Dann schrillte draußen die Klingel. Inspektor Gnör mit drei Beamten erschien, trat zu Rossos höchster Verwunderung wenige Sekunden später, ohne an der Tür Widerstand zu finden, ins Zimmer, schaltete die Deckenbeleuchtung ein. Hinter seinem Schreibtisch saß ruhig und unverändert Madras, der die eingetretenen Beamten grüßte und erklärte:

„Ich stehe völlig zu Ihrer Verfügung.“

Gnör wies einen Zettel vor, der ihn zu einer Haussuchung berechtigte. Er machte sich zusammen mit seinen Leuten und dem Oberst an die Arbeit. Jeder Winkel der Wohnung wurde durchsucht. Man klopfte die Wände ab. Die Fußböden wurden untersucht. Aber nichts Verdächtiges war zu finden. So sehr sich der Oberst auch bemühte, einen geheimen Raum zu entdecken, in dem die Marchesa vielleicht gefangen gehalten wurde, es ließ sich nichts dergleichen feststellen. Zum Schluß wurde noch der Mechanismus der Türen nachgesehen. Beide, die Korridortür wie die des Sprechzimmers, waren durch einen elektrischen Knopf vom Schreibtisch aus zu bedienen. Das war alles.

Dem Inspektor schien nichts anderes übrig, als sich zu entschuldigen. Madras lächelte nachsichtig. „Keine Ursache, Herr Inspektor. Sie haben ja nur Ihre Pflicht getan! Ich hätte übrigens Grund, gegen den Oberst vorzugehen. Er hat soeben auf mich geschossen. Ich will aber von einer Anzeige absehen. Nur, meine Herren“, — er hob die Stimme und sprach feierlich — „müssen Sie mir eine Bitte erfüllen: Kommen Sie heute abend alle zu mir in die Vorstellung. Ich werde öffentlich den Namen des Mörders bekanntgeben und gleichzeitig den Beweis für seine Schuld erbringen. Nehmen Sie genügend Leute mit, damit keine Verhaftung erfolgen kann. Ich danke Ihnen!“

Sich verabschiedend, nickte Madras und wandte sich seiner Lektüre wieder zu, bei der er offenbar gestört worden war.

*

Das Royal Orpheum war an diesem Abend, es war ein Samstag, sehr gut besetzt. Die beiden Inspektoren Szalk und Gnör erschienen im Abendanzug und setzten sich in die drittvorderste Reihe. Mehrere Polizeibeamte, selbstverständlich in Zivil, waren an verschiedenen Stellen im Saal untergebracht; meist hatten sie Außenplätze, so daß sie sich nötigenfalls schnell entfernen konnten.

„Wenn das kein Bluff ist, lasse ich mich hängen“, sagte Szalk leise, so daß ihn nur sein Kollege verstehen konnte. „Derlei Mätchen sind wirklich zu durchsichtig und plump. Ich wundere mich nur, daß Sopron darauf eingegangen ist.“

„Warum denn nicht?“ fragte Gnör. „Die Mordsäure steht so faul, daß man auf jede Kleinigkeit seine Hoffnung setzt. Außerdem: wenn der Zauberkünstler da oben wirklich den Beweis erbringt, daß der von ihm angegebene Mann der Täter ist — noch dazu öffentlich —, muß an der Sache schon etwas sein. Meine Frau war übrigens gestern mit Bekannten hier. Nach dem, was sie erzählte, muß es fabelhaft gewesen sein.“

„Na, was Frauen so fabelhaft nennen! Übrigens — da drüben sitzt unser Oberst.“ Er deutete auf die linke Seite, wo Rosso Platz genommen hatte.

„Wollen sehen, was daraus wird.“ Szalk blätterte in dem Programm und las die Varietenummern. Ivor Madras sollte als Hauptattraktion erst am Schluß auftreten. Ein besonderer Artikel war ihm gewidmet, sein Bild war auf der Umschlagseite abgedruckt.

Jetzt strahlten an der Rampe die Lichter auf. Ein Klingelzeichen ertönte. Der Dirigent nahm vor seinem Pult Platz und hob den Taktstock. Eine Ouvertüre von Suppé wurde gespielt, flott und mit Schwung. Das Publikum, das während des ganzen Spieles sich gegenseitig unterbielt, spendete lauten Beifall.

Dann schritt ein lächelndes blondes Mädchen in blauem Seidenwams und ebensolchen enganliegenden Hosen von rechts nach links über die Bühne, zeigte das Nummernschild: 1.

Der Vorhang ging auf, die Vorstellung begann. Eine Radfahrertruppe, eine dicke Dame mit sprechenden Papageien, ein Akkordionspieler mit heiteren und sentimentalen Weisen, Clowns und eine Stimmungssängerin wechselten einander ab und unterhielten mit ihren beachtlichen Leistungen das Publikum. Besonders der Javaner Tao Nagai, der sich als Schlangenbeschwörer, Feuerfresser und Messerwerfer produzierte, errang viel Beifall; mit erstaunlicher Genauigkeit schleuderte er die Messer gegen einen jungen Mann im Trikot so geschickt, daß dessen Kopf und Körper eng von Dolchen umrahmt wurden, ohne daß sie ihn verletzt hätten.

„Heute scheint sich die ganze Zunft hier ein Stelldichein zu geben“, sagte Szalk leise während der Pause und blickte auf eine junge Dame, die in einem unscheinbaren Kleid in der fünften Reihe saß. „Die Privatdetektivin Bolvarv.“

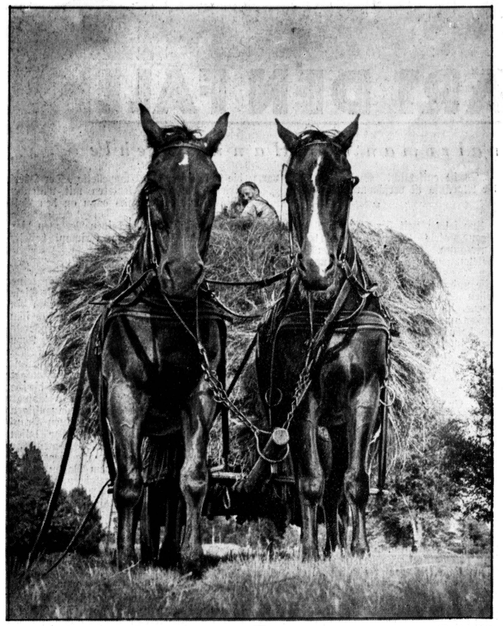
„Eigentlich würde ich ihr gönnen, daß sie Erfolg hat“, erwiderte Gnör und sah sie mit sichtlichem Interesse an. „Ein hübsches Ding. Die täte auch besser daran, ihre Finger von Kriminalgeschichten zu lassen. Das sind keine Dinge für Damen. Sie sollte lieber . . .“

„. . . heiraten“, ergänzte Szalk lachend, „und am besten einen Kollegen vom Fach — dich zum Beispiel. Ich denke, du würdest den Laden schon schmeißen und dich ganz gut als Privatdetektiv ausnehmen. Viel verpfuschen könntest du ja nicht . . .“

„Blödsinn!“ entgegnete Gnör und schubste den anderen in die Seite.

Das Klingelzeichen schrillte wieder. Die Zuschauer nahmen ihre Plätze ein. Das blonde Mädel erschien wieder an der Rampe, diesmal im gelben Anzug, lächelte und kündete den Beginn des zweiten Teiles an. Ein Schnelldichter ließ sich hören. Zwei Tänzerinnen ernteten viel Beifall, der Applaus galt freilich mehr ihrem guten Aussehen als ihrem Können. Wieder fiel der Vorhang. Eine kleine Kunstpause entstand. Dann trug die kleine Blondine, nun in feuerrotem Trikot, eine Tafel über die Bühne, ohne Nummer, dafür aber mit großen schwarzen Buchstaben beschrieben und vom Scheinwerfer grell beleuchtet: Ivor Madras.

Die Musik spielte einen rasenden Galopp und brach plötzlich ab. Der Vorhang ging auf. Die Bühne war völlig verdunkelt. Nur in der Mitte, kreisförmig vom Scheinwerfer herausgehoben, stand der Held des Abends. Das Antlitz mit den geschlossenen Augen erinnerte an eine Totenmaske. Langsam öffnete Madras die Lider, musterte mit forschenden Blicken das Publikum und begann sein Programm mit einigen Erläuterungen. Die ungewöhnlichen Künste, die er den Zuschauern zu bringen gedenke, hätten durchaus nichts mit Zauberei oder Schwarzkunst zu tun. Auch auf Schwindel oder Täuschung beruhten sie nicht. Nein, es handle sich um natürliche und verblüffende Fähigkeiten, die er sich bei einem langen Studium im Orient erworben habe. „Dies alles, was Sie sehen werden“, fuhr er fort, „beruht auf nichts anderem als einer bestimmten Weiterentwicklung und Schulung der Seele, dieser unsichtbaren und unfaßbaren Kraft, die dem Menschen innewohnt. Nur völlige Ausschaltung alles Körperlichen, aller Schlacken und Unlustgefühle, die völlige Abkehr vom Diesseits also ermöglicht jene innere Schau, die ich Ihnen nun zeigen will. Ich beginne mit einfacheren Experimenten, werde dann zu schwereren übergehen, um Ihnen am Schluß — ich betone dies ausdrücklich — etwas Einzigdastehendes, wohl noch nie Dagewesenes zu bringen, eine Eröffnung, die Sie alle — wie Sie hier sitzen — aufs höchste interessieren wird, und deren Richtigkeit über allen Zweifel erhaben ist. Ich bitte um Ihre geschätzte Aufmerksamkeit.“



Der letzte Erntewagen (Zander, M.)

Seine Worte bewirkten zusammen mit seinen Blicken, die er überzeugend und irgendwie zwingend über das Publikum schweifen ließ, eine fühlbare Spannung, ein Interesse, das sich durch größte Stille und höchste Aufmerksamkeit jedes einzelnen verriet.

Er begann mit Kartenexperimenten und brachte danach telepathische Kunststücke. Er wählte aus dem Publikum ein Medium aus, das sich angeboten hatte und ihm — wie versichert wurde — nicht im entferntesten bekannt wäre. Er verband sich die Augen, suchte nach verschiedenen Gegenständen, die da und dort von den Zuschauern versteckt worden waren, und die Madras mit einer ganz erstaunlichen Schnelligkeit, den jungen Mann immer an Handgelenk haltend, auffand. Derartige Experimente waren nun nicht gerade einzigartig und neu, und dennoch überraschten Schnelligkeit und Sicherheit, mit denen sie ausgeführt wurden. Nun folgte der schwierigste und interessanteste Teil seines Auftretens, das eigentliche Hellsehen nämlich.

Er bat ungefähr 15 oder 20 Zuschauer, irgendein bemerkenswertes Datum aus ihrem Leben stundengenau auf einen Zettel zu schreiben. Er würde dann imstande sein, aus diesem Vermerk den Vorgang, und wenn er auch noch so weit zurückliege, genau zu nennen und wiederzugeben. Nachdem mehrere Leute sich dazu bereitgefunden hatten, ließ er durch einen Saaldiener die Zettel einsammeln, fichtete sie kurz, las das erste Datum vor und bat den Fragesteller, aufzustehen. Er faßte diese Person von der Bühne herab fest ins Auge. Nach kurzem Besinnen beschrieb er ein Zimmer, ein Bett, einen Kranken, um den sich Arzt und Priester bemühten, und der Schreiber des Zettels bestätigte, daß das angegebene Datum der Todestag seines Vaters sei. So ging es weiter — Hochzeiten, Kindtaufen, Unglücksfälle, selbst entfernter Verwandter und Bekannter, wurden geschildert, Testamente und geheime Schriftstücke, deren Inhalt eine Rolle spielten, genannt, und dies alles mit einer solchen Bestimmtheit und Schnelligkeit, daß die Zeugnisse ihrem mühelosen Erstaunen, ja oft ihrer Bestürzung Ausdruck gaben. Auch die übrigen Anwesenden waren mehr als verblüfft.

Der Hellseher nahm nun den letzten Zettel und nannte als Datum einen Mittwoch, der genau zehn Tage zurücklag, als Zeit die Stunde zwischen zwei und drei Uhr morgens. Es handelte sich um den Tag und die vermutliche Zeit des Mordes. Die Mehrzahl der Zuschauer wußte es sofort, wie an dem Aufhorchen und Gespanntwerden der Mienen zu beobachten war. Auch Inspektor Szalk gab sich einen Ruck und beugte sich etwas vor, wie um besser hören zu können.

Der Oberst, der den Zettel geschrieben hatte, war aufgestanden und starrte zur Bühne. Seine Blicke trafen sich mit denen des Experimentators. Irgendein stummer und harter Kampf mochte sich da abspielen — dann fing Madras an, laut und deutlich, langsam und scharf akzentuiert zu sprechen:

„Es ist Nacht. Der Expreßzug fährt mit größter Schnelligkeit. Ein Mann schleicht durch den Gang des Schlafwagens. Niemand ist in der Nähe. Vorsichtig öffnet er die Tür eines Abteils. Er tritt ein . . . Deutlich sehe ich die Szene: Er spricht mit dem Insassen. Von Geld ist die Rede. Ganz plötzlich zieht der Eindringling einen Dolch und sticht auf den anderen ein. Jetzt bemächtigt er sich einer großen Summe Geldes. Ich sehe viele Banknotenbündel. Jetzt verläßt der Mann den Raum wieder. Deutlich sehe ich sein Gesicht, in das ich augenblicklich schaue. Der Täter ist der Fragesteller selber. Den Beweis trägt er in der rechten Rocktasche: die kunstvolle Scheide nämlich, aus der er das Mordwerkzeug genommen hat . . .“

Die Stille, die nach diesen in pathetischer Art vorgetragenen Worten einsetzte, wirkte peinigend. Kein Mensch wagte zu atmen. Unbeweglich stand der Oberst und blickte unverwandt auf Madras.

„Ich bitte die anwesenden Kriminalbeamten“, fuhr Madras in unveränderter Tonart fort, „ihre Pflicht zu tun und den Mann hier zu durchsuchen. Ich stehe für meine Worte ein.“

Jetzt erhoben sich die beiden Inspektoren, gingen auf Rosso zu, der sie gefaßt erwartete, und machten sich an seinem Rock zu schaffen. Es dauerte nicht lange, bis sie tatsächlich eine kleine holzgeschnitzte Scheide zum Vorschein brachten. Szalk sah sofort, daß sie zu dem gefundenen Dolche gehörte. Ein Zweifel schien ausgeschlossen.

„Ich muß Sie festnehmen“, sagte er jetzt halblaut zu dem Ueberraschten. „Bitte, folgen Sie mir ohne Aufsehen!“

Der Oberst gehorchte und schritt durch den Seitengang voran, gefolgt von den beiden Inspektoren. Die Zuschauer blickten der Gruppe entsetzt nach und verhielten sich immer noch vollkommen still.

Erst als die Tür hinter den dreien sich geschlossen hatte, und als auf der Bühne sich Madras, gleichsam den Abschluß seines Experimentes andeutend, verneigte, brach ein Sturm los: wütendes Beifallsklatschen und bewundernde Zurufe.

Das Orchester intonierte den Schlußmarsch. Der Vorhang schloß sich. Als ob nichts geschehen wäre, tänzelte das blonde Mädchen im Trikot über die Bühne und zeigte unentwegt lächelnd das Schild „Ende“.

*

Doktor Zorn erfuhr am folgenden Morgen, gerade, als er beim Frühstück saß, von der neuen Entwicklung der Dinge. So schnell wie möglich begab er sich zur Privatdetektei und verlangte Fräulein Marikka Bolvary zu sprechen. Er wurde auch sofort vorgelassen, sah empfing ihn in ihrem Büro, lächelte bei seinem Eintritt und reichte ihm die Hand.

„Ich habe Sie erwartet. Sicher wollen Sie wissen, wie alles vor sich gegangen ist . . .“

„Ich weiß es bereits zum großen Teil. Ich möchte gern Ihre Meinung zu der Sache hören.“

„Hm, was soll man da sagen . . . Herr Ciapelletto, der Friseur, wartet übrigens ebenfalls draußen in der gleichen Sache wohl. Wenn es Sie nicht stört, können wir uns ja zu dritt unterhalten . . .“

„Aber gar nicht.“

Sie läuteten. Kurz darauf trat der Friseur in einem offiziellen Cutaway ein, verneigte sich, küßte der Detektivin die Hand und sagte:

„Ah, guten Morgen — herrlich sehen Sie aus, wirklich ausgezeichnet . . .“

Erst jetzt fiel Doktor Zorn Fräulein Bolvarys Reitanzug auf. Die hellen Breeches und der kleidsame Sakko standen ihr ausgezeichnet. „Nur die Frisur“ — Ciapelletto deutete auf ihren rötlichblonden Bubikopf — „ist noch nicht vollkommen, meine Dame, nicht genügend Stil, wissen Sie — ich habe Ihnen bereits gesagt . . .“

„Ja, ich weiß schon — die Locke mehr in die Stirn und das Mittelstück höher geschichtet . . .“

„Ganz recht, turmartig, wenn man so sagen kann, eine dekorative Verlängerung des Hinterkopfes —“

„Lassen wir das vorderhand. Ich . . .“

„O nein, das ist wichtig. Ich möchte mir erlauben, Ihnen die Frisur, die mir vorschwebt für Sie, und die wohl die lösonte ist, die ich mir denken kann, wenn es ginge jetzt möglichst sofort . . .“

„Aber nein. Herr Doktor Zorn wünscht Aufklärung —“

„Entschuldigen Sie, mein Herr.“ Ciapelletto wandte sich an den Doktorn mit einer artigen Verbeugung. „Ich verzeih Ihre Gegenwart. Aber da Sie selber Wissenschaftler sind, und, wenn ich nicht irre, mit Kunst zu tun haben kunsthistorischen Dingen sozusagen, so werden Sie um so mehr verstehen, wie sehr es einen professionellen Künstler — ich darf mich wohl so nennen — zur künstlerischen Tat drängt, wenn er ein so liebliches Objekt vor sich hat, wie unsere Dame Marikka . . .“

„Bohren Sie nun endlich auf!“ unterbrach die Detektivin und errötete leicht. „Das sind ja Dummheiten.“ (Forts. folgt.)

Der König der Wälder ruft zum Kampf

Eine Waldtragödie von August Zeddies

Aus dem Walde quellen dichte Nebel, ziehen in breiten Schwaden über den Beraknm und fließen mit den grauen Wiesenschleiern zusammen, die von den Nadelstrauen in langsamer Bewegung auf und ab geschwenkt werden. Wie flockige Milch steht die neblige Schicht über der weiten Waldblöße, verhänat den Blick auf die nahen Berge und verdeckt den Weiher, der den Tieren zur Tränke dient. Noch steht der Mond am blaufarbenen Nachthimmel, leuchtet silbern in das Nebelgebräu, umspült die Baumkronen mit mattem Licht, und bänat wie eine gelbe Feuerscheibe über dem schwarzen Schlafbett der stillen Nacht.

Mitten in das Schweigen des Waldes tönt plötzlich ein Knistern und Knacken, verstummt schnell, lärmt etwas näher auf, erlischt aber mals. Irgendwo bricht es in der Dickun Noch einmal. Und wieder. Unheimlich klingt dies Geräusch in die Stummheit der Nacht. Es ist die Begleitmelodie des Lebens, das sich bemerkbar macht und vorsichtig durch den lautlosen Wald tastet.

Da tauchen Dunkte am Waldrand auf . . . erst einer . . . dann in kurzem Abstande zwei . . .“ schwimmen wie kleine, dunkle Schatten auf den Schwaden des Nebels, schieben sich näher heran, tauchen in den Nebelbrei zurück, wie in ein unsichtbares Bad, stoßen ebenso plötzlich wieder daraus hervor, zehn Schritte, zwanzig Schritte weiter . . . ein geheimer Spuk . . . schwarze Kugeln, die vom Nebel getragen werden . . .

Langsam verblaßt der kalte Glanz des Mondlichts. Am Himmel ebben die dunklen Samtfarben ab, ein dämmerndes Grau zieht herauf, das schon das erste Frühlicht des erwachenden Morgens in sich trägt. Nun steigt der Wald deutlicher aus den webenden Nebelkulissen heraus, die nach und nach dünner werden und sich der Höhe zu verflüchtigen. Nun werden die Kugeln heller, formen sich zu Köpfen und Hälsen, zu Körpern und Läufen . . . ein Rudel Rehwild, ist es, das auf die Blöße getreten ist, voran das Leittier, das sichert und windet, und das Rudel führt. Sie stehen herum im ersten Morgendämmer, spitzen ihre Gehöre dem Walde zu und äugen dorthin, wo eben ein lautes und hastiges Poltern aufklingt — da tritt der Kapitale aus den dunklen Falten des Waldes heraus, der Plathirsch, stolz, mächtig, wie eine Statue verhaltend, sein Rudel beäugend. Dann tcat er sein prächtiges Geweih tief zurück auf den Rücken, schiebt den Kopf steil vor, reißt den Aeser auf und stößt einen langen, orgelnden, dröhnenden Bastschrei heraus, von dampfendem Atem begleitet . . . noch einmal . . . und ein drittes Mal: feghaft, frohlockend, herrscherhaft, fanfarenaleich, nun der Tag ihm den Hochzeitsrausch in die Seele bannte.

Er lauschte nach den nahen Waldhöhen, ins ferne Tal, nach den Berghängen, über die weite Blöße. Kein Laut tönt zurück, kein Brunftgeschrei wird ihm als Antwort, allein steht er auf der Waldblöße, niemand ist da, der ihm das Mutterwild streitig macht. Noch einmal bringt sein Röhren in die Stille des klarer werdenden Morgens, dann schreitet er heran, bedächtig, mit nickendem Kopf, mit funkelnden Lichtern, wie eine aus Kraft und Siegerwillen gefügte Gestalt, umkreist sein Rudel, das still und abwartend verhält, tut einen Schnaufer, treibt es näher zusammen, und gibt dem Leittier einen herrlich scheuen Druck mit seinen Kampfsprossen. Nun tritt er auf das Schmaltier zu, und treibt es seitwärts vor sich her. Es macht ein paar Sprünge, wie im Spiel, wie aus Neckerei, da hat er es schon wieder eingeholt. Es wendet den Hals, blickt ihn an, spürt wie der Kopf des Kapitalen sich weich über den Rücken schiebt . . .

„Aaaaaoooouuuuh! — Aaaaoooouuuuh!“ Was ist das? Ein Schrei? Drüben am Vorwurina der Waldblöße? Wer wagt es, hier den Frieden zu stören? Wer will hier gegen den Plathirsch zu Felde rücken?

Wutschnaubend stemmt der Kapitale die Läufe gegen den Boden, wirft das Geweih zurück und gibt dem Nebenbuler Antwort: „Aaööööoooouuuuh!“ Dröhnend fällt der Kampfruf gegen die Wände der Berge, die ihre gelben und roten Herbstflammen schwach entzünden.

Der Schrei des Gegners prallt ebenso laut und kampfesfroh zurück, nur rauher, noch dunkler, aber mutig, hart. Und kurz darauf noch einmal, diesmal schon näher . . . nur ein paar Fluchten weit entfernt . . .

Da fuat der Plathirsch umher, stuft die Vorderläufe auf einen morschen Baumstuden, rollt die Lichter, nun er den schwarzen Gesellen sieht, den starken Hirschenbender, der ihm schon Jahre hindurch verhaßt ist . . . und fordert ihn heraus zu offenem Kampf; dumpf, uraewaltig, zornig, kraftaeschwellt, mit heißem, fiebernd. dem Atem . . .

Der Schwarze zieht heran, ebenso majestätisch, um sein Recht zu suchen und es zu verteidigen. Sein Prachtgeweih trägt scharfe Enden, die wie spitze Dolche über seinem Haupte flimmern. Er fürchtet sich nicht. Er fühlt sich stark genug, um den Kampf zu wagen. Absichtlich gab er kein Echo, als der Plathirsch zum erstenmale rief; lautlos war er herangetrapft, bis die Blöße vor ihm laa. Nun aber will er dem Stolzen zeigen, wer von beiden das Rudel nehmen darf, das unbekümmert im hohen Riscbaras steht und die Lauscher spitzt, um nun das sich entwickelnde Schauspiel in gelassener Ruhe mitanzusehen.

Die beiden Geweihten stehen sich gegenüber, rufen sich an, ducken den Kopf, stoßen abermals ihren orgelnden Bafruf aus, mit aller Kraft, die in den Lungen sitzt . . . der weißgraue Hauch ihrer Aeser strebt aueinander . . . der eine tut einen Schritt nach vorn . . . der andere ebenfalls . . . noch ein Schritt des Schwarzen — dann sprinat der Kapitale zu, schnellt an die Seite des Nebenbuhlers und rammt ihm die Flanken. Der ist dem Stoß blitzartig ausgewichen, ruft den Kopf mit aller Kraft und bohrt in die Lenden des Plathirsches seine weißen Dolche, die sich gleich darauf rot färben.

Schmerz und Wut zittert durch den Körper des Kapitalen, der Schaum steht vor dem Gäsle, knirrende Laute finden Rache . . . mit unheimlicher Schnelligkeit stemmt er die Läufe gegen den feuchten, tauaen Boden, nimmt den Schwarzen von vorn an, senkt tief das Geweih und rennt mit unaeheurer Wucht gegen den Verhaften. Der zeigt am Hals roten Schweiß am Vorderlauf und dicht überm rechten Licht, gibt ein heiseres Röhren von sich, einen auraellen Schmerzenslaut — dann hat er sich freigearbeitet, richtet sich wütend auf, wartet einen Augenblick . . . wankt . . . tritt zurück . . .

Der Plathirsch fühlt sich schon als Sieger, wartet ab, daß der Schwarze flüchtig wird, äuat nach dem Rudel, das beweauna los verharrt . . . da sprinat der schwarze Teufel in wildem Satz heran, schreit dunkel und hohl seinen markigen Ruf heraus und wühlt dem Ueberraschten die Sprossen in die Stimmungen. Der Kapitale kommt zu Fall, verwirft stark, wirft sich aber ruckartig wieder auf die Läufe, stürzt sich gegen den Vierzehnender und gräbt sein Geweih mit lautem Anprall in die Sprossen des anderen. Die Körper schieben sich mit eisenharter Kraft gegeneinander, knicken mit den Vorderläufen ein, sind wieder hoch, drängen sich hierher, dorthin, drehen zur Seite, kommen gleichzeitig ins Wanken, wälzen sich, schnellen in die Höhe, schieben und zerren sich im Kreise, einer so stark wie der andere, gleich gegen gleich röhrend, mit angeschwollenen Muskeln, mit rollenden Lichtern, vorwärts, rückwärts, minutenlang . . . ziehen und streben auseinander, um sich zu lösen — da aeben die Geweihe nicht nach, so fest sind sie miteinander vergabelt und verrannt.

Der Kampf aebt erbittert weiter, doch die Stimmen werden allmählich heiser, die Kräfte schwächer, der Atem trockener. Wieder und wieder reißen sie. Die Geweihe knacken. Dem einen bricht eine Stange, dem anderen eine Kampfsprosse, aber die Köpfe bleiben aeduckt, keine Kraft vermag die Geweihe auseinanderzureißen . . . sie sind miteinander verschmolzen, unlösbar auf Leben und Tod.

Das wird den Kämpfenden langsam zur Gewißheit. Kein Stemmen und Zerren hilft. Nur größer wird der dumpfe Schmerz im Kopf bei jedem ungestümen Ruck. Die Lecker hängen aus dem Aeser heraus, um die Forkstellen ist dicker Schweiß verklebt, die Prosten treten stark hervor, und in den Lichtern steht ein Ungewisses, Ahnendes . . . ein Schreck . . . Todesangst . . .

Tragen die Lichter des Plathirsches nicht schon matten Glanz? Sein Körper zittert. Seine Läufe knicken ein. Er versucht noch einmal, sich aufzurichten. Es ist vergebens. Die Kraft schwindet ihm. Er spürt nur noch den Atem des Gegners, der an ihn gefesselt ist. Eine Stunde noch — dann brechen die Lichter, strecken sich die Läufe . . . der Kapitale ist tot.

Ganz in der Nähe liegt der Weiher. Dort ist Wasser. Dort kann man den brennenden Durst löschen. Der Schwarze schleppt den starren Körper mit sich fort. Er muß rückwärts stampfen. Schritt um Schritt, langsam. Qualvoll, mit wirrem Leuchten i m Blick, immer den Kopf zu Boden adrückt, ein Gefesselter, der kaum noch die Last des Toten schleppen kann. Dann aibt er es auf. Der Ermattuna wirft ihn zu Boden. Der Kapitale ist zu schwer.

Länast ist der helle Tag in den Wald gesprungen und steht im Sonnengegleiß über der weiten Blöße. Und länast ist ein anderer Hirsch aekommen, der lange verhoffte und dem Kampf von weitem zulad. Nun ist er der glückliche Dritte, der das Rudel zusammengetrieben hat, fort von hier, in die schützenden Dickungen des Waldes.

Die Spechte hämmern und die Häher rätschen in den Bäumen. Die Blöße ist rot wie Blut so rot, als hätten sie den Schweiß der starken Kämpfer aufgetrunken. Die aber sind den Liebestod aestorben. Der eine treu zur Seite des anderen. Zwei Gegner, die der Haß zusammenschmiedete. Der Tod des einen zog den Tod des anderen nach sich, weil er des Hungers und des Durstes sterben mußte. Traabilie im Walde . . .

Die Hirschfamilie Federzeichnung von Eugen Ludwig Hoess (Deike-M.)

Abergläubische Jäger /

Von Freiherrn von Bischoffshausen

Man sagt uns Jägern wohl nach, daß wir ganz besonders abergläubisch seien, und ich will auch gar nicht erst versuchen, das zu leugnen oder abzustreiten. Im Gegenteil. Ich glaube, daß uns von allen Berufsständen doch höchstens noch die Seefahrer einigermaßen den Vorrang streitig machen können. Aber wenn schon! Was schadet auch das bißchen Aberglauben! Man lasse uns Weidleute doch nur ruhig nach unserer Fasson leben. Und dabei wird uns manches als „Jägeraberglaube“ adeutet, was andere Leute ganz genau ebenso wichtig nehmen.

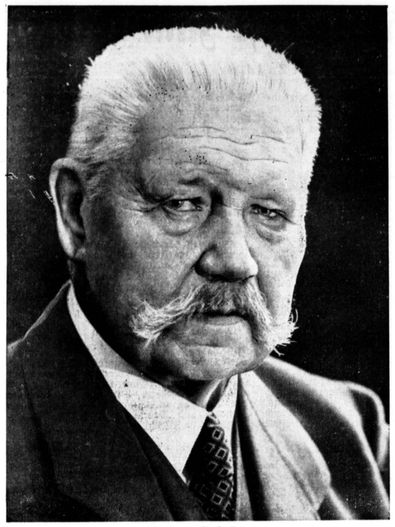
So sehen wir ein bedenkliches Vorzeichen darin, wenn uns beim Aufbruch zur Jagd ein altes Weib, zahnlos und tiefäugig, in die Quere kommt. Na, Herrschaften, als ob das nicht sämtlichen anderen Männern, mögen sie sein, was sie wollen, ganz genau so ginge! Den möchte ich mal sehen, der nicht lieber einem niedlichen jungen Mädel begegnete und dann sofort strahlender Laune ihrem Schrecken etwas erholt hatten, dann brachen sie von neuem auf. Kann sein, daß mir diese Art des Aberalaubens also schon etwas erblich im Blut gesteckt hat.

Aber damit sind Beaegnungsereignisse noch keineswegs erschöpft. Ein uns entgegenkommender Leichenwagen, selbst ein „umgeladener“, gilt für alückbringend, ebenso ein Schornsteinfeaer in seiner Amtstracht mit Zylinder und Besen, ganz besonders aber, wenn er auch noch eine Leiter trägt. Als ein schlechtes Omen wirkt unbehaglich und störend, wenn ein Hase uns über den Weg hoppelt, oder eine Katze ihn kreuzt. Dabei macht wohl mancher auch noch einen Unterschied, ob der Hase von rechts kommt oder von links und ob es eine schwarze Katze ist, oder eine bunte. Aber das sind Spitzfindigkeiten, die zu weit gehen. Dagegen ist es von größter Wichtigkeit, daß der Hund dabei beträgt, wenn er's unterwegs zum erstenmal recht umständlich und größeres Geschäft verrichtet. Dreht er dabei die Kehrseite seinem Herrn zu, dann ist alles gut und herrlich, im anderen Falle aber ganz faul! Trägt der Jäger irgendein neues Bekleidungsstück, vielleicht einen neuen Hut oder neue Strümpfe, so soll dies außerordentlich belebend auf seinen Anlauf einwirken, auch die Nummer des Standes, die einem bei einer Treibjaad zugewiesen wird, ist von ausschlaagebender Bedeutung. Die Hauptsache ist, daß es eine „unaerade“ Zahl ist, ganz besonders beliebt aber sind die Nummern 3 und 7. Erhält diese der Jäger, dann brinat Freude und Zuversicht schon ganz von selber sauberes Schießen mit sich und — schon ist der Beweis für die Zauberwirkung der Nr. 3 oder 7 erbracht!

Die ungeraden Zahlen haben aber noch weiterhin ihre gute, Weidmannsheil bringende Eigenschaft bei dem Patronenvorrat, den man zur Jaad mit sich führt. Bei Pürsche oder Ansitz auf Schalenwild habe ich stets sieben Kugelpatronen bei mir, bei der Birkhahnbala ihrer 29. Die würde ich zur Hühnerjaad loslegen mit 80 Patronen, sondern es sind entweder 79 oder 81 und zur guten Feldjaad nehme ich nicht 300 mit, sondern 301. Für den Jaadherrn bedeutlich kann bisweilen der Aberalaube werden, daß viele auf einer Treibjaad nicht aern den allerersten Schuß des Tages abgeben und lieber Hahn auf Hahn und Hase auf Hase unbeschossen bei sich durchlassen, um sich nicht durch zu guten Anfang den weiteren Anlauf zu verderben. Dies führte schließlich dazu, daß vorsichtige Jaadherren gleich nach dem Anblasen durch einen Förster irgendwo einen Schuß abgeben ließen oder selbst angeblich ein Karnickel fehlten.

Wir sehen also den Aberalauben der Jägerei recht lustig. Wollen treiben, und ich glaube kaum, daß ihn uns jemand durch weise Belehrungen jemals wird austreiben können. Und das ist ja schließlich auch ganz gut so!

5 Dinge brauch' ich jeden Tag, wovon ich keines missen mag:
Persil × Henko × Sil × iMi × ATA
P 177 b



Paul von Hindenburg

Hindenburgs Gestalt im Kulturbild der Deutschen

Zu seinem 90. Geburtstag

Als Hindenburg vor dem Weltkrieg die ewige Stadt am Tiber besucht, ziehen ihn, nach seinem eigenen Geständnis, die Denkmäler des alten Rom mehr an, als die Schöpfungen der Renaissance. Er, der in seinem Buch „Aus meinem Leben“ mit Stolz berichtet, daß sich der Name seines Geschlechts urkundlich bis ins Jahr 1280 verfolgen läßt, der wie ein breitästiger Baum aus den Tiefen der deutschen Geschichte ragt, hat sich immer im Ursprung der Dinge gefühlt. Seiner Gestalt ist mit dem Wort Tradition allein nicht beizukommen, sie ist mythischen Wesens vom ersten Tage an, wo der große Soldat in das Blickfeld der ganzen Nation tritt. Stefan George, der Seher, läßt aus dem drohenden Wirrsal der Zeit den Recken, folgendermaßen auftauchen:

„. . . . da entstieg, gestützt
Auf seinen Stock, farblosem Vorortshaus
Der fahlsten unserer Städte ein vergessener
Schmuckloser Greis . . . Der fand den Rat der Stunde
Und rettete, was die gebärdig Lauten
Schließlich zum Abgrundsrand gebracht: das Reich . . .

Tannenberg hat sich aufgereckt und mit ihm die Wundergestalt des mächtigen Mannes, der wie ein lebendiger Mythus durch die immer bewegter werdende deutsche Geschichte schreitet. Das Schicksal der Nation ist an ihn geknüpft. Kaiser und Fürsten werden langsam zu schattenhaften Gestalten, der Name Hindenburg wird zum Palladium des Volkes.

Die deutschen Ostprovinzen sind frei. Der russische Barbarismus ist in seine eigenen Gefilde zurückgeworfen. Kein deutsches Herz das nicht jubelt. Ein großer Hymnus schwingt durch das Land und pflanzt sich bis in die fernsten Erdteile fort. Ueberall, wo Deutsche atmen, strömen Lieder von ihren Lippen. Der Dichter Max Dauthendey, der die Jahre des Krieges auf Java verbringen muß, verblutet sich in grenzenlosem Heimweh, und in seinem Buch „Mich ruft dein Bild“ opfert er dem großen Deutschen, der sein Vaterland vor dem Zugriff der Feinde schützt. Seine Bewunderung hat kein Ende.

Wer unter Millionen hätte den Ruhm, der täglich auf das Haupt des Siegreichen gehäuft wurde, ohne Anfechtung ertragen? Er ertrug ihn. Als ihn ein humanistischer Professor mit des Tacitus Worten als freier

Der Feldmarschall des Krieges und der Führer des neuen Deutschland reichen sich die Hand

Germaniens begrüßt, erwidert er: „Mente bello — cor regi — sanguinem patriae — gloriam Deo!“ (Der Geist dem Kriege — das Herz dem König — das Blut dem Vaterlande — den Ruhm Gott!). Dann weist er auf seine Soldaten, die durch die Schauer des Todes gegangen sind und den Sieg erkämpft haben. Wahrlich in diesem Mann, der ohne Ueberhebung und Haß war, von dem man nie ein Wort des Uebermutes vernommen, vereinigen sich die edelsten Mannestugenden der Deutschen.

Als 1918 die Rebellion losgeht und alles, irre geworden, sich an den Trägern der Geschichte und der Tradition vergreift, steht die Recken gestalt Hindenburgs unangetastet da. Die Feinde wollen sich seiner bemächtigen, da geht ein einziger Schrei durch das ganze Volk: „Schützt den Helden!“ Das Lied von Tannenberg hat noch keine gültige Gestalt gewonnen, aber es webt und klingt schon im deutschen Blut.

In einer Stunde der nationalen Entscheidung trägt der Rhythmus des alten Heldengesanges den Feldherrn auf den Stuhl des Reichspräsidenten. „Mir war bewußt, daß das Staatsgrundgesetz und die Regierungsform, welche die Nation sich in der Stunde großer Not und innerer Schwäche gegeben, nicht den wahren Bedürfnissen und Eigenschaften unseres Volkes entspreche. Die Stunde mußte reifen, wo diese Erkenntnis Allgemeingut wurde. Daher erschien es mir Pflicht, das Land durch das Tal dunkerer Bedrückung und Entwürdigung, innerer Not und Selbstzerfleischung ohne Gefährdung seiner Existenz hindurchzuführen, bis diese Stunde anbrach.“ So steht es in dem politischen Testament des Feldmarschalls vom 11. Mai 1934. —

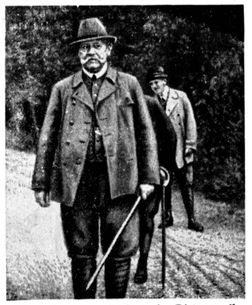
Drei Monate später geht er zur Großen Armee ein. Das deutsche Volk pilgert nach Tannenberg, und der Mythus vom greisen Helden, der auszog gen Osten, das Reich zu retten, geistert nicht nur um die hohen Türme des Feldherrn-Grabes, er gärt im Blut eines Volkes, das, heimgekehrt zu sich selbst, eines Tages im Epos verkünden wird, wie die Treue den Tod bezwang.

„An Hindenburg in Treißen“

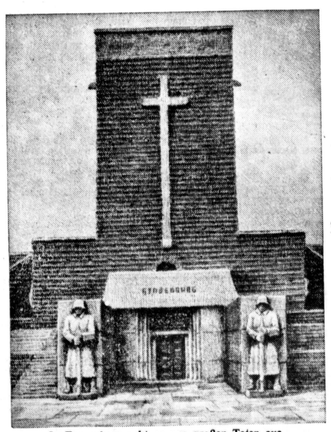
Als Witwer folgte Hindenburg alljährlich einer Einladung ins oberbayerische Gebirge, und die liebe Gewohnheit dieser Jagdfahrt und Höhenkur behält er auch als Reichspräsident bei. Zwei Wegstunden abseits von der Bahnstrecke nach Tölz erhebt sich mit den steilen Alpenmauern im Hintergrund das uralte Kloster Dietramszell, an dessen Sakralbau sich wohnliche Schloßflügel gliedern. Dieses Kloster schloß, bis zur napoleonischen Zeit Sitz einer Augustinerabtei, befindet sich seither im Besitz der Familie von Schlicher, der Hindenburg eng befreundet war. —

Die zutrauliche Bevölkerung hat bald die Scheu vor dem berühmten Sommergast verloren, sie begrüßt ihn wie einen der ihren. Die Bayernjugend streckt ihm die Hände entgegen: „Grüß di'Gott, Hindenburg!“ Dem kleinen Sohn des Försters von Dietramszell hatte Hindenburg einmal für das nächste Jahr sein Bild mit Widmung versprochen. Aber ehe er wiederkam, wurde der Förster versetzt, und Xaverl sorgt sich um sein Bild, er wirft heimlich einen Brief in den Kasten, an „Hindenburg in Preißen“, darin schreibt er: „Lieber Freind Hindenburg indem mir versetzt worden sind kan ich dir keinen Strauß nicht bringen aber schike mir doch bitte dein Bild du hast es mir doch versprochen dein Xaverl.“ Und bald darauf bekommt der Xaverl einen richtigen Brief, und darin ist Hindenburgs Bild mit der Widmung „Nur so weiter, Xaverl! Dein Freund Hindenburg.“ (Aus Gerhard Schulze-Pfaelzer: „Hindenburg ein Leben für Deutschland.“)

Vom Kadett zum Generalfeldmarschall



Hindenburg als Jagdgast in Dietramszell



In Tannenberg ruht er von großen Taten aus

Bilder (5) Archiv des 7. Tages.

Das unbekannte Deutschland

Der schiefe Turm von Mayen. — Urlaub in Monreal. — Die schöne, gelbe Donau. — Das siegreiche Temperament. — Heimkehr

Heute bringen wir den Schlußartikel unserer „Entdeckungsfahrt durch Deutschland“

Vom Westerwald zur Eifel ist nur ein Sprung — eben über den Rhein, über Koblenz hinweg zu der Stadt, die den lieblichen Namen Mayen führt. Durch wieviel Städte bin ich nun schon hindurchgefahren, die zu längeren Aufenthalt verlockten. Tausend Eigentümlichkeiten winkten, tausend Schönheiten grüßten. Wer Zeit hat, braucht um Entdeckerfreuden nicht besorgt zu sein. Ueberall wartet das unbekannte Deutschland. Man muß nur einen Zipfel erwischen und sich dann hineinwühlen. Solch ein Zipfel ist z. B. das Heimatmuseum. Fast immer läßt sich da der Faden finden, der zu tieferem Verständnis der Landschaft führt. Alles ist ja organisch gewachsen, hat sich entwickelt — gestört und ungestört. Der Weg zum Verständnis der Gegenwart führt über die Vergangenheit.

Auch das liebliche Mayen muß hinein bleiben. Aber der schiefe Turm der Clemens-Kirche ließ sich beim besten Willen nicht übersehen. Er ist viel spaßiger als der schiefe Turm von Pisa. Es sieht aus, als ob ein Riese versucht habe, den langen, spitzen Turm abzubrechen. Aber die Kräfte langten nicht ganz, mitten im Versuch mußte er aufhören. Da blieb dieses schiefe wie ein Korkenzieher gedrehte Gebilde zurück. Der Volksmund hat denn auch gleich gedichtet. Der Teufel selbst war es, der den Kirchturm abzudrehen versuchte. Aber er mußte zuletzt doch davon Abstand nehmen — so brav waren die Mayener! Ein lustiger Jüngling hingegen in einem Mayener Bonbongeschäft füllerte mir zu, daß der Baumeister zu grünes Holz genommen habe. Da hat sich der Turm in der Sonne verzogen, wie ein neues Möbelstück, das die Zentralheizung nicht vertragen konnte.

„Rauhe Eifel“

Merkwürdig — Gegenden, Landschaften haben manchmal einen Ruf, der sich farm mit der Wirklichkeit verträgt. Die rauhe Eifel. Sie ist gewiß nicht rauher als die meisten deutschen Mittelgebirge. Das werden die Hunderttausende, die im Lauf der Jahre zum Nürburgrennen fuhren, auch entdeckt haben. Aber solch ein Ruf ist zäh. Und so kam es, daß die „Kraft-durch-Freude-Urlauber aus Sachsen und Schlesien sich auf alle Fälle warme Sachen, sogar Pelze mit in die Eifel genommen hatten — im Hochsommer! Das erzählte mir der Oberbürgermeister von Monreal.

„Uns geht es gut!“

Auf dieses Monreal hatte ich es abgesehen. Dort wollte ich einmal an Ort und Stelle in allen Einzelheiten den „Massenbetrieb“ von „Kraft durch Freude“ kennen lernen. Auf einem Berg oberhalb von Monreal wurde im Freien getanzt. Das war der Anfang. Auf der Tanzfläche aus gutem Tannenholz herrschte allerdings ein erhebliches Gedränge — das einzige, was ich sah. Es tanzte alt und jung; es fehlte nicht der Soldat mit seinem Mädel. Es herrschte ein Sprachgewirr verschiedener deutscher Dialekte. Die Kinder aus dem Dörfchen tanzten mit verblüffender Grazie. Selten sah ich so harmlose Fröhlichkeit.

Monreal hat 725 Einwohner. Die Häuser veranstalten in dem schmalen Tal ein großes Gedränge. Das dörfliche Leben spielt sich auf engstem Raum ab. Da läßt sich nichts vormachen. Aus einem Fenster lehnte eine Frau. Ihre Heimat war Sachsen. Neben ihr erschien alsbald der Kopf ihres Mädelchens, dann auch der Mann. „Uns geht es gut“, sagte sie unaufgefordert. Es war ihre erste Ferienfahrt, überhaupt die erste Fahrt aus der engeren Heimat in das große unbekannte Deutschland. Eine bisher verschlossene Welt hatte sich dieser Familie aufgetan. Das wird seine Früchte tragen. Es sollte nicht vergessen werden, daß die Brutstätte alles Dünkels, aller Vorurteile die Enge ist.

Dieses Dorf müßt sich wirklich um seine Urlauber. Es liegt ihm an diesem Besuch. Der Anmut der Gegend entspricht kein Reichtum. Jeder Groschen ist hier willkommen. Aber dieser Nützlichkeitsgedanke ist nicht aufschlaggebend. Eine natürliche Herzlichkeit, wie sie nicht allzu häufig gefunden wird, ist hier am Werk. Wo geschieht es wohl zum zweiten Mal, was mir hier geschah — daß nämlich der Ortsbürgermeister die Straßenbeleuchtung anstellen ließ, als ich fragte, ob es nicht besser sei, in der engen, dämmrigen Gasse meinen Wagen zu beleuchten! Der Ortsbürgermeister zeigte mir auch die Quartiere für die Urlauber in den Privathäusern. Sie sprachen für sich. Es blitzte vor Sauberkeit. Später ging es dann zu den Forellenteichen. Sie liegen dicht an der großen Straße, auf der die Autos vorbeirasen, für die ein Dorf wie hunderte ist. Kein Blick von der Straße kann dieses Idyll erspähen. Um die Teiche drängen sich Obstbäume, schwer von Früchten. Ein kleines Blockhaus steht da — märchenhaft, versponnen. Auf einem Felsen wartet eine Bank auf Romantiker. Die Maler, die hier wiederholt Freiquartier fanden, brauchen um Motive nicht besorgt zu sein. Zwei Burgruinen liegen oberhalb des Dorfes, durch das der Elzbach rauscht. Alte Fachwerkbauten an der Löwenbrücke strahlen ihren Zauber aus. Die vier Löwen standen einst über dem Tor der Löwenburg. Eines Tages wollten die Mayener sie von der Ruine entführen, hatten sie schon heruntergeschleppt bis zur Straße. Da erschienen die Monrealer. Es gab eine fürchterliche Löwenschlacht. Die Monrealer siegten. Wie reich ist dieser kleine deutsche Winkel an Schönheiten, Geschichte und Geschichtchen. Alles lebt, hat seinen kräftigen Atem.

Burg Bürresheim

Die Perle der Eifel, um einmal ein abgegriffenes Bild zu gebrauchen, ist Burg Bürresheim bei Mayen — in ihrer Gesamtwirkung mehr ein Schloß als eine Burg, wenngleich zuerst als Burg erbaut. Dieses Barockschloß ist in der Tat wie eine Perle auf den Saumes der Wälder seines Tales gesetzt. Es liegt nämlich, umgeben von hochbewaldeten Bergen, inmitten eines weiterneten Tals — dort allerdings auf einem steilen Felsen thronend. Vollkommene Schönheit entdeckt sich am ehesten einer wirtschaftlichen Beschreibung. Bürresheim, dessen Anfänge in das 15. Jahrhundert zurückreichen, hatte das glückliche Schicksal, nie durch Feind oder Feuer zerstört zu werden. Es wurde auch nie, dem Himmel sei Dank, von einem „Kunstverständigen“ restauriert. Es liegt da in seinem felsenwerständlichen Wachstum, wie die Jahrhunderte es brachten, teilweise mit seiner alten Einrichtung, die garnicht nach Museum riecht, begeistert durch die Proportionen seiner Räume, die ein frappierendes Raumgefühl verraten und sagt über die Lebensform vergangener Jahrhunderte mehr aus als lange Abhandlungen. Als Aktualität wartet es mit den „illustrierten Ahnentafeln der Familie von Breitbach auf, der das Schloß 400 Jahre hindurch gehörte. Jeder Ahnenforscher wird an diesen Tafeln, die neben Namen und Daten auch das Bild des Vorfahren bringen, seine helle Freude haben. — —

„An der schönen blauen Donau“

Nun schwingt die Fahrt aus in großem Bogen über Frankfurt am Main, Bamberg, Regensburg nach Straubing. Nur in Bamberg findet sich Zeit zu kurzer Rast. Der Bamberger Reiter lockt. Wieder zeigt sich, daß kein Bild die Wirklichkeit ersetzt. Nach den Bildern hatte ich mir das Standbild viel größer vorgestellt. Nun aber entzückt die Leichtigkeit, die blutvolle Lebendigkeit des Steins. Man hatte mir erzählt, der Platz für dieses Monument sei wenig glücklich gewählt. Was für sonderbare Dinge man sich erzählt. Ein grandioser Gedanke, den Reiter an diesem Pfeiler aufzustellen, wo er dem Blick freigegeben, in unnahbarer Schönheit thront.

Von Regensburg bis Straubing begleitet mich die schöne blaue Donau. Aber so schön sie ist an diesem herrlichen Sommertag — blau ist sie nicht, sondern lehmgelb und trübe. Sollte auch die blaue Donau nur die Erfindung einer Dichterseele sein? Man belebt mich eines Besseren. Früher war die Donau wirklich blau. Durch die Hochwasser des letzten Jahrzehntes aber wurde ihr granitener Grund immer mehr verschlammt und verkiest. Wie sehr, sitze ich an den Baustellen des Arbeitsdienstes im Straubinger Becken noch selber sehen.

Der „Saupreiß“ lebt noch

Auf der Fahrt zu diesen Baustellen begegnete ich einem guten alten Bekannten. Er lebt noch, der brave alte „Saupreiß“. Er ist noch nicht gestorben. Auf einer der schönen bayerischen Straßen, die von überall her die kleinen Kirchen mit dem für diese Gegend zwischen Zwiebelturm grüßen, kam mir eine Kolonne Hitlerjugend entgegen. Plötzlich tauchte neben ihr ein Lastwagen auf, der nicht hinter die Kolonne zurückfiel, sondern neben ihr weiter fuhr. So kam es zu dieser fröhlichen Begegnung. Da standen wir nun Kühler an Kühler. Langsam marschierte die Kolonne an uns vorüber. Wir warteten verbissen. Die Minuten dehnten sich wie Gummibänder. Endlich konnte der Lastwagen wieder auf die Seite einbiegen, die er nie hätte verlassen sollen. Da nun geschah es, daß von dem Lastwagenführer wie ein Blitz jener wunderschöne, waschechte „Saupreiß“ auf mich abgeschossen wurde. Das Temperament, lange genug gezügelt, hatte über den Gerechtigkeitssinn gesiegt. Was ist herzerfrischender als echtes Temperament!

Iller, Lech, Isar, Inn . . .

Iller, Lech, Isar, Inn
fließen rechts zur Donau hin.

— lernten wir in der Schule. Wären diese Flüsse nicht, dann hätte der Reichsarbeitsdienst hier nichts zu tun. Wir stehen auf einer Ausfallstraße bei Straubing. Vor uns liegt das Donautal in seiner ganzen lieblichen Weite. Fast jedes Jahr dehnt sich hier, wo jetzt auf grünen Wiesen hingetupft Bäume dem Frieden eben die Rohrhütte. Was Wörth ist die Donau eingedeicht. Hier hören die Deiche plötzlich auf. 27 000 Hektar Wiesenland sind allein in diesem Becken dem Hochwasser preisgegeben. Nun muß die Donau auch hier daran glauben, muß es sich gefallen lassen, mit dem Kiesel und Lehm eingedeicht zu werden, den große Bagger aus ihrem eigenen Grund holen. Aber irgendwo muß das Wasser dann zuletzt doch bleiben. Man fängt es in sogenannte Rückstandsämme auf. Da ist das kleine Labers-Flüßchen. Um diese Jahreszeit steht man es kaum, aber es ist auch solch ein Schauntreiber und Farbenkünstler. Das Laber-Flußbett wird vom Reichsarbeitsdienst zum Rückstaudamm ausgeweitet, bekommt eine Sohle von 16 Meter Breite, statt der vier oder fünf, die es jetzt hat. 18 Kilometer wird dieser Damm durch das Land geführt und kann so gewaltige Wassermassen aufnehmen. Ohne Feldbahnen sind diese großen Erdbewegungen nicht durchzuführen. Mehr noch als in anderen Gegenden ist die Feldbahn dabei hier die treue Begleiterin des Arbeitsdienstes.

Was nun folgt ist nur noch Heimfahrt, freilich wieder durch unbekanntes Land, durch die Einsamkeiten des bayerischen Waldes, dessen hohe Tannenwälder herbe Strenge atmen. Dann hinauf nach Hof, wo der Weg einmündet in die prachtvolle Autobahn, die zwischen Thüringer Wald und Fichtelgebirge nach Norden führt.

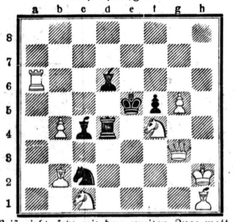
Hinter mir liegt das wundervolle Deutschland, das ein jeder für sich und auf seine Weise entdecken sollte. Man kann es auf mancherlei Weise tun, zu Fuß, zu Rad, zu Wagen. Darauf kommt es nicht an. Entscheidend ist, daß man sehen und begreifen lernt, denn dann erst erfährt die Liebe zu diesem Deutschland ihre letzte Tiefe.

Gert von Kass.

Heimkehr der Asche der gefallenen japanischen Matrosen in Yokosuka

Die Urnen mit der Asche der während der Kämpfe in China gefallenen japanischen Matrosen trafen in der japanischen Hafenstation Yokosuka ein. Die Rückkehr der gefallenen Matrosen wurde mit großer Feierlichkeit begangen. Die Hinterbliebenen der Toten brachten auf dem Bahnhof Rauchopfer dar. — Links die Kameraden der Gefallenen mit den Urnen in den Händen, und in der Mitte der Tisch, vor dem die Angehörigen in betender Haltung stehen.

Schachaufgabe



Weiß zieht, setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (15): Weiß (9): Kh2; Dg3; Lb2 u. h1; Ta6; Se1 u. f4; Bb4 u. g5. — Schwarz (6): Ke5; Le1 u. b6; Td4; Se2; Bb5.

Problem „Meilenstein“.

Bilderrätsel.

Silbenrätsel

Aus den 47 Silben:

an — be — be — chen — dag — de — de — det — e — em — en — en — feh — form — gen — ing — ka — korb — lun — mar — mo — ne — ni — pea — po — re — re — rei — rich — ro — scheid — schi — schid — se — see — ten — ti — tiv — tra — ub — ur — ve — wal — wat — wer — zit — zi

sind 17 Wörter zu formen, die folgende Bedeutung haben:

1. Mittelalterliches Geschlecht, 2. eidliches Friedensversprechen im Mittelalter, 3. Eisenbahngepäck, 4. See in den Bayerischen Alpen, 5. anderes Wort für Verbannung, 6. bestehende Umgestaltung, 7. französischer Diplomat z. Zt. des Krieges 1870/71, 8. Alpenblume, 9. männlicher Personenname, 10. von anderen Gebieten eingeschlossener Landesteil, 11. Handelsplatz am Tanganjikasee, 12. Schwebereck, 13. weiblicher Personenname, 14. Kirchenchor, 15. anderes Wort für Beweggrund 16. Stadt in Westfalen, 17. Gewürzpflanze.

Hat man die Wörter richtig gebildet, so ergeben die Anfangsbuchstaben von vorn nach hinten und Endbuchstaben von hinten nach vorn einen Ausspruch von Dante.

Kopfwechselrätsel.

Dattel — Etter — Lotte — Keiler — Sichel — Bacher — Kissel — Bubel — Anhalt — Lippe — Eid — Rapsel — Adler.

Vorstehenden Wörtern gebe man einen anderen Kopf. Sind diese neuen Wörter gefunden, ergeben die Köpfe einen Erholungsaufenthalt.

Kreisrätsel.

In den bezifferten Kreisen entstehen durch Hinzufügung je zweier Buchstaben Wörter der untenstehenden Bedeutung, die im Uhrzeigersinne zu lesen sind:

1. Ruhebett, 2. Stadt in Nordfrankreich, 3. Hausgeflügel, 4. Körperbedeckung, 5. Gestein, 6. Hunderasse, 7. Arzneipflanze, 8. Hilfsfeuerwerkerin, 9. Fußbekleidung, 10. Deutscher Strom, 11. Volksstamm, 12. junger Sproß, 13. Stadt in Südslawien, 14. Insekt, 15. kleines Raubtier.

Die gefundenen zwei Buchstaben jedes Kreises sind der Reihenfolge nach in die betreffenden Ringfelder einzutragen; sie ergeben, hintereinander gelesen, dann einen Sinnspruch.

Einsetzrätsel.

Durch Einsetzen je eines weiteren Buchstabens in die nachstehenden 12 Wörter, einerlei an welcher Stelle, sollen 12 neue Wörter gebildet werden, wogegen die eingesetzten Buchstaben, aneinandergefügt, eine Wettfahrt zu Wasser ergeben.

Leer — Segel — Ramm — Sefen — Polen — Bote — Lehn — Laune — Korn — Pute — Meer — Hus.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Df1×b5, Sa5×c6 oder a. b, c. 2. Db5×c6, beliebig, 3. D setzt matt. — a) 1. . . . Kb8—a8, 2. Db6—c7+-, beliebig, 3. De2—e7 matt. — b) 1. . . . Db8—c7, 2. b7—b8 D+. De7×b8, 3. Db5×b8 matt. — c) 1. . . . Db8×b6, 2. c6—c7+-, beliebig, 3. D setzt matt. — Wenn Schwarz anzieht: 1. Zug nach b4, c6—c7+. 2. Kb8—a8, beliebig, 3. L zieht ab und setzt matt.

Buchstabenergänzungsrätsel: Elger, Raab, Duero, Bütow, Erpel, Cloge. — Erdbeerbowle.

Geographisches Silbenrätsel: 1. Spezia, 2. Eningen, 3. Ithaka, 4. Wangeroog, 5. Arosa, 6. Sudeten, 7. Deltizki, 8. Utrecht, 9. Breslau 10. Jadre, 11. Staufen, 12. Trinidad. — Sei, was du bist, nur sei es ganz.

Sprungrätsel: 1. Fund, 2. Riege, 3. Idisen 4. Ewers 5. Dampf, 6. Cleve, 7. Nimes, 8. Senat, 9. Fluent, 10. Erfer, 11. Sinai, 12. Tonne. — Friedensfest.

Kreuzwortaufgabe: Waagerecht: 1. Biene, 2. Bursche, 3. Riese. — Senkrecht: 1. Bauer, 2. Meißen, 3. Echse.

Wortspiel: 1 Molle — Rolle, 2. Kran — Uran, 3. Melke — Celle, 4. Vogel — Kogel, 5. Marte — Sorte, 6. Orion — Arion, 7. Lid — Cid, 8. Solon — Kolon, — Ruckack.

Entzifferungsaufgabe: Wenn man die Anfangsbuchstaben der Zahlen aneinanderreiht, erhält man: „Fasanen“ und „Rissen“.

Guter Rat

Kitty ist nicht wiederzuerkennen. Sie ist zerstreut und blaß. Also geht sie zum Arzt.

„Das Essen schmeckt mir nicht! Ich kann weder lesen noch arbeiten, immer sind meine Gedanken anderswo! Nachts finde ich keinen Schlaf. Was soll ich tun, Herr Doktor?"

Der Arzt lächelt: „Heiraten Sie ihn!"

(Neue J. Z.)

*

Im Jahre 1848 hielt in Süddeutschland ein Ammann seinen aufsässigen Bauern eine beruhigende Rede und schloß diese: „So, Bauern, jetzt habt's gehört daß der Herr Herzog nur euer Bestes will." Worauf ein noch immer unzufriedenes Bäuerlein ausrief: „Ja, daß er unser Bestes will, habe ma scho lang gewußt, aber grad das wolle mer em ent gebe!"

(Koralle.)

*

„Helmut", fragte der Onkel, „was willst du werden, wenn du groß bist?"

„Ich werde Polarforscher", antwortete Helmut, „und kannst du mir jetzt 25 Pfennig geben?"

„Was willst du denn damit?"

„Fünf Eiswaffeln kaufen, um zu sehen, ob ich viel Kälte vertragen kann. (Magazinet.)

*

„Wann ist denn Ihre kleine Gesine geboren?"

„Tjchä, das weiß ich nicht so recht! Es war in der Kartoffelzeit, als die Doern ankam. Nur, ob es war, als wir sie legten oder als wir sie ausnahmen, das kann ich nicht sagen!"

(Die Woche.)

Kurzer Prozeß

„Woaßt, Burgamoasta, mit'n Luchsbüchler mach i kurz'n Prozeß, und wenn aa dö G'schicht fünf Jahr dauert!" (Die Woche.)

Gegensätze

„Irma hat solche Leidenschaft für Musik, und ihr Verlobter ist ganz unmusikalisch."

„Das ist nicht so schlimm wie bei Frieda: die hat eben einen großartigen Kochkurs hinter sich, und nun ist ihr Verlobter Hobbyist gewordenen." (Fliegende Blätter.)

*

Onkel Fritz spielt mit Bübchen Pferd und läßt ihn auch reiten.

„Na, wie gefällt dir das Reiten?" fragt der Onkel.

„Ach, Onkel, auf einem richtigen Esel würde ich lieber reiten", stottert Bübchen.

*

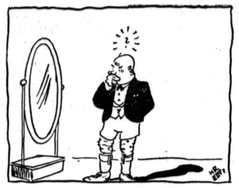
Gast: „Herr Ober, heute möchte ich gern mal etwas essen, was ich noch niemals hatte!"

Ober: „Mein Herr, da kann ich Ihnen Hirn empfehlen!" (Allgemeiner Wegweiser.)

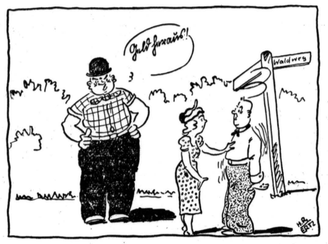
Nicht am Platze

„Wissen Sie, ob es hier Löwen gibt?"

„Kann ich leider nicht sagen, ich bin hier auch fremd."



„Nun könnte man ja zum Ball gehen, aber irgend etwas stimmt noch nicht . . ."



Sie: ist doch nicht schwer, du knallst ihm einfach einen . . .

Mutter erzählt Märchen und jedesmal, wenn sie geendet hat, bittet Lore um ein neues. Schließlich meint sie anerkennend: „Was du aber für einen großen Kopf hast, Mutti!"

*

Der Phlegmatiker sitzt drei Stunden auf dem Ansitz. Nichts rührt sich. Endlich, nach vier Stunden, kommt ein Hirsch. Der Phlegmatiker greift ärgerlich zur Büchse und stöhnt: „Nicht eine Minute hat man Ruhe!"

(Neue Illustrierte Zeitung.)

Hocke kommt heim. Seine Frau empfängt ihn aufgeregt: „Emil, ich koche vor Wut!"

„Aha", meint Emil ungerührt, „deswegen riecht es hier auch so angebrannt!"

(Neue J. Z.)

*

„So kleine Mädchen müssen gehorsam sein", sagt Großmutter Quicktickel mahnend. „Du weißt doch: als Rotkäppchen unartig war, kam der böse Wolf und fraß die Kleine auf."

„Aber die Großmutter hat er doch auch gefressen, Großmutti!" (Koralle.)

„Max, es gibt doch wirklich Hunde, die gescheiter sind als ihr Herr."

„Franz, das brauchst du mir gar nicht zu erzählen, mein Dackel ist selbst so ein Vieh."

*

Heinz geht zum Vogelhändler und sieht dort auch einige Vögel mit Ringen an den Beinen. „Mutti", fragt er, „die mit Ringen sind wohl verheiratet?"

*

Mutter: „Aber Fritzchen, gib doch deiner Schwester die Hälfte deines Kuchens ab; du weißt doch, geteilte Freude ist doppelte Freude."

Darauf antwortet Fritzchen: „Ja, aber ein geteilter Kuchen ist doch kein doppelter Kuchen."

*

Der Straßenhändler war ganz groß in Fahrt. „Dieses Patentfeuerzeug können Sie Ihr Leben lang haben. Sie können es tagelang ins Wasser legen — Sie können die Straßenbahn darüberfahren lassen — Sie können es aus dem 12. Stockwerk eines Hauses auf Granitpflaster werfen —"

„Moment mal!" sagte ein Herr aus dem Publikum.

„Ja, bitte, der Herr!"

„Ich wollte Sie fragen: kann man auch Zigaretten damit anzünden?"

(Fliegende Blätter.)

*

Er war unvermutet zu Geld gekommen, durch eine Erbschaft, und diesem Zustand war er vorläufig nicht ganz gewachsen, denn er erwartete, daß ihn alle Welt bewundern sollte. Eines Tages saß er in einem Café einem Herrn gegenüber, der ihn nicht beachtete. Das reizte ihn, er hob seine linke Hand, an der ein schwerer Brillantring funkelte und meinte: „Was würden Sie tun, wenn Sie den Ring hätten?"

„Ihn verkaufen und mir eine Nagelbürste kaufen", knurrte der Herr.

(Münchener Illustrierte Presse.)

*

„Ach, Fräulein Ilse, ich finde Sie reizend, diese schönen Augen, die schöne Figur! Sie kommen mir gar nicht wie ein irdisches Wesen vor, ich halte Sie für einen heruntergekommenen Engel!" (Allg. Wegweiser.)

Vereinfacht

„Fritz", fragt Mama Mummelmann, „schreibst du dir auch immer auf, was du ausgibst?"

„In den ersten Tagen des Monats schon."

„Na, und sonst?"

„Dann schreiben schon die andern auf."

*

„Onkel, die Trompete, die du mir geschenkt hast, war das Nützlichste von allem, was ich zum Geburtstag bekommen habe."

„Nanu, wieso denn?"

„Tja", Papa gibt mir für jeden Tag, den ich nicht darauf blase, zehn Pfennig."

Asthmaristheilbar oder wenigstens weitgehend zu bessern, wenn es gelingt, die Gesamtschädlichkeit der Atmungsstörungen gegen die auslösenden Reize und die Krampfbereitschaft der vegetativen Nervensysteme herabzusetzen. In dieser Richtung wirkt und hat sich trefflich bewährt das „Asthmaristheilbar". Es ist von Professoren, Aerzten, Kranken erprobt und anerkannt. — Kein Linderungsmittel von vorübergehender Wirkung, sondern eine Wirksoffkombination zur ursächlichen Beseitigung von Reizbarkeit und Krankhaftigkeit der Atmungsschleimhaut, daher auch von nachhaltigem Erfolg gegen Husten, Verschleimung, Katarrhe, Bronchitis bei Jung u. Alt. Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Asthmaristheilbar" und lassen Sie keine Nachahmungen. Packung mit 80 Tabl. RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Reform-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Rühker, Konstanz, kostenlos und unverbindlich Zusendung der interess., illust. Aufklärungsschrift 305 v. Dr. phil. nat. Strauß.

Damenbart Radikalbeseitigung d. Haare durch die natürlichste Methode Vitalatur. Nergit. empfohl. u. glänzend erprobt. Reichspatentamt. Ges. 449 800 Gold. Medaille. Grand Prix Brüssel 1929, London 1933. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Qualität des Nadwuchses). Kleinkur RM 2.75, Kur RM 3.85, f. groß. Flächen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Helvatia G. m. b. H., Köln 114

Kneipp Flatuol das vielbewährte Kneipp-Präparat gegen Blähungen, Aufstoßen, Magendrücken, Sodbrennen, Leibweh, Verstopfung, Hämorrhoiden, Kopfschmerz, Migräne, Schwindel, Ohrensausen, Nervosität, Schlaflosigkeit, Ischias, Rheuma, Gicht, Hexenschuß, Nierenschmerzen, Frauenleiden. Flatuol ist ein Naturheilmittel, das Sie nicht schädigt. Flatuol ist ein Kräuterlikör, der Ihnen schmeckt. Flatuol ist ein Kräuterlikör, der Ihnen hilft. Flatuol ist ein Kräuterlikör, der Ihnen gut tut. Flatuol ist ein Kräuterlikör, der Ihnen Freude macht. Flatuol ist ein Kräuterlikör, der Ihnen Gesundheit bringt. Flatuol ist ein Kräuterlikör, der Ihnen Wohlbefinden gibt. Flatuol ist ein Kräuterlikör, der Ihnen Lebensfreude gibt. Flatuol ist ein Kräuterlikör, der Ihnen Lebensmut gibt. Flatuol ist ein Kräuterlikör, der Ihnen Lebenskraft

anwenden. Denken wir nur an den riesigen, Ehrfurcht und Staunen gebietenden Prozeß der menschlichen Arbeit. Hier wird das Bild des großen Räderwerkes am deutlichsten offenbar. Da ist auch nicht einer, der aus sich oder für sich allein etwas zu schaffen, etwas zu leisten vermöchte! Jede Arbeit einer jeden Hand ist notwendig, sie erhält ihren Wert aber erst, indem sie einem Größeren dient, indem sie ergänzt wird durch die Arbeit noch vieler anderer Hände zu einer endgültigen Leistung. Und mag diese Leistung auf den ersten Blick noch so gering erscheinen, irgendwie wird sie zum Rad oder Rädchen oder nur zum Zahn auf einem Rädchen im großen Werk der Arbeit eines Volkes, die wiederum der Gemeinschaft, jedem einzelnen, zugutekommt und ihm eine menschenwürdige Lebensmöglichkeit überhaupt erst verschafft.

Doch wie alle Uhren, die großen und die kleinen, den gleichen Stundenschlag haben müssen, so muß auch das große wie das kleine Räderwerk der volklichen Gemeinschaft vom gleichen Pulsschlag, vom gleichen Lebensrhythmus beherrscht werden. Wann aber hätte ein Volk diese große Wahrheit besser erkannt und ihre beglückende Wirklichkeit tiefer gefühlt als das deutsche Volk unserer Tage. Vom Nationalsozialismus geeint und geführt, beherrscht ein einziger großer Impuls seine Arbeit und sein Leben: der Wille frei und stark zu sein. Zu diesem Ziele ist jeder einzelne und jede Gemeinschaft eingespannt. Und wenn in diesen Tagen das neue Winterhilfswerk wieder eröffnet wurde, so wird sich gerade auch an diesem Gemeinschaftswerk erweisen, wie stark die Kraft einer geschlossenen und auf ein Ziel ausgerichteten Gemeinschaft ist.

Der gleiche Pulsschlag, der gleiche Lebensrhythmus, das ist das Gesetz der Ordnung, das über allem Leben herrschen muß. Es ist ein göttliches Gesetz, das der Schöpfer gewollt hat, denn wir erkennen es im Leben der Natur, das ein Leben wunderbarer Ordnung ist. Im Wirken aller Kräfte miteinander liegt sein Geheimnis beschlossen. Unsere Zeit hat im Bolschewismus auch die große Macht der Unordnung, der Zerstörung und des Chaos kennen gelernt und auch deren furchtbare Auswirkungen erfahren. Das Prinzip dieser Macht liegt im Ausspielen aller Kräfte gegeneinander. — Das deutsche Volk hat sich für das Gesetz der Ordnung entschieden, die Welt wird sich noch entscheiden müssen. Das Bild vom großen Uhrwerk, in dem Ordnung Gesetz ist, könnte ihr dabei behilflich sein. Lk.

Wie Wolfgang Amadeus seine Konstanze doch bekam

Im März 1781 ereilte den Kapellmeister und Komponisten Wolfgang Amadeus Mozart in Salzburg der Befehl seines Herrn, des Erzbischofs Hieronymus, so schnell wie möglich nach Wien zu kommen. „Seine hochfürstlichen Gnaden" wollten dem Hofe und den dort versammelten Herren zeigen, was für einen Künstler man in Salzburg habe.

Mozart folgte schweren Herzens dem Befehl des Gestrengen. Er ahnte nichts Gutes.

Der Künstler ist kaum in Wien, als der Konflikt ausbricht. Da verkäft er das vom Erzbischof während seines Wiener Aufenthaltes bewohnte Palais. In aller Eile zieht er in das Haus der ihm noch von einer Reise nach Mannheim her bekannten Frau Weber, deren zweitälteste Tochter Aloysia schon in der Residenz des Kurfürsten Karl Theodor vier Jahre früher sein Herz bezaubert hatte. Diesmal ist es aber nicht Aloysia, sondern deren jüngere Schwester, die 15jährige Konstanze, die ihn ganz gefangen nimmt. Die schönsten Melodien der vom Wiener Hof bestellten Oper „Belmonte und Konstanze" oder „Die Entführung aus dem Serail" entstehen unter dem Einfluß dieser Liebe. Und die Innigkeit des Verhältnisses liegt in folgender Briefstelle des jungen Künstlers ausgedrückt:

„Wir sind füreinander geschaffen und Gott, der alles anordnet und folglich auch dieses alles so gefügt hat, wird uns nicht verlassen."

Aber Mozarts Vater, der gegen die Familie Weber noch aus ihrer Mannheimer Zeit her eine sehr heftige Abneigung hatte, befiehlt dem Sohn, dieses Haus sofort zu verlassen. Mozart erschrickt, aber er gehorcht. Er meint, daß es für einen Verlobten schicklicher sei, sich nicht dem „Geschwätz der Leute" auszusetzen. Doch er eilt jeden Tag in das Webersche Haus und gibt seiner Konstanze Unterricht im Klavierspiel und im Singen.

Immer näher brachte sie die Sprache der Musik zueinander, und der Drang nach Vereinigung wurde in ihnen immer größer. Nach dem Unterricht trieben sie närrisches Spiel miteinander, und abends, wenn die Freundinnen der Weberschen Töchter zu Besuch kamen, war hohe Zeit in dem kleinen Haus.

Da drängt es Wolfgang Amadeus, seinen Vater für die Erwählte seines Herzens zu gewinnen. In einem heredten Brief schildert er alle ihre Vorzüge, besonders aber ihre weiblichen Tugenden. Der praktische Vater war mehr auf das Materielle als auf das Schöne bedacht. Um ihn zu gewinnen mußten also die Vorzüge Konstanzens ins rechte Licht gerückt werden. Wolfgang Amadeus kennt seinen Vater, und er schreibt ihm, sie sei nicht eben schön, aber von schönem Wuchs, sie habe Menschenverstand genug, um ihre Pflichten als Frau und Mutter erfüllen zu können, sie treibe keinen Aufwand, sondern trage sich einfach und schlicht, außerdem fertige sie ihre Kleider selbst an und verstehe die Wirtschaft. So weit so gut!

Aber nun ist Wolfgang Amadeus doch des trockenen Tones überdrüssig, sie habe das beste Herz von der Welt und schließt dann den Brief: „Ich liebe sie, und sie liebt mich von Herzen, sagen Sie mir, ob ich mir eine bessere Frau wünschen könnte!"

Doch der Vater war zu keinem Verständnis der Herzensneigung seines Sohnes zu bewegen. Er mochte die Webers nun einmal nicht, und er blieb bei seiner Abneigung.

Zu dieser Not kam bald eine neue. Konstanzes Vormund erklärte sich gegen die Verbindung seines Mündels mit Mozart, und eines Tages sprach sich auch die Mutter des Mädchens dagegen aus. Da war guter Rat teuer. Mozarts Herzensängste waren sehr groß. Damals entstand seine Arie „Ach ich liebte, war so glücklich", die Konstanze eigenhändig abschrieb.

Die Geliebte war oft der Verzweiflung nahe. Es kamen Stunden, in denen sie beide weder ein noch aus wußten. Mehrmals bestand die unmittelbare Gefahr der Trennung für immer. Aber wenn die Not am größten, dann ist die Hilfe am nächsten.

Mozart hatte eine ihm sehr wohlgesinnte Gönnerin, die Freifrau von Waldstätten. An sie mußte er in seinem qualvollen Zustande jetzt öfter als sonst denken. Ob sie ihm wohl helfen würde?

Seine Verzweiflung hat den Höhepunkt erreicht. „Mein Herz ist unruhig, mein Kopf verwirrt, wie kann man da etwas Gescheites denken und arbeiten", schreibt er. Konstanze wird im Hause ihrer Mutter einer immer ... Behandlung ausgesetzt. Jetzt reift in ihm der Entschluß, sie einfach zu entführen.

Und eines Tages verschwindet Konstanze aus dem „Auge Gottes", wie das Webersche Haus hieß, und findet Unterschlupf in der Wohnung der Frau von Waldstätten. Vormund und Mutter wissen nicht, gegen die adelige Dame etwas zu unternehmen, und Mozart sieht nunmehr vor der Erfüllung seiner Wünsche.

Noch ein Widerstand ist wegzuräumen: Die Abneigung des Vaters gegen Konstanze. Diese Arbeit besorgt Frau von Waldstätten. Sie schreibt an den alten Kammermusikus nach Salzburg, der nunmehr seinen trotzigen Standpunkt verläßt. Sie besorgt das Geld zum Ehekontrakt und für die Befreiung der beiden Brautleute vom kirchlichen Aufgebot.

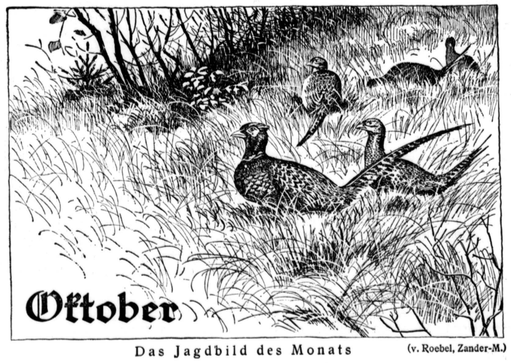
Sehr schnell hat Mozart die Oberlaubnis aus den Händen seines Vaters. Vormund und Mutter Konstanzens hatten schon früher ihr Jawort gegeben. Und am 4. August fand die Hochzeit des 18jährigen Mädchens mit dem 25jährigen jungen Mann statt.

Vor dem Altar löste sich die monatelange Spannung und Herzensnot der beiden Liebenden in Tränen auf. Mozart hat des folgendermaßen dargestellt:

„Als wir zusammen verbunden wurden, fing sowohl meine Frau wie ich an zu weinen; darüber wurden alle, sogar der Priester, gerührt, und alle weinten, als sie Zeuge unserer gerührten Herzen waren."

Frau von Waldstätten bereitete dem jungen Paar ein Souper, welches „in der Tat mehr fürstlich als baronisch" war. So glitten sie über die ganze Skala menschlicher Empfindungen und Gefühle in eine Ehe, aus deren Glück ungezählte Lieder einer schönen, niemals versiegenden Liebe erblühen sollten.

F. O. H. Schulz.



Das Jagdbild des Monats (v. Roebel, Zander-M.)

Die Kunst, Männer glücklich zu machen

Wir hatten neulich ein Gespräch über Kunst, es ging ziemlich laut zu; meist wollten mehrere zugleich sprechen und ihre Meinung anbringen, ohne die Meinung der anderen erst lange abzuwägen. Es handelte sich nicht um Kunst im allgemeinen, sondern um die ganz besondere und für Frauen sehr wichtige Kunst, einen Mann glücklich zu machen . . .

Ich sagte schon gleich im Anfang: „Das spricht eigentlich Bände, daß es schon Kunst sein muß, einen Mann glücklich zu machen!"

Aber darauf achteten sie nicht, denn ich gelte als Ironiker, und solche Leute dürfen sagen, was sie wollen, man geht darüber hinweg. Ganz im Ernst suchten sie weiter und suchten zu ergründen und standen festzustellen, wie und womit es der Frau am besten gelänge, ihren Mann glücklich zu machen.

Es nützte gar nichts, daß ich vorschlug, „Andem die Frau verreist aber von ihrem eigenen Geldel"

Das hielten sie wieder für geistreich ohne sachlichen Ernst.

„Nein", sagten sie, „sondern es handelt sich um die Frau, die nicht abwesend ist, sondern anwesend; und wie sie es fertig bekommt, ihren Mann glücklich zu machen, so daß die ganze Ehe und das ganze Zusammenleben und so weiter — also, daß sich der Mann dabei glücklich fühlt, zufrieden ist und solchermaßen dann auch selber Zufriedenheit und Glück ausstrahlen kann, so daß es für die ganze Familie . . . kurz und gut, also so, wie es sein soll . . ."

Das hatte mich sehr gelangweilt, ich beschloß, nun gar nichts zu sagen, sondern nur noch Pfeife zu rauchen und zuzuhören. Wir waren zwei Ehepaare und eine zu Besuch weilende dritte Ehefrau dazu, alle noch jung genug verheiratet, um die Hoffnung und den Willen nicht aufgegeben zu haben. Ich sah mir die Frauen alle an. Es war aber nichts zu sagen gegen sie. Sie meinten es gut und hatten keine Furcht vor Mühe.

Die eine meinte, es sei mit den Männern so, daß die Männer abends viel zu müde wären, und folglich müßte man es ihnen weich zurechtmachen, nicht aber großen Umtrieb vertangen und das Heim zu einer Stätte der Willenskraft machen. Und dem Mann ein bißchen aus dem Wege gehen, indem man ihm recht gibt, ihn so bewundert, wie er es gern hat und im übrigen weiß die Frau ja doch, daß der Wille, der geschieht, der ihre ist. Sie muß es nur nicht mit Trompetenstößen anerkannt haben wollen.

„Für solche Trottel hält sie uns, dachte ich. Aber sie sah hübsch aus, und vor Opfermut leuchtete sie, sie gefiel mir sehr gut.)

Von dieser Kunst, einen Mann glücklich zu kriegen, schied sich die zweite sehr ab. Wie nun, fragte sie, wenn der Mann dickköpfig ist, so hartnäusig, daß es nicht zu ertragen ist mit ihm, so daß es schlechthin unerträglich werden müßte, wollte man ihm den Weg noch weiter freigeben? Und daß es Männer gäbe, sagte sie, die abends nicht zum Ruhen nach Hause kommen, sondern sie kommen heim wie der König in sein Reich und sangen zu Hause mit dem Regiment erst an! Das aber, was sie anordnen, ist schierer Wahnsinn. Nein, sagte sie, eine gewisse feste Haltung muß die Frau schon haben.

Die dritte fing an zu erzählen: „Mein Mann . . ."

Darüber verloren sie sich schnell ins einzelne und kamen ins Zuhorchen. Sie merkten sich vieles und stimmten mit dem Munde zu, aber im Herzen waren sie sicher entgegengesetzter Meinung, und die Männer — — wir Männer — — sprachen aus Vorsicht wenig, denn wir wußten schon: Jedes unserer Worte würde uns ewig unverzeihen bleiben! Wir wußten gut genug: Die Welt ist groß, und über Kunst läßt sich manches reden. Man kann sogar über Frauen ganz allgemein reden, auch über die Ehe und über das Glück ganz allgemein, aber in der Wirklichkeit haben wir es nicht mit Frauen zu tun, sondern mit der Frau, die wir geheiratet haben, nicht mit Ehe an sich, sondern mit unserer Ehe.

Das sagte ich dann auch, nachher, ganz bescheiden.

Ich sagte: Darüber kann man überhaupt nicht reden. Die Kunst, einen Mann oder eine Frau glücklich zu machen, besteht in der Kunst, diesen Mann oder diese Frau so richtig zu verstehen, daß man weiß, wo der Spaß aufhört und der Ernst anfängt." Wenn es Männer und Frauen gäbe, sagte ich, die man glücklich machen könnte, sagte ich, nach festen Regeln oder Grundsätzen, sagte ich, dann könnte so jeder beliebige Mann jede beliebige Frau heiraten, sagte ich, haha, und grinste. Aber da das nicht möglich ist, wie sich erwiesen hat, so wird es wohl so hinauskommen — sagte ich und grinste so freudig tief, daß zwei der Frauen sogar aufschrien vor Empörung —, so wird es also wohl so hinauskommen, daß jedes Paar seine ganz besonderen Regeln wird haben müssen, da es ja eben ein ganz besonderes Paar ist.

„Ich, zum Beispiel", sagte ich, „wenn mir meine Frau verbieten wollte, die Gardinen grau zu rauchen, so bekäme sie helle, weiße Gardinen, aber dafür würde bei mir die Seele grau und düster werden vor Gram. Und wenn", sagte ich, „wenn einer säuft, wenn einer außer Hause lebt, wenn einer . . ."

Und zuter solche Beispiele.

Ich sagte: „Dann kann man wenig oder nichts machen, meine Damen. Mit Regeln und Grundsätzen kann man gar nichts machen."

„Ha", riefen sie kriegerisch, „da kann man nichts machen?"

„Es sei denn", sagte ich, „daß die betreffende Frau . . . daß sie ganz einfach die Frau ist. Und wenn sie die Frau ist", sagte ich, „dann hat sie Regeln oder Grundsätze nicht nötig, sondern spürt schon, was heute oder morgen nötig ist, und sie wird vielleicht eine sehr sanfte Hand haben oder eine strenge Hand, sogar beides zugleich oder gemischt oder sonstwie. Gott weiß, wie sie es fertig bekommt. Das weiß man nie. Man weiß nur gelegentlich in einem hellen Moment, daß man wahrscheinlich die richtige Frau gefunden hat. — Selbst wenn es schwer ist!" setzte ich hinzu.

Und hätte ich solchen ironischen Beisatz nicht nachgesetzt, so hätte ich großen Beifall errungen, aber so natürlich, so war es wieder mal nichts, und es hatte wenig Wirkung, daß meine Frau mitde lächelte: „Solche Reden führt er, aber er meint es nicht so." Felix Riemkasten.

Dies nebenbei

Diebe und Einbrecher zeigen bei ihrer gefährlichen Tätigkeit nicht selten gute Laune und treffenden Witz. So öffnete ein englischer Einbrecher eine Stahlkammer in einem Londoner Juwelierladen und räumte den Inhalt aus. Die Firma benutzte das zu einer Reklame; sie stellte die Stahlkammer nämlich im Schaufenster aus und schrieb dazu: „Dieser billige Safe wurde durch Einbrecher geöffnet; wir haben ihn durch einen völlig diebessicheren ersetzt." Damit aber war der Ehrgeiz des Einbrechers angestachelt; er öffnete auch die neue Stahlkammer und hinterließ einen Zettel mit den Worten: „Danke für die Mitteilung von dem neuen Safe. Sie müssen noch bessere anschaffen. Dieser ist nur eine Sardinenbüchse!" Ein andermal wurde in einem Kleidergeschäft eingebrochen, in dem gerade Ausverkauf war. An der Tür war ein großes Plakat angebracht: „Nie wiederkehrende Gelegenheit, sich das Beste auszusuchen!" Die Einbrecher hatten darunter geschrieben: „Dank für die Aufforderung, wir haben sie befolgt." Selbst die Schutzleute mußten lachen, als sie diese Anmerkung lasen. Ein andermal brachten die Diebe selbst ein solches Ausverkaufsplakat mit, das sie zu ihrer Entschuldigung zurückließen; sie statteten dem Schaufenster eines Juwelenladens einen nächtlichen Besuch ab und als die Angestellten am nächsten Morgen hinkamen da fanden sie im Innern des Fensters eine große Tafel mit den in flammendem Rot gedruckten Worten: „Unser Lager muß geräumt werden." Guten Humor bewiesen auch die Einbrecher, die nach Ausräumung eines Ladens das Plakat: „Wir haben unsere Preise rücksichtslos herabgesetzt" durch die Worte ergänzten: „Und wir ihre Gewinne!"

*

Die holländische Stadt Landsmeer, eine der wichtigsten Stätten der Hühnerzucht im Lande, wurde dieser Tage von einem Wirbelsturm heimgesucht, der kaum eine Minute dauerte, aber so heftig war, daß ihm zahlreiche Hühner zum Opfer fielen. Was für Landsmeer eine schwere Heimsuchung war, wurde für die Einwohner eines Dorfes, das wenige Kilometer entfernt liegt, ein unerwarteter Glücksfall, denn zahlreiche Hühner, die von der Windhose emporgerissen und fortgeführt wurden, fielen auf die Straßen, die Plätze und selbst auf die Dächer und in die Höfe des Dorfes. Als die Dorfbewohner sich von ihrer ersten Ueberraschung erholt hatten, beeilten sie sich sehr, die gute Gelegenheit auszunutzen und die Hühner einzusammeln, die auf alle möglichen Arten zubereitet, auf allen Tischen als Festmahl erschienen.

*

„Man darf die Indianer nicht von unserem Standpunkt aus beurteilen — man muß versuchen, sie von ihrem eigenen Standpunkt zu sehen. Sie sind alle künstlerisch hochveranlagte Menschen, die Männer wie auch die Frauen; wir können es an ihren Kostümen, Gebräuchen, Tänzen, Geräten und vor allem an ihrer poetischen Sprache beobachten. Oft erhalten sie von einem Besucher der Reservation Hüte und Kleidungsstücke. Mit unglaublichem Verständnis verzieren sie diese meist häßlichen und farblosen Dinge in so geschickter Weise, daß man sie kaum wiedererkennt. Alles muß farbig sein. Die Lust für Farbigkeit ist wie allen Naturvölkern bei den Indianern auffallend ausgeprägt. Die künstlerische Begabung zeigt sich auch in dem köstlichen Erzählertalent, das jedem Indianer eigen ist. Da keine Schriftsprache besteht, ist alles auf mündliche Ueberlieferung gebaut. Man staunt über die Gedächtnisschärfe und das klare Erinnerungsvermögen in den Erzählungen der älteren Indianer. Als Redner sind sie unübertrefflich und zeigen einen erfrischenden Sinn für Humor." So plaudert der Maler Prof. Winold Reiß, Newyork, im Oktoberheft von Velhagen und Klasings Monatsheften im Aufsatz „Bei den Schwarzfußindianern", zu dem er köstliche vielfarbige Bilder geliefert hat, die die äußere Schönheit der Indianer beleuchten.

Der Weg durch das Volk

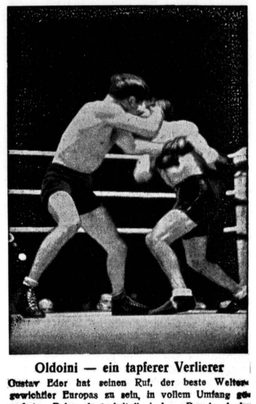
Der Führer wird bei seinem Eintreffen auf dem Bückeberg am Festtage des deutschen Bauern (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Der Abschluß des Erntedankfestes

Im Anschluß an das große Erntedankfest auf dem Bückeberg fuhr der Führer nach der Reichsbauernstadt Goslar, um in einem Staatsakt in der alten Kaiserpfalz den Dank und die Geschenke der deutschen Bauernschaften entgegenzunehmen. — Der Führer schreitet vor der Kaiserpfalz die Front einer Ehrenkompanie der Wehrmacht ab. (Weltbild, Zander-K.)

General der Flieger Milch flog nach Paris

General der Flieger Milch bei seiner Abreise in Berlin-Tempelhof. Neben ihm General-major Udet, rechts der französische Botschafter in Berlin, François-Poncet. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)



Italienische Abgeordnete beim Führer

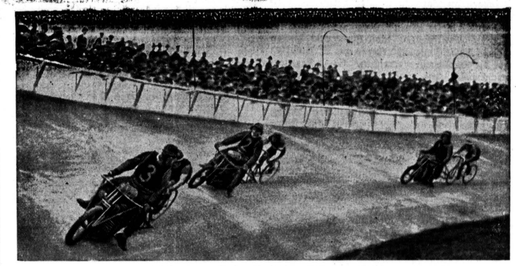
Der Führer und Reichskanzler empfing in der Reichskanzlei eine Gruppe italienischer Abgeordneter, die anläßlich des Mussolini-Besuches in Berlin weilten, und die dem Führer durch Botschafter Attolico vorgestellt wurden. Gleichzeitig überreichte der Stellvertretende Botschafter, Graf Magistrati dem Führer ein Bild des Duce mit eigenhändiger Unterschrift. — Der Führer inmitten seiner Gäste. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Oldoini — ein tapferer Verlierer

Gustav Eder hat seinen Ruf, der beste Weltergewichtler Europas zu sein, in vollem Umfang gewahrt. Beim deutsch-italienischen Boxabend im Sportpalast zu Berlin erzang er gegen Oldoini einen hohen Punktsieg. (Schirner, Zander-K.)

Englische Straßenbauer besichtigen die Straßen Adolf Hitlers

225 englische Straßenbauer fahren gegenwärtig durch Deutschland, um aus eigener Anschauung die Straßen des Führers kennenzulernen. Hier besichtigen die englischen Gäste eine Straßenbaumaschine auf einer Baustelle. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)



Kehraus auf der Berliner Olympia-Bahn

Unser Bild: Der Italiener Severgnini fährt hinter dem bereits abgefallenen Krewer, gefolgt von Weltmeister Lohmann, den Preis als Sieger nach Hause. — Der „Große Preis von Deutschland", der über 100 Kilometer ging, sah die sechs Dauerfahrer: Weltmeister Lohmann, Italiens Meister Severgnini sowie Stach, Schön, Krewer und Ifland am Start. Ifland ging als erster ab vor Krewer, Stach, Schön, Severgnini und Lohmann. Dauernd wechselte das Rennen; Lohmann und Severgnini hielten sich anfangs stark zurück, aber bei der halben Strecke hatte sich unser Weltmeiser an die Spitze gelegt vor Ifland, Schön, Stach, Krewer und dem Italiener, der erst später richtig in Schwung kam und bei drei Vierteln der Strecke auch unseren Meister Lohmann „fertig machte". (Schirner, Zander-K.)

Vom Kriegsschauplatz im Fernen Osten

Auf unwegsamen Gebirgspfaden arbeitet sich die japanische Infanterie an den Feind heran. (Atlantic, Zander-K.)

Der Herzog von Windsor kommt nach Deutschland

Der Herzog von Windsor wird mit seiner Gattin in nächster Zeit Deutschland einen Besuch abstatten. (Erich-Zander-Archiv, K.)

Botschafter von Stohrer überreichte sein Beglaubigungsschreiben

Botschafter von Stohrer grüßt nach der Ueberreichung seines Beglaubigungsschreibens an General Franco vom Regierungsgebäude in Salamanca aus die ihm zujubelnde Menschenmenge. (Weltbild, Zander-K.)

Im Banne von Rhodos

Einst Johanniterfestung – heute moderner italienischer Stützpunkt

Von unserem Sonderberichterstatter Dr. Rudolf Vogel

Erlebnisreiche Mittelmeerfahrt in den italienischen Dodekanes

Die Sperrfestung im östlichen Mittelmeer

Schon bei den Rundfahrten durch Rhodos begegnete man wiederholt an besonders interessanten Plätzen der Landschaft der bekannten Sperrtafel „zona militare". Rhodos selbst scheint durchaus in Verteidigungszustand gesetzt zu sein. Aber der Schwerpunkt des militärischen Wertes der 14 Dodekanes-Inseln liegt auf der Insel Leros. Ein schöner Zufall wollte es, daß unser kleines, behagliches Schiff, das zwischen Rhodos und Venedig in über einem Dutzend Hüstenplätzen anlegte, eines vor den beiden ist, denen überhaupt das Ankern im Kriegshafen Leros gestattet wird. Das Anlandgehen von Passagieren etwa zur Besichtigung der herrlich gelegenen, wohlerhaltenen Burg von Leros, hoch über der kleinen Insel, zu deren Füßen sich die mächtige, wohlgeschützte Bucht des Hafens ausbreitet, ist strengstens untersagt. Leros liegt in unmittelbarer Nähe der kleinasiatischen Küste zwischen Rhodos und den Dardanellen. Eine gewisse Spannung bemächtigt sich der Passagiere beim Anblick der unzugänglichen, steilen Felsen, der schmalen Einfahrt zur Bucht. Alle Ferngläser richten sich gespannt auf das, was ein harmloses Ansichtspostkartenmotiv von einem der ersten Kriegshäfen des Mittelmeeres, um den ein gewisser Schleier des Geheimnisses liegt, wohl zu sehen bekommen wird. Das ist rein äußerlich schon eindrucksvoll genug. In der windgeschützten Bucht zählten wir eine Menge großer Boten zum Festmachen von vielen Kriegsschiffen. Im Hafen selbst aber lagen nur zwei Zerstörer, einige U-Boote und Tender. Aber an den vielen rings um die Bucht verstreuten Arsenalen, Flughäfen, U-Boot-Stützpunkten, Kasernen usw. herrschte fieberhaftes Leben. Große Gesteinsterrassen breiteten sich vor künstlichen Höhlen auf den Höhen aus. Flugzeugmotoren heulten von den Hallen herüber. Wir sahen einige Docks, große Reparaturwerftkütten, neu angelegte Kais und Molen und vor allem Angehörige der verschiedenartigsten Truppenteile, die ihre Barkassen mit den Urlaubern längsseits des Fallreeps legten. Und da unser Dampferchen „Brioni" mit seinen Winden nur schwer die verhältnismäßig großen Kisten von den Leichtern an Bord zu nehmen vermochte, blieben wir vier statt der vorgesehenen halben Stunde in dieser neuen und starken italienischen See- und Luftfestung. Von Leros aus können weitreichende Flugzeuge ebenso gut Alexandrien wie die Dardanellen erreichen. Es ist der vorgeschobenste und bestausgebaute italienische Stützpunkt im östlichen Mittelmeer, dem bei allen kriegerischen Verwicklungen im Mittelmeer eine sehr beachtliche Rolle zufallen dürfte. Augenscheinlich unterhält Italien auf Leros eine sehr starke Besatzung. Zumindesten kann von dort aus der Dardanellenverkehr kontrolliert werden. Die Bedeutung von Leros wird um so größer, als die Engländer bis jetzt im östlichen Mittelmeer noch keinen ähnlichen, großausgebauten Stützpunkt besitzen. Leros ist ausschließlich Festung.

Auf der Rückfahrt sahen wir dann ein ähnliches, allerdings vielleicht minder wichtiges Sperrfort in Gestalt der Insel Sasseno. Sasseno auf der Höhe von Brindisi, nur wenige Seemeilen von der albanischen Küste entfernt. Auch hier arbeitete man fieberhaft am Ausbau eines neuen Hafens, schien die kleine Insel bereits stark befestigt zu sein. Mit Hilfe dieses Stützpunktes kann die Straße von Otranto leicht gesperrt und damit die Adria hermetisch wie zur Zeit des Weltkrieges abgeschlossen werden. Dagegen schien uns noch dem, was wir in den drei albanischen Häfen Durazzo, Valona und Santa Quaranta sahen, das Gerücht von angeblich italienischen Vorbereitungen zur schnellen Landung von Truppen in albanischen Häfen unbegründet zu sein. Die albanischen Häfen besaßen zum Teil kaum richtige Kais. Das Verladen vollzog sich äußerst langsam unter denkbar primitiven Formen. Nur der Hafen von Durazzo besaß ausgedehntere Anlagen. Die Italiener besitzen in dem Naturhafen der Insel Stampalia westlich von Rhodos außer Leros noch einen zweiten ausgezeichneten Stützpunkt im Dodekanes, der bereits 1911 von ihnen als Flottenbasis benutzt worden ist und unsichwer in eine ebenso starke Festung wie Leros verwandelt werden kann. Vergleicht man die Entfernungen zwischen Italien und Rhodos, Alexandrien, Haifa, Athen und den Dardanellen, so begreift man den außerordentlichen militärischen Wert, den diese vierzehn an sich wirtschaftlich nicht besonders wertvollen Inseln für Italien als der Mittelmeermacht heute besitzen. Vielleicht hat diese starke Stellung der Italiener nicht zuletzt den Ausschlag für die englische Zurückhaltung im Abessinienkonflikt gegeben.

Kulturpropaganda in Rhodos

Italien schickt sich mehr und mehr an, im östlichen Mittelmeer und im Vorderen Orient den vorherrschenden Einfluß der französischen Sprache und Kultur zu brechen. Italienisch ist jetzt schon die Schiffersprache im östlichen Mittelmeer. In nicht allzu ferner Zeit dürfte es auch gleichberechtigt neben der französischen Sprache das Verständigungsmittel der gebildeten Schichten und der Kaufleute sein. Die italienische Kolonie in Aegypten ist die weitaus stärkste Kolonie mit etwa 60 000 Köpfen. Italienische Schulen und Orden spielen eine von Jahr zu Jahr stärkere Rolle zwischen Stambul und Algier. Wenn man sich überlegt, daß in Tunis, Lybien, Aegypten, in Rhodos die Kopfzahl, die wirtschaftliche Kraft und der kulturelle Einfluß der Italiener ständig wachsen, erhält die Idee des Imperium Romanum doch auch rein volkspolitisch schon einen weitaus stärkeren Unterbau, als man gemeinhin annimmt. Auf der Insel Rhodos haben die Italiener geradezu Schulpaläste hingebaut, vor allem das herrliche Gebäude der höheren Mädchenschule mit dem damit verbundenen Internat, das bereits jetzt als Bildungsstätte im Vorderen Orient einen Ruf gewinnt.

Wir hatten in Rhodos Gelegenheit, den Betrieb des alljährlichen Hochschulkursus der Dante-Alighieri-Gesellschaft kennenzulernen. Bekannte Professoren italienischer Universitäten sprechen zwei Monate hindurch vor einer bunt zusammengesetzten Schar von Studenten und Studentinnen aus dem östlichen Mittelmeerkreis über Probleme der italienischen Sprache, Kultur und Wissenschaft. Die Zahl der Kursusteilnehmer wächst von Jahr zu Jahr. Es werden ihnen mancherlei wirtschaftliche und gesellschaftliche Annehmlichkeiten geboten. Sie sehen eine Menge und — lernen Italienisch. Nicht zuletzt werben auch die italienischen Opern- und Theatertruppen in dem bemerkenswerten Neubau des italienischen Theaters auf Rhodos, die geschickte und überaus wirkungsvolle Propaganda durch Museen, die überaus verständnisvollen Restaurationsarbeiten und Ausgrabungen und nicht zuletzt vor allem die mustergültige Sauberkeit, die wir überall in dem Dodekanes antrafen, die Ordnung und Sicherheit und strikte Innehaltung der Preisvorschriften. Gerade darin unterscheidet sich der Dodekanes so vorteilhaft von dem, was man sonst im östlichen Mittelmeer an Kämpfen mit Trägern, Bootsleuten, Chauffeuren usw. erleben kann und auch unterwegs in den türkischen, griechischen, albanischen und jugoslawischen Häfen erlebte.

Die Entdeckung von Coo

Ein geradezu hervorragendes Beispiel italienischer Kulturarbeit im besten Sinne des Wortes stellt die Stadt Coo auf der gleichnamigen Insel nördlich von Rhodos dar. Hier, wo einst und um den Tempel des Aesculap die ersten Anfänge der klassischen Medizin sich im Altertum entwickelten, wurde 1932 durch ein furchtbares Erdbeben die Stadt Coo vernichtet. Neben den Trümmern errichteten die Italiener eine funkelnagelneue, vor Sauberkeit geradezu blitzende Neustadt, ein ansehnliches Hotel, ein prunkvolles Regierungsgebäude an der Hafenmole. Bei den Fundamentierungsarbeiten stieß man unter den Trümmern der Altstadt auf die Ruinen einer alten griechisch-römischen Stadt, die an Umfang Pompeji und Herculanum weit übertroffen haben muß. Was jetzt schon bei einem flüchtigen Ueberblick an alten Ausgrabungen, mächtigen Säulenresten, Tempelanlagen, griechischen Bädern, an herrlichen, farbigen Mosaiken zu sehen ist, berechtigt zu großen Hoffnungen. Neben der Neustadt liegt in einer ähnlich glücklichen Vereinigung wie in Rhodos die mächtige, fast unversehrte alte Johanniterfestung, die allein ein Anlegen des Dampfers rechtfertigen würde. Zwischen dem mit wundervollen, üppigen Palmen zu einer unvergleichlich schönen Promenade ausgestalteten Wallgraben und der Neustadt liegt wohl der verträumteste und schönste Platz, den man sich überhaupt im Mittelmeer denken kann. Säulenhöfe, eine alte Moschee, ein uralter Brunnen bewachen den geradezu ungeheuren Umfang jener sagenhaften „Platane des Hippokrates", deren Reste von Marmorblöcken gestützt werden müssen und unter deren Schatten Generationen längst vor Christi Geburt gesessen haben, um das schon im Halbaltertum berühmte Klima von Coo und die benachbarten heißen Quellen zu nutzen. Wir konnten leider auch nur einen flüchtigen Blick auf jene, wie eine Gralsburg hoch über dem Mittelmeer thronende Klosterburg auf der Insel Pathmos werfen. Und es gehörte zu den stärksten Eindrücken dieser an farbigen Bildern so reichen Reise, inmitten der lautlosen Stille nach dem Rasseln der Ankerketten im Antlitz des steilaufstrebenden Klosterberges, der schneeweißen Stadt zu seinen Füßen nach Sonnenuntergang plötzlich das dieststimmige Geläut der berühmten Glocken des uralten Klosters weit über die friedliche See hallen zu hören und dabei sich zu erinnern, daß vor uns Hunderttausende von griechischorthodoxen Pilgern aus allen Teilen der Welt hier einmal vor Anker gegangen sind, um den Ort, wo der Apostel Johannes einst die Apokalypse schrieb, in Demut zu betreten.

Fz.

— Ende —

STERBENDES VOLK DER WEDDAS

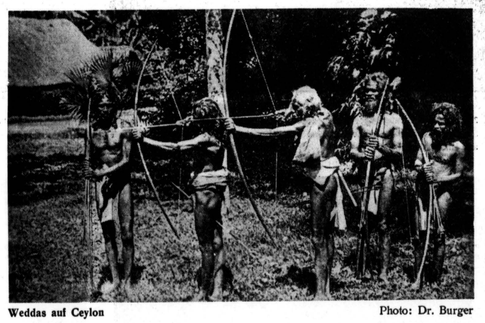
Der Reisende, der die Insel Ceylon besucht, sieht in der Regel nur ihre schönste Seite, nämlich den südwestlichen und zentralen Teil der Insel. Wer aber das wahre Gesicht Ceylons schauen und ein Stück cevlonischer Geschichte an sich vorüberziehen lassen will, der muß sich schon die Mühe nicht verdrießen lassen und auf unwegsamen Pfaden im Ochsenkarren weiter in das Innere der Insel vorzudringen, bis in die trockenen und unfruchtbaren Niederungen des Nordens und Ostens. Lange Trockenheit und nur kurze Regenzeit haben der Natur hier ein eigenartiges Gepräge gegeben. Verfilzte Dschungeln, harte, zähe in sich verwachsene Holzarten und dornige Lianen zeugen von dem schweren Kampfe, den das pflanzliche Leben gegen erbarmungslose Dürre und Trockenheit zu führen hat. Aber nicht immer waren diese Landstriche Einöden. Unter dem dichten Unterholz vergraben liegen die Ruinen einst blühender Städte und Siedlungen sowie säulengeschmückter Tempel. Reste gewaltiger Dämme von Stauseen deuten darauf hin, daß vor mehr als tausend Jahren fleißige Menschen unter Führung kluger Fürsten auch diese den Gegenden bewässert und unter Kultur gesetzt haben. Wohlhabende singhalesische Bauern wohnten hier, da kam der Feind vom Festlande her. Tamulische Horden fielen in das Land ein, brandschatzten die Siedlungen, zerstörten die Reisfelder, die Stauseen und Bewässerungsanlagen und machten aus den blühenden Landstrichen wieder Einöden. Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Weinahe menschenleer sind diese Dschungeln, ein Asyl für Elefanten, Raubkatzen, Wildschweine und Hirsche. Aber mit den Jagdtieren haben sich auch deren Jäger, die Weddas, in diese Dschungeln zurückgezogen, die Urbewohner dieser Insel.

Die Weddas sind, ebenso wie die Zwergvölker im zentralen Afrika und auf den Philippinen, Relikte einer längst vergangenen Zeitepoche. Nur selten hat der Europäer das Glück, mit Weddas zusammenzutreffen. Vor dem Kriege besuchte ich das östliche Ceylon, und es gelang mir, durch Vermittlung eines in der Gegend bekannten Pflanzers, mehrere von diesen Waldmenschen kennenzulernen. Fünf Männer waren es, die mir die Singhalesen vorführten. Zuerst schienen die kleinen Burschen verschüchtert zu sein, als ich aber ihren Rolletten Tabak und ein eisernes Beil überreichte, schauten sie mich mit ihren glänzenden braunen Augen freundlich an und hatten nichts dagegen, daß ich sie untersuchte. Die Größe der Männer schwankte zwischen 1,58 und 1,62 Meter. Die Hautfarbe war ein dunkles Braun. Die Leute trugen dünne Bärte und gewaltige Haarschöpfe, die sie im Nacken festgeknotet hatten. Das Haar war, soweit ich feststellen konnte, gewellt, nicht negerhaft kraus. Die Gesichtszüge waren durchaus nicht abstoßend. Auffallend war die große Jochbeinbildung und das beinahe völlige Fehlen der sonst bei primitiven Völkern vorhandenen vorstehenden Mundpartie. Die Leute schauten sehr ernst aus. Und als einer von ihnen sprach, blitzten seine Augen und seine Gesichtszüge spannten sich merklich an. Rauh war die Sprache, die ich nicht verstand, aber es sollten Dankesäußerungen sein. Das Beil, das ich ihnen zum Geschenk gemacht hatte, hatte ihren Beifall gefunden. Die Leute hatten Bogen und Pfeile mitgebracht und gaben mir einige Proben ihrer Schießfertigkeit.

Einige von ihnen versuchten liegend den Bogen zu spannen. Allerdings legten sie sich nicht, wie unsere Schützen, auf den Bauch, sondern sie legten sich auf den Rücken, so, daß es ihnen möglich war, beide Füße und die Hand zur Bogenspannung zu verwenden. Die Füße stemmten sie gegen das Bogenholz und spannten mit der Hand die Sehne an, um auf diese Weise eine stärkere Spannung des Bogens und damit auch der Reichweite des Pfeils zu erzielen.

Wie die übrigen Zwergenvölker, stehen auch die Weddas noch auf der primitivsten Kulturstufe. Von ihrer Sprache wissen wir nicht viel, da sie jedenfalls zum Teil die Sprache der Tamulen oder Singhalesen angenommen haben. Einige Ausdrücke für Dinge des täglichen Gebrauchs aber zeigen deutlich, daß die Ursprache der Weddas eine andere gewesen ist.

Die Weddas sind Jäger und Sammler. In Horden und losen Sippen-Verbänden ziehen sie unter Führung der Aeltesten in einem bestimmten Gau umher. Jede Horde hat ihr besonderes



Weddas auf Ceylon Photo: Dr. Burger

Jagdrevier, dessen Grenzen sie nicht überschreiten darf. Sie leben in der Hauptsache von der Jagd, aber sie genießen auch den Honig wilder Bienen, den sie mit Baumrinde vermischt essen, ferner Waldbeeren und Wurzeln, die die Frauen mit Hilfe langer Grabstöcke aus der Erde bohren. Haben sie aber kein Wildpret zu verzehren, so nehmen sie auch mit dem Fleische anderer Tiere vorlieb. Besonders beliebt ist das Fleisch großer Eidechsen und Warane, die sie mit ihren Pfeilen schießen.

Diese Urmenschen haben, da sie im Gau umherwandern, keinen festen Wohnsitz, sondern sie suchen in Höhlen, Grotten und unter Laubdächern Schutz vor der Witterung. Die Weddas leben, wie auch noch viele andere auf der Urstufe stehende Völker, in der Einehe. Die soziale Stellung der Frau ist bei diesem Volke eine relativ hohe. Es ist diese vielleicht darauf zurückzuführen, daß die Zahl der männlichen Geburten, die der weiblichen bei weitem übersteigt, die Frau also einen seltenen und darum um so wertvolleren Faktor im Sippenleben der Weddas darstellt.

Ihre Toten begraben die Weddas nicht in der Erde, wohl aber setzen sie sie in Grotten, Mulden oder Höhlen bei und legen ihnen auch wohl einen Stein auf die Brust.

Ueber ihr Religionssystem ist noch wenig bekannt, aber sie fürchten die Geister und Dämonen und treiben allerhand Zauberkult, der seinen Ausklang findet in ihren charakteristischen Dämonentänzen, wobei der Zauberer die Kraft der Geister in sich aufnimmt und im Zustande höchster Ekstase Macht über die Geister gewinnt. Diese Dämonentänze erinnern an die Dämonentänze niederer südindischer Volksstämme, denen die Weddas überhaupt recht nahe stehen.

Da die Jagd ihre Hauptbeschäftigung ist, so sind Bogen und Pfeil ihre Hauptwaffen, und zwar haben sie Pfeile mit eiserner Spitze. Diese Eisenspitzen, die bei ihnen Tabu sind, tauschen sie gegen Wildpret bei anderen Völkern ein, da sie ja selbst keine Eisenspitzen herstellen können. Die eiserne Pfeilspitze ist der Sitz der mächtigen Jägergeister Kande-Yaka und Vilinde-Yaka. Wer über eine Pfeilspitze hinwegschreitet, macht sich eines Vergehens schuldig.

Außer den wilden Weddas, die infolge von Inzucht und Krankheit mit rasender Schnelligkeit dem Aussterben entgegengehen, gibt es auch kultivierte Weddas. Diese leben in Dörfern, roden den Urwald, und pflanzen Knollen. Andere wieder treiben an gewissen Teilen der Ostküste Fischfang. Die Kulturweddas haben sich sprachlich und kulturell den umwohnenden Tamilen angepaßt und ihre eigene Kultur und [illegible]weise so gut wie völlig aufgegeben.

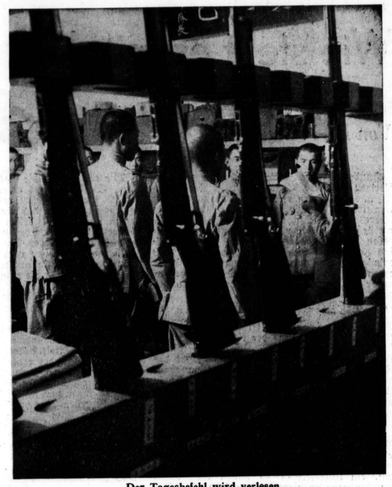
Dr. Friedrich Burger.

Die Söhne der Samurai

Bilder aus Tokioter Militärschulen, in denen die Nachkommen der alten Kriegerkaste Samurai zu Soldaten und Offizieren ausgebildet werden

Blumenpflege genau so wichtig wie das Umgehen mit dem Gewehr . . .
Oft haben sich die Generäle der Japaner selbst in den schwierigsten Momenten der Kriege nicht davon abhalten lassen, die japanische Sitte des „Blumenstellens" zu unterlassen. Einmal soll ein japanischer Feldherr in Ermangelung einer Blumenvase eine Pferdekrippe genommen haben. Wir sehen hier einen Kadetten im Kasernengarten bei der Pflege seines Rosenbeetes.

Der Gedanke, der ganz Japan eint
Der Kaiser ist bei allem Tun zugegen. In Ehrfurcht neigt man sich vor ihm, der jedem Vorhaben erst die Weihe gibt. Kadetten bei ihrer täglichen Verbeugung in der Richtung des kaiserlichen Palastes, auf die eine grüßende Verbeugung in Richtung des Vaterhauses folgt. Hierbei werden Teile aus Erlassen des Kaisers, der gleichzeitig der moralische Lehrer des Volkes ist, verlesen



Der Tagesbefehl wird verlesen
In jeder japanischen Kaserne herrscht allerpeinlichste Sauberkeit. Selbstverständlich stehen die Gewehre im Schlafsaal, damit der Soldat es lernt, auch innerhalb von Sekunden auf Befehl vollkommen marschfertig zu sein und nicht erst von verschiedenen Ecken seine Ausrüstungsgegenstände zusammensuchen muß. In jedem Zimmer sind Sprüche berühmter japanischer Feldherren.

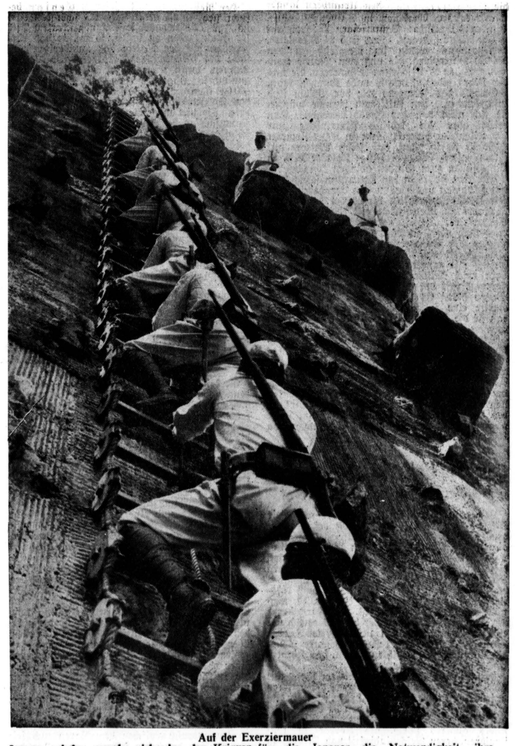
Als im Jahre 1853 die fremden Kanonen vor Japans Häfen donnerten, sah sich das Inselreich vor die Notwendigkeit gestellt, aus zahlreichen mittelalterlichen Söldnerheeren ein schlagfertiges nationales Heer nach westlichem Vorbild zu schaffen. Die Aufgabe, die unerhört schwer schien, wurde erleichtert durch den soldatischen Geist, der schon immer bei der Jugend gepflegt worden war und durch die Samurai, die tapferen, selbstlosen, schlichten Krieger von niederem Adel, deren Lebensart alle Kreise des Bürgertums und der Bauernschaft, die die Soldaten stellten, nacheiferten. Das japanische Militär greift immer bewußt auf dieses Vorbild zurück — auch äußerlich, indem es z. B. das Zweihandfechten in der altertümlichen Kriegsrüstung treibt, um den Geist zu pflegen, in dem das Zweihandschwert einst geführt wurde. —

General Sato stellte vor kurzem fest, daß Japan im Notfalle ungefähr 12 000 000 Mann mobilisieren könne und knapp 4 000 000 an die Front senden könnte. 1934 zählte die aktive Truppe 235 000 Soldaten und 19 500 Offiziere. Alle ausländischen Militärattachés sind sich über die ungeheure Ausdauer und die ausgezeichnete Ausbildung einig. Das interessanteste an der japanischen Armee ist die Tatsache, daß ¾ aller Soldaten und Offiziere aus dem Bauernstand stammen.

Seit jeher ist der japanische Bauer arm, ohne jede Erfparnisse. Von Jugend auf sind die Kinder der Bauern an Armut und Arbeit gewöhnt. Die berühmten Generäle Araki, Yamagata, Ehata und Kosisa, um nur ganz wenige Beispiele anzuführen, kommen vom Lande. Jeder einzelne Soldat weiß, von seinen Führern und Generälen, daß sie nicht mehr haben als sie selbst, daß sie im Notfalle und an Kampftagen genau so leiden wie sie alle. Noch heute erhält ein Unterleutnant etwa 80 RM im Monat und ein Hauptmann etwa 160 RM.

Der „Bushido", der „Weg des Kriegers", das von jedem respektierte Moralgesetz der Samurai, verlangt soziale Gerechtigkeit. Mit allen Kräften arbeiten die japanischen Offiziere daran, das Volk zur Einfachheit und Selbstlosigkeit zu erziehen.

Viele junge Menschen sind dem westlichen Einfluß der Großstädte mit seinen verweichlichenden Annehmlichkeiten europäischer Zivilisation erlegen und arbeitsscheu geworden. Immer wieder hält man ihnen berühmte Beispiele aus der Geschichte Nippons vor. Aber sehr weit brauchen die Offiziere nicht zurückzugreifen. Nationale Helden sind die drei „Menschlichen Bomben" geworden, die 1934 bei den Kämpfen um Schanghai sich Bomben an ihren Körpern festbanden, eine letzte Verbeugung in der Richtung des kaiserlichen Palastes in Tokio machten und heranschlichen. Eine riesige Explosion zeigte den nachstürmenden Soldaten die Stelle an, wo drei tapfere Soldaten des Mikado mit ihrem freiwilligen Opfertod eine Bresche in das sonst uneinnehmbare Verteidigungsbollwerk schlugen und einen sicheren Ueberraschungssieg ihrer Truppe gewährleisteten.



Auf der Exerziermauer
Immer wieder ergab sich in den Kriegen für die Japaner die Notwendigkeit, ihre Soldaten im Erstürmen von hohen und großen Mauern auszubilden. So finden wir heute überall in Japan Modelle großer Befestigungsanlagen, auf denen die japanischen Soldaten ausgebildet werden.

Photos (4) Conitz (Linden-Verlag)

Wie steht es mit der Raumrakete?

Von Dr. F. Lause

Hundert Jahre hat das Ringen um den Nordpol gedauert. Expedition über Expedition ist ausgezogen, jenen geheimnisvollen Punkt inmitten der Packeismassen des nördlichen Eismeeres zu erreichen, wo der Polarstern im Zenit steht, wo die Sterne weder auf- noch untergehen, wo ein halbes Jahr Tag und ein halbes Jahr Nacht herrscht. Erst im Jahre 1909 gelangte Peary ans Ziel. Zwei Jahre später erreichten Amundsen und Scott kurz nacheinander den inmitten eines bereiten Hochlandes gelegenen, von bitterkalten Stürmen umbrausten Südpol.

Am höchsten Berg der Erde, dem Mount Everest, sind schon vier Expeditionen gescheitert. Der größte Feind der kühnen Himalajastürmer ist das Wetter. Nur selten spielen Luft und Sonne friedlich um das Haupt des Riesen; meistens umtoben den wolkenverhangenen Gipfel eisige Stürme und wirbeln Schneeflocken in wilden Reigen um ihn her. Eine der künftigen Expeditionen wird aber vielleicht einmal den Wettergott gnädig finden und den stolzen Berg erobern.

Bliebe noch das Erdinnere zu bezwingen übrig. Aber da scheint die Natur für immer ein gebieterisches „Halt! Bis hierher und nicht weiter!" zu gebieten. Es wird wohl nie gelingen, ein Unterseeboot zu bauen oder einen Tauchteranzug anzufertigen, der imstande wäre, den Druck von Hunderten von Atmosphären, der in den Tiefen der Ozeane herrscht, auszuhalten. Und was den festen Erdkern angeht, so herrscht schon in 3000 Meter Tiefe nahezu Siedehitze.

Flugzeug und Ballon scheiden aus

Wie aber sind die Aussichten im Reich der Lüfte? Wird es auch da gelingen, immer weiter vorzustoßen, vielleicht sogar den Mond und die Nachbarwelten der Erde, Venus und Mars, zu erreichen?

Vor kurzem hat ein englischer Flieger den bisherigen Höhenrekord für Flugzeuge wieder um fast tausend Meter geschlagen. Sein Flugzeug hat eine Höhe von 15 300 Meter erreicht. Aber auch die Stratosphärenballone haben sich immer wieder überboten in Spitzenleistungen. Ein amerikanischer Ballon hat es schon auf 24 000 Meter gebracht. Das sind 24 Kilometer, verschwindend wenig im Vergleich zu den 384 000 Kilometern, die uns vom Monde trennen, und den 57 Millionen Kilometern, die uns der Mars günstigstenfalls nahe kommen kann.

Sowohl das Flugzeug wie der Ballon sind luftgebunden. Im luftleeren Raume würden sie sich nicht von der Stelle bewegen. Nun reicht aber die irdische Atmosphäre nur 600 Kilometer hinaus; schon in 200 Kilometer Höhe ist sie so dünn, daß selbst Meteore auf ihrem rasend schnellen Fluge sie nur noch in Einzelfällen zum Glühen bringen können.

Für eine Fahrt in den Weltraum scheidet somit Flugzeug und Ballon von vornherein aus. Die Hauptschwierigkeit, die es bei der Raumschiffahrt zu überwinden gilt, ist die irdische Schwerkraft. Schießt man einen Körper senkrecht nach oben, so bückt er in jeder Sekunde zufolge der Erdanziehung 10 Meter an Geschwindigkeit ein. Nun wird die Schwerkraft freilich mit zunehmender Entfernung von der Erde rasch kleiner, bis ihr schließlich die Anziehungskraft des Mondes oder der Sonne die Waage hält. Es handelt sich also darum, der Rakete eine solche Geschwindigkeit zu geben, daß sie die Fesseln der Schwerkraft abzustreifen vermag.

Es läßt sich rechnerisch zeigen, daß ein Geschoß, das mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 11 200 Meter senkrecht nach oben abgefeuert würde, zwar immer langsamer steigen, jedoch dem Schwerfeld der Erde entlassen würde, bevor seine Geschwindigkeit auf Null gesunken wäre. Freilich ist hierbei die Bremswirkung des Luftwiderstandes nicht berücksichtigt. Zieht man sie in Rechnung, so muß man noch etwa 1000 Meter zugeben.

Geschwindigkeiten, die alles zerreißen

Leider wird sich unser Problem auf diese Weise kaum lösen lassen. Selbst bei weittragenden Geschützen erreicht die Anfangsgeschwindigkeit der Granaten nur ein bis zwei Kilometer. Vor allem aber hält kein Lebewesen diese ungeheure Beschleunigung aus. Wird ein Schnellzug mit einer Sekundengeschwindigkeit von 30 Meter durch einen Zusammenstoß plötzlich zum Halten gebracht, so fliegt alles, was nicht niet- und nagelfest ist, mit furchtbarer Wucht nach vorn. Hier aber handelt es sich um eine Beschleunigung von 12 000 Meter in der Sekunde, einen Stoß, dessen ungeheure Wucht die Augen aus den Höhlen reißen, das Körperinnere zerfetzen würde.

Experimente, die eigens zu diesem Zweck mit Mäusen, Kaninchen und anderen Kleintieren unternommen worden sind, haben gezeigt, daß diese nur Beschleunigungen von 20 bis 80 Meter in jeder Sekunde aushalten. Es bleibt also nichts anderes übrig, als Körper zu konstruieren, deren Geschwindigkeit von Minute zu Minute wächst, bis sie genügend groß geworden ist, um sie aus dem Schwerefeld der Erde hinauszuführen. Diese Bedingungen erfüllt die Rakete.

Wir alle kennen die Rakete von Feuerwerken her. Sie besteht aus einer zylindrischen Papphülle, die mit festgepreßtem Schwarzpulver gefüllt ist, doch so, daß ein kegelförmiger Hohlraum übrig bleibt, dessen Grundfläche mit der äußeren Luft in Verbindung steht. Durch eine Zündschnur wird das Pulver in Brand gesetzt; es brennt von innen nach außen rasch ab. Der Druck der einseitig ausströmenden Pulvergase jagt die Rakete in die entgegengesetzte Richtung vorwärts.

Im vergangenen Jahrzehnt hat man systematische Versuche mit großen Raketen unternommen. Das Pulver verbrennt im sog. Ofen, worauf die entwickelten Gase durch eine kegelförmige Düse ausströmen. Je höher die Auspuffgeschwindigkeit, desto größer ist der Raketenantrieb. Statt des explosionsgefährlichen Pulvers ist man zur Verwendung flüssiger Triebstoffe übergegangen, z. B. von Benzin-Sauerstoffgemischen, wie sie bei den meisten Motoren benützt werden, oder von flüssigem Methan und Sauerstoff. Am größten wäre die Triebkraft des Knallgases, eines Gemisches von flüssigem Wasserstoff und Sauerstoff; leider ist dieses Gemisch wieder explosionsgefährlich.

Die Explosionsgefahr

Die Explosionsgefahr zu beseitigen, ist die erste Aufgabe, die die Raketentechnik noch zu lösen hat. Eine Rakete von 3 Meter Länge und ¾ Meter Durchmesser, die der Amerikaner Goddard, ein bekannter Raketenbauer, aus einem tiefen Schacht starten ließ, explodierte bereits in 300 Meter Höhe. Bei einer anderen Raketenexplosion büßte Valier, ursprünglich Astronom, dann Raketenbauer, sein Leben ein.

Daß die Versuche mit Raketen vorläufig wieder eingestellt worden sind, hat seinen Grund freilich nicht hierin, sondern in der allgemeinen Wirtschaftslage. Die Raketen-Experimente sind sehr kostspielig. Um einen Wagen mit Raketenkraft anzutreiben, braucht man je Kilometer rund 20 Schilling allein an Betriebsstoff.

Die höchsten Auspuffgeschwindigkeiten, die bei Pulversätzen bisher erreicht hat, gehen nicht viel über 1000 Meter in der Sekunde hinaus. Wollte man mit dieser Kraft eine Rakete ins Weltall hinaustreiben, ohne den Geschwindigkeitszuwachs je Sekunde über 20 Meter hinausgehen zu lassen, so müßte das Anfangsgewicht der Rakete das Hunderttausendfache des Restgewichtes betragen, also 100 000 Tonnen, wenn man dieses mit einer Tonne annimmt. Abgesehen von der Schwierigkeit, 100 000 Tonnen Treibstoff aufzutreiben, ist auch das Endgewicht von einer Tonne viel zu niedrig. So viel mag allerdings das Gewicht des Raumschiffes, bestehend aus einer luftdicht abgeschlossenen Kabine mit Insassen, Sauerstoffbehälter, Wasser, Lebensmittel, Liegestätten, Instrumenten, betragen. Die Kosmonauten möchten aber nicht mit wahnsinniger Geschwindigkeit auf den Mond herabstürzen, auch nicht auf dem gänzlich unbewohnbaren Mond wohnen bleiben, sondern sich den Fangarmen seiner Schwerkraft wieder entreißen und endlich den Fall gegen die Erde so stark abbremsen können, daß sie dort wieder glimpflich landen. In allen drei Fällen brauchten sie erneut Mengen von Treibstoff. Wenn es gelänge, bei den Raketen Knallgas zu verwenden, dabei im Raketenofen eine Verbrennungstemperatur von 2000 bis 3000 Grad zu erzielen und damit die Auspuffgeschwindigkeit auf das Drei- oder Vierfache der jetzigen zu erhöhen, kämen wir der Lösung unseres Problems näher, da dann das Anfangsgewicht der Rakete nur noch einige Dutzend Tonnen zu betragen brauchte, wenigstens wenn man die Rückkehr zur Erde außer Betracht läßt.

Leider taucht hier wieder eine neue Schwierigkeit auf. Die so hohen Hitzegrade hätten die Ofen- und Düsenwände minutenlang auszuhalten, ohne zu schmelzen. Vielleicht könnte man dieser Schwierigkeit dadurch Herr werden, daß man die Wände mit Tantalkarbid oder Wolfram auskleidet. Stoffen, deren Schmelztemperaturen sehr hoch liegen.

Um den Luftwiderstand zu vermindern, ist vorgeschlagen worden, eine Rakete nicht vom Meeresspiegel aus aufsteigen zu lassen, sondern sie vor dem Auftieg etwa mit der Bahn in große Meereshöhe hinaufzubefördern. In der Tat hätte man schon in 5000 Meter Höhe die Hälfte des irdischen Luftmeeres wenigstens der Masse nach unter sich.

Mit Sauerstoff in den Weltraum

Der Aufenthalt im Weltraum selbst ist dagegen nicht mit so großen Schwierigkeiten verknüpft wie man zunächst wohl meinen möchte. Der Weltraum ist bekanntlich vollständig luftleer. Würde das Raumschiff aber luftdicht gebaut sein und genügend Sauerstoff mit sich führen, so wäre es in seinem Innern ganz gut auszuhalten. Die Kosmonauten könnten es sogar wagen, sich im Taucheranzug von ihm etwas zu entfernen, wobei sie freilich durch eine Schnur mit ihm verbunden bleiben müßten; denn obwohl sie von ihm losgelöst mit der Geschwindigkeit des Raumschiffes weiterfliegen würden, so wäre es ihnen doch ohne Schnur völlig unmöglich, zu ihm zurückzukommen, da man im leeren Raum weder durch Beine noch durch Armbewegungen auch nur eine Spur von der Stelle kommt.

Eine gewisse Gefahr bildeten die Meteorsteine, die mit kosmischer Geschwindigkeit durch den Raum dahinjagen. Sie sind aber glücklicherweise so klein und so dünn gesät, daß sie nur selten einmal eine Rakete treffen würden. Am leichtesten läßt sich noch die Schwierigkeit überwinden, die aus der Temperatur des Weltraumes entspringt. Im Erdschatten liegt die Temperatur des Raumes allerdings mehr als 200 Grad unter dem Gefrierpunkt, wirkt also unbedingt tödlich. Es wäre aber möglich, die Rakete so in den Raum hinauszuzielen, daß sie ständig von den Sonnenstrahlen getroffen würde. Dadurch, daß man bald helle, bald dunkel gestrichene Teile der Rakete den Sonnenstrahlen aussetzte, würde man eine behagliche Mitteltemperatur herstellen können. Diese Methode hat erstmalig Piccard in seinem berühmten Stratosphärenflug verlucht; leider versagte die Drehvorrichtung, und die schwarze Hälfte der kugelförmigen Gondel wurde so stark erhitzt, daß die Innentemperatur auf 60 Grad stieg.

Hoffnungslos verloren wäre die Rakete, wenn sie in das Schwerefeld der Sonne hineingeriete und keinen Treibstoff mehr besäße, sich ihren Fangarmen wieder zu entwinden. In unaufhaltsamem Fluge würden sie gegen den Glutball stürzen, und schon auf halbem Wege würden die Kosmonauten der Siedehitze erliegen. Erst viel später würde das Raumschiff mit den Toten in die Sonne stürzen, und Menschen und Materie würden in glühendes Gas aufgelöst werden.

Zusammenfassend können wir sagen, daß das Problem der Raumschiffahrt von der Technik schon nicht mehr gelöst werden kann.

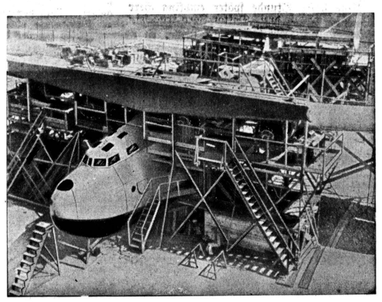
Die Rakete Konkurrent des Flugzeuges?

Vor allem handelt es sich darum, die Explosionsgefahr der Rakete zu überwinden. Sobald das gelungen sein wird, dürfte die Rakete ein gefährlicher Konkurrent des Flugzeuges werden, zumal sie sich durch entsprechenden Bau der Düse oder durch Stabilisierungsflächen lenkbar bauen ließe, ähnlich wie ein Torpedo. Den Aufstieg kann man entweder durch einen Fallschirm gefahrlos gestalten, oder man kann auf der Rakete Tragflächen anbringen, die sich automatisch entfalten, sobald sie zu fallen beginnt, worauf sie im Gleitflug niedergehen kann. Ist schon das Flugzeug an Geschwindigkeit allen erdgebundenen Verkehrsmitteln weit überlegen, so wird die Rakete noch ungleich schneller fahren können. Im Gegensatz zu den Flugzeugen würden die Raketen ohne Schwierigkeiten in die höheren und höchsten Luftschichten hinauf gelangen können, insbesondere dann, wenn man sich zunächst auf kleine, unbemannte, mit Registrierapparaten ausgerüstete Raketen beschränkte.

In der Erforschung des irdischen Luftmeeres, vielleicht auch im Flugverkehr, wird die Rakete voraussichtlich in den nächsten Jahrzehnten die erste Stelle einnehmen. Das Problem der Raumschiffahrt mit bemannten Raketen wird dagegen — ebenso wie die Fahrt zum Mittelpunkt der Erde — vielleicht immer ungelöst bleiben.

Das größte Flugzeug der Welt für die Sowjets

Amerika ist doch das Land der Superlative. Die Flugzeuge, die für China gebaut wurden, mußten wieder ausgeladen werden, weil ein Gesetz in St. Pedro in Kalifornien die Ausfuhr von Waffen an kriegführende Länder verbietet. Das hindert jedoch die Amerikaner nicht, für sowjetrussische Auftraggeber das größte Flugzeug der Welt zu bauen. Niemand hat bisher behauptet, daß es für friedliche Zwecke bestimmt ist. (Associated Preß, Zander-K.)



Die Geheimbriefe des Zaren Nikolaus an seine Mutter

Soeben beginnt in verschiedenen großen Zeitungen des Auslandes die Veröffentlichung der geheimen Briefe des Zaren Nikolaus II. an seine Mutter, die in den russischen Staatsarchiven entdeckt worden sind. Für Italien hat die Turiner „Stampa" das Abdruckrecht erworben und schickt der Veröffentlichung ein Umfangreiches Vorwort voraus, in dem nähere Mitteilungen über den Inhalt gemacht werden. Nikolaus II. hat nicht viel Geschriebenes hinterlassen, ein Tagebuch, das zum Teil veröffentlicht ist, aber nur kurze Notizen von wenigem Wert enthält, und eine Reihe Briefe an seine Frau, die gleichfalls bekannt sind und keine große Bedeutung haben. Dagegen ist der jetzt veröffentlichte Briefwechsel des Zaren mit seiner Mutter nicht nur eine Sammlung von einfachen Neuigkeiten, sondern es sind wirkliche geschichtliche Dokumente, die in einigen Teilen den Wert einer Enthüllung haben. Der Zar und seine Mutter tauschen Nachrichten und Eindrücke über die wichtigsten politischen Ereignisse aus, teilen sich ihre Urteile über die bedeutendsten zeitgenössischen Persönlichkeiten, über die Mitglieder der anderen europäischen regierenden Häuser, mit denen die Romanows mehr oder weniger verwandt waren und über die russischen und fremden Minister der Zeit mit. So ziehen in dem Briefwechsel, wie Nationalangelegenheiten erzählt, Bündnisse, Kriege und Revolutionen, Gesetze, Verträge, Geheimabkommen vorüber, in dem intimen Gedankenaustausch zwischen dem Zaren und seiner Mutter, durch den sich ein neues Bild des letzten Romanow abzeichnet, Mutter und Sohn schrieben sich häufig und ausführlich über alles, über ihr Haus, ihr Personal, ihre Feste, ihre Reisen, darüber hinaus aber auch über die großen Ereignisse in der Welt.

Ueber allen Briefen des Zaren steht der Schatten des roten Ungewitters. Schon seit langem fühlte man die Unruhe, bis 1905 die Generalprobe kam. Gerade über die Stellungnahme des Zaren zu diesen Ereignissen geben die Briefe an seine Mutter Aufschluß und zeigen, wie verständnislos er ihnen gegenüber stand, wie aber auch seine Umgebung nicht den Mut hat, ihm volle Klarheit zu geben. Er sieht sehr wenig von den wirklichen Ereignissen, und wenn er sich düstere Vorstellungen macht von dem, was kommen wird, so reichen diese doch nicht entfernt an die spätere Wirklichkeit heran. Die Briefe haben keinen künstlerischen Wert, die Worte sind einfach und oft naiv, der Zar war kein Schriftsteller und konnte auch nicht daran denken, daß diese Briefe einmal von der ganzen Welt gelesen werden würden. Bescheidenen Geistes, überrascht Nikolaus II. in diesen Briefen nie durch einen genialen Gedanken, aber da er frei ist von literarischem Ehrgeiz, verbüllt oder färbt er seine Gedanken niemals die Tatsachen. Die Briefe zeigen Nikolaus als einen Mann von nicht schlechtem Charakter, aber engem Geiste. Kärtlich gegen die Familie, ist der Zar eher kalt gegen die Fremden. Zwei Empfindungen beherrschen seinen Geist unbedingt: das religiöse Empfinden, ein starker, aber ruhender, betrachtender Glaube, und die Verehrung für seinen Vater, den Zaren Alexander III., die in den politischen Fragen ihn völlig abhängig, ohne Rücksicht auf Zeit und Wirklichkeit, macht. Von den materiellen und geistigen Bedürfnissen seines Volkes, von der Versammlung derer, die die Revolution gemacht hatten, hatte Nikolaus II. nur äußerst oberflächliche Vorstellungen. Die Revolutionäre waren für ihn nur gefährliche und schädliche Leute, er spricht von ihnen nie anders als von „schlechtem Volk" oder „Anarchisten" oder einfach „Schurken". Der Kampf gegen den Terrorismus erschien ihm als eine Züchtigung, die ihm vom Herrn auferlegt war, um seinen Glauben auf die Probe zu stellen. Seine Tage waren bedrängt von der Angst vor Tumulten, Attentaten und Blut. Alles, was er zum Tode Tolstois zu sagen hat, ist ein Seufzer der Erleichterung, daß eine umstürzlerische Demonstration fehlgeschlagen war. So wird für ihn die politische Tätigkeit zu einer Aufgabe der Polizei, er gibt sich Illusionen hin, über den Beifall der Treuen, die ihn umgeben, ist gerührt über die Ergebenheit der Kosaken und der Dienerschaft, die seinem kranken Kinde beistehen, redet sich ein, daß die Streiks vorübergehende Erscheinungen wären, daß die Bomben von verbrecherischen Wahnsinnigen geschleudert werden, und ist überzeugt, daß die alten Generale und Großgrundbesitzer, die ihm lenken, die sind, um vor allem unseren Fernen Doktor Zorn hierhergeführt hat . . ."

„Sehr vernünftig! Und nun warten Sie alle mal einen Augenblick!" Der Untersuchungsrichter ging in den Nebenraum und ließ sich telefonisch mit dem Polizeichef verbinden, sprach einige Minuten lang und entwickelte einen Plan.

„Ihre Ansicht ist nicht übel", erwiderte Sopron. „Sie verrät sich vielleicht, wenn sie auf freien Fuß gesetzt wird. Ich werde meinen besten Inspektor mit der Ueberwachung betrauen. Er ist in fünf Minuten bei Ihnen. Sie können sie also laufen lassen."

Stanley KLÄRT DEN FALL

Kriminalroman von Hanns Stehle

7. Fortsetzung

„Im Gegenteil — das sind Ideen eines Künstlers."

„Also zur Sache. Ich denke, Sie sind nicht nach Budapest gekommen, um über Frisuren zu sprechen."

„Natürlich nicht. Allerdings. Nicht allein deswegen. Konnten Sie nichts über den Aufenthaltsort der Marchesa in Erfahrung bringen?"

„Nichts bis jetzt. Da aber der Oberst nun verhaftet ist, habe ich wieder einige Hoffnung."

„Ich glaube auch, daß Rosso weiß, wo die Marchesa verborgen ist . . ."

„Halten Sie den Oberst tatsächlich für schuldig?" fragte Doktor Zorn.

„Schwer zu sagen. Ich möchte es aber fast annehmen, da doch die zu dem Mordinstrument gehörende Scheide bei ihm gefunden wurde."

„Ganz klar, daß Rosso der Mörder ist. Wie sollte er sonst zu dem corpus delicti gekommen sein?"

„Fräulein Bolvary", fragte Doktor Zorn und wurde sehr ernst, „jetzt besteht doch die Möglichkeit, daß Fräulein Wendland freigelassen wird?"

Die Detektivin zuckte die Achseln. „Das kommt noch sehr darauf an. Man kann die Entschließungen der Behörden nie genau voraussehen."

„Höchstens Herr Madras, der Hellseher, könnte das", lachte Ciapelletto. „Ich bedaure, daß ich gestern abend nicht dabei war."

„Wollen Sie mir einen großen Gefallen tun?" fragte der Dozent nach einer Weile von neuem. „Begleiten Sie mich doch zum Untersuchungsrichter! Vielleicht ist er dann zugänglicher."

„Aber gern, wenn Sie Wert darauf legen."

„Ich stelle mich ebenfalls zur Verfügung", sagte der Friseur, obwohl man ihn gar nicht darum gebeten hatte. —

Eine halbe Stunde später empfing Herr von Karczag **die drei. Doktor Zorn trug** sein Anliegen sehr lebhaft vor.

„Fräulein Wendland auf freien Fuß setzen? Das wird kaum möglich sein. Die Umstände belasten sie noch wie vor sehr stark."

„Aber jetzt doch nicht mehr! Der Mann, dem der Dolch gehörte, ist ja gefunden!"

„Das sind etwas zu voreilige Schlußfolgerungen, denen wir uns nicht ohne weiteres anzuschließen vermögen. Man kann sich ebensogut auf den Standpunkt stellen, daß dieses neue Moment Fräulein Wendland erst recht belastet."

„Fräulein Wendland ist unschuldig", entfuhr es Doktor Zorn. „Ich verbürge mich für sie. Sie ist das ehrlichste Geschöpf, das ich kennen gelernt habe. Ich stelle jede Kaution, die Sie verlangen. Schlimmstenfalls können Sie ja auch mich selber in Haft nehmen. Nur lassen Sie Fräulein Wendland frei. Die Arme muß ja entsetzlich gelitten haben. Wirklich, ich biete Ihnen meine Person als Ersatz."

„Welch großzügiger Antrag!" sagte Ciapelletto. „Ich bewundere Sie, Herr Doktor! Das ist wahre Größe, wahre Liebe!"

„Wer sind Sie denn eigentlich?" fragte etwas mißtrauisch der Untersuchungsrichter.

Der Friseur verbeugte sich. „Ciapelletto, Baldasare Ciapelletto, Inhaber des gleichnamigen Salons für Damen und Herren. Wenn Sie mein Etablissement kennen würden . . ."

„Was für eine Art Salon ist das?"

„Friseursalon natürlich. Wenn ich Ihnen, Herr Untersuchungsrichter, beispielsweise einen Rat geben dürfte — gratis selbstverständlich, völlig kostenlos — dann würde ich Ihnen eine Frisur à la Jules Verne empfehlen."

„Sparen Sie sich Ihre Ratschläge!" entgegnete Herr von Karczag ärgerlich und fritt sich, ohne es zu wollen, über seinen kürzlich behaarten Scheitel. „Sie vergessen, daß wir uns hier in keinem Friseursalon befinden."

„Das merke ich", lag es Ciapelletto auf der Zunge. Aber er unterdrückte die Bemerkung und meinte, nun wieder ganz reserviert: „Wie Sie wollen. Ich dränge mich niemals auf. Haben Sie keine Befürchtungen! Ich möchte auch durchaus nicht von der Sache ablenken, die uns, und vor allem unseren Fernen Doktor Zorn hierhergeführt hat . . ."

„Sehr vernünftig! Und nun warten Sie alle mal einen Augenblick!" Der Untersuchungsrichter ging in den Nebenraum und ließ sich telefonisch mit dem Polizeichef verbinden, sprach einige Minuten lang und entwickelte einen Plan.

„Ihre Ansicht ist nicht übel", erwiderte Sopron. „Sie verrät sich vielleicht, wenn sie auf freien Fuß gesetzt wird. Ich werde meinen besten Inspektor mit der Ueberwachung betrauen. Er ist in fünf Minuten bei Ihnen. Sie können sie also laufen lassen."

Der Untersuchungsrichter ließ Dagmar Wendland zu sich rufen. Sie erschien in ergebener Haltung, bereit, ein neues Verhör über sich ergehen zu lassen.

„Ich habe mich entschlossen, Sie auf freien Fuß zu setzen", begann der Richter und sah sie aufmerksam an.

„Frei?" wiederholte Dagmar wie im Traum. „Freilassen?"

„Jawohl. Ihr Landsmann, Herr Doktor Zorn, hat sich außerordentlich für Sie eingesetzt. Er verbürgte sich für Sie und wollte sich schon selber in Haft begeben, wenn Sie dadurch frei kämen."

„Das — das wollte er für mich tun?" Dagmars Stimme zitterte ein wenig.

„Ja. Ich nehme an, daß Sie sich und ihn in keine Unannehmlichkeiten bringen werden. Die Stadt dürfen Sie vorläufig nicht verlassen."

„Nein, natürlich nicht. Ich verspreche es."

„Und wo werden Sie wohnen?"

„Ich weiß nicht . . ." Sie sah sich hilflos um. „Vielleicht, daß Herr Doktor Zorn . . ."

„Sicher. Es wird das beste sein, wenn Sie in sein Hotel ziehen."

„Möglicherweise wünscht aber die Frau Marchesa . . ."

„Marchesa Grimani ist verschwunden."

Dagmar sah ihn verständnislos an. „Verschwunden?"

„Ja. Ich mußte Sie über einige Einzelheiten, die sich inzwischen ereignet haben, im unklaren lassen. Aber Sie werden das ja nun alles erfahren. Ich werde nun Herrn Doktor Zorn rufen." Er klingelte.

Als der Dozent wenige Sekunden später eintrat, strahlte sein blasses Gesicht. Er ging auf Dagmar zu und ergriff ihre Hand. „Dagmar — Fräulein Wendland, endlich sehe ich Sie wieder! Kann ich Sie — allein sprechen?"

„Den Haftbefehl gegen Fräulein Wendland habe ich soeben aufgehoben", erklärte der Untersuchungsrichter. „Sie können gehen." Sich verabschiedend, nickte er ihnen zu.

„Frei?" fragte Doktor Zorn in freudiger Ueberraschung zurück. Er faßte Dagmar am Arm und schob sie sanft durch die Tür. Langsam schritten die beiden Glücklichen die große Treppe des Justizgebäudes hinab und traten auf die Straße.

In einiger Entfernung folgte, von ihnen unbemerkt, ein Polizeibeamter.

Dagmar atmete in vollen Zügen die frische Luft ein, blinzelte in die strahlende Bläue des Himmels und sah dann wieder vor sich auf den Weg. Sie ging noch etwas unsicher und stützte sich leicht auf den Arm ihres Begleiters.

„Die Gefängnisluft macht einen so benommen", erklärte sie.

„War es schlimm?" fragte Doktor Zorn.

„Ja. Ich habe viel durchgemacht. Die Stunden schleichen so entsetzlich langsam vorbei. Der Tag will kein Ende nehmen, die Nacht ist noch schlimmer. Eine Zeitlang habe ich versucht zu zählen — von eins bis tausend und weiter. Aber man glaubt wahnsinnig zu werden."

„Ich glaube es Ihnen. Ich habe immer an Sie denken müssen."

„Wirklich? Und ich habe so gefürchtet, daß Sie jetzt gar nichts mehr von mir wissen wollen — von einer Person, die im Gefängnis sitzt . . ."

„Dagmar!"

„. . . ja, ja, die im Gefängnis sitzt, ihren Anlehen und Ruf verloren hat. Man wird nicht mehr geachtet, ist gebrandmarkt . . ."

„Das ist doch Unsinn! Jeder kann in eine solche Lage geraten — jeder. Ich habe nicht einen Augenblick an Ihnen gezweifelt, Dagmar."

„Das ist schön, sehr schön." Sie lächelt vor sich hin. Es war ein sanftes, trauriges Lächeln, das ihm weh tat.

„Aber nun ist doch alles wieder gut", versuchte er zu trösten. „Alles vorbei. Man hat Sie freigelassen —"

„Ist der Schuldige entdeckt?"

„Gestern abend wurde der Oberst verhaftet."

„Wie — der Freund der Marchesa?"

„Ja."

„Ich kann das nicht begreifen. Ich habe viel von ihm gehalten. Wie ist man denn auf ihn gekommen?"

„Durch den Hellseher Madras — gestern abend im Varieté. Ich glaube, Sie kennen ihn auch, Dagmar . . ." Doktor Zorn sah sie an. Aber sie wich seinem Blick aus und schwieg. Nach einer Weile fragte sie:

„Und die Marchesa wird auch verdächtigt?"

„Man ist im Zweifel darüber, ob sie geflohen ist oder gewaltsam entführt wurde."

„Schrecklich! Ich bedaure sie wirklich. Ich habe sie gern gehabt — eine solche Frau. Halten Sie es für möglich, daß — sie mit dem Fall im Zusammenhang steht?"

Er zuckte die Achseln. „Was soll ich sagen? Man kann niemandem mehr trauen. Die Sache ist so undurchsichtig. Nur an Ihnen könnte ich nie zweifeln."

„Soviel Vertrauen setzen Sie in mich?"

„Ja, Dagmar."

Schweigend gingen sie dahin. Im Hotel beorgte er ihr ein Zimmer. Sie wusch sich, sah sich um. „Ich muß doch wieder aussehen wie ein Mensch", hatte sie lachend geäußert, und er freute sich, daß sie nun wieder war wie damals in Rom. Sie trieben zusammen, besichtigten ein Museum. Langsam wurde es Abend.

„Nachher wollen wir bummeln", schlug er unternehmungslustig vor.

„Ach, Budapest bei Nacht? Darauf freue ich mich."

Sie nahmen ein Taxi, fuhren durch die Stadt, besuchten hintereinander mehrere Kaffeehäuser, die für sehenswert galten, und landeten schließlich in einem reizend beleuchteten, intimen Lokal. Eine Zigeunerkapelle spielte schmissig und sentimental — mit jenem unnachahmlichen Schmelz, den nur echte Ungarn hervorbringen. Ein Tanzpaar trat auf und gab einen Csardas zum Besten. Die Zuhörer — es waren meist Liebespaare — klatschten begeistert, alle kamen in Stimmung.

Dagmar trank bereits das zweite Glas Ungarwein und lachte viel. „Ich fühle mich so glücklich wie lange nicht. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie glücklich ich bin . . ."

Sie strahlte ihn aus ihren großen verträumten Augen an. Hübsch sah sie aus, ganz besonders.

„Sie sind schön, Dagmar", flüsterte er.

Sie schüttelte den Kopf und sagte dann: „Aber ich freue mich, daß Sie das sagen, wenn es auch nicht wahr ist — und Sie dürfen mich nicht einzeldiktet machen — aus Ihrem Munde höre ich es gern."

„Haben denn auch Sie an mich gedacht?"

„Oh, oft. Eigentlich immer. Ach, es war eine schlimme Zeit. Aber wir wollen sie vergessen."

Während die Zigeuner einen Tango spielten, tanzten sie zusammen. Nachher meinte Dagmar: „Ich hatte gar nicht erwartet, daß Sie tanzen können."

„Nun — Gelehrte und Wissenschaftler wollen im allgemeinen nicht viel davon wissen."

„Aber wieso? Ich bin doch kein verknöcherter Gelehrter. Ich bin noch jung, so jung, daß ich Ihnen jetzt eine Liebeserklärung machen möchte." Er ergriff ihre Hand und preßte sie an seinen Mund. Plötzlich erster werdend, fragte er sie: „Eines müssen Sie mir sagen: ich habe mir so oft den Kopf darüber zerbrochen: Warum sind Sie denn damals, im Expreßzug, nicht mehr zu mir zurückgekommen? Sie unterhielten sich doch mit einem anderen Herrn — und blieben später allein. Warum denn?"

„Sind Sie — eifersüchtig?"

„Aber nein — wie hätte ich ein Recht darauf!"

„Zweifeln Sie an mir?"

„Auch das nicht. Aber geben Sie mir doch wenigstens eine Erklärung, eine kleine Erklärung . . ."

„Es gibt manchmal Dinge", antwortete sie nachdenklich, „die man nicht erklären kann. Man tut etwas — wie soll ich sagen — unbewußtigkeit, instinktiv. Es war eine Laune vielleicht — nichts weiter — und Sie müssen mir nicht böse sein. Uebrigens bin ich genug bestraft worden: Wäre ich zu Ihnen ins Abteil zurückgekehrt, wäre ich wohl gar nicht in diesen Mordverdacht geraten! Sind Sie mir wirklich nicht böse?"

„Nein! Wo denken Sie hin! Glücklich bin ich." Er küßte von neuem ihre Hand, sie ließ sie ihm.

Spät war es, als Doktor Zorn und Dagmar das Lokal verließen und eine Strecke zu Fuß durch die warme Nacht gingen, die Donau entlang. Die Lichter der Stadt spiegelten sich in den dunklen Fluten, die langsam dahinzogen. Der junge Dozent hatte vorsichtig seinen Arm um Dagmar gelegt und wollte eben eine Frage an sie richten, als sie sich plötzlich abwandte. Sie waren an einer Litfaßsäule vorübergekommen, und im Schein einer Straßenlaterne leuchtete ein großes grellrotes Plakat auf — ein dämonischer Männerkopf und darunter die Ankündigung: Experimentalabend des Psychologen Madras . . .

Dagmar blieb stehen, den Blick wie gebannt auf die Reklame gerichtet. Doktor Zorn wurde etwas ärgerlich. „Wollen wir weitergehen! Es ist schon spät."

Doch sie rührte sich nicht von der Stelle. Endlich, zwei volle Minuten mochten vergangen sein, ging sie weiter und sagte: „Ich muß hin, unbedingt, ich muß in den Experimentalabend. Wollen Sie mich begleiten?"

Er zögerte. „Ich war kürzlich schon in der Varietévorstellung. Es ist nicht so sonderlich wichtig. Legen Sie denn soviel Wert darauf?"

„Na, ich muß hin. Bitte, begleiten Sie mich! Morgen abend, nicht wahr?"

„Wenn Sie darauf bestehen — ja."

Es kam kein rechtes Gespräch mehr zustande. Als sie sich im Hotel trennten, um ihre Zimmer aufzusuchen, mich Dagmar seinem Blick aus. Nervös schloß sie ihre Tür auf, ohne sich noch einmal umzuwenden.

*

Oberst Rosso, der kurz nach seiner Festnahme einen unbeschreiblichen Wutanfall bekommen hatte, schickte sich nun vorläufig in das Unvermeidliche. An diesem Morgen wenigstens trat er in sehr gemessener Haltung vor den Untersuchungsrichter und legte in alles Form Verwahrung gegen seine Verhaftung ein. Er bezeichnete die theatralische Anschuldigung des Madras als einen unverschämten Bluff, mit dem er beim Publikum habe Eindruck schinden wollen; es sei unverständlich, wie die Polizei darauf hereingefallen sei . . .

„Sie vergessen die Scheide, die man bei ihnen fand.", wandte Herr von Karczag ein. „Diese Scheide gehört zu dem Dolch, mit dem der Mord ausgeführt wurde, da besteht gar kein Zweifel!"

„Auch das ist Bluff, gemeinster Bluff. Ich habe keine Ahnung, wie die Scheide in meine

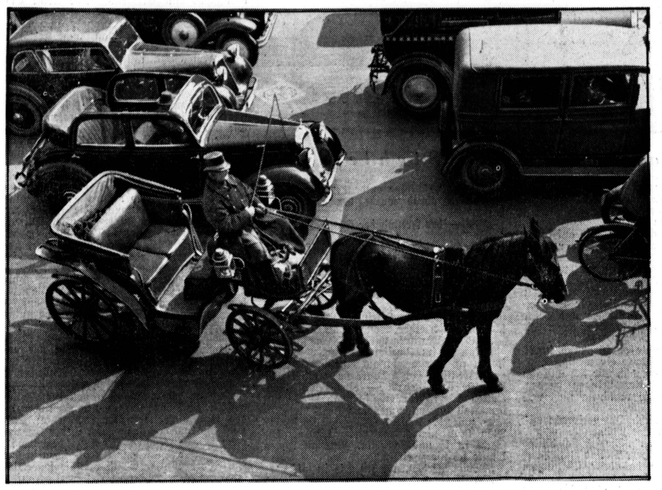
Rocktasche kam! Ich kenne sie nicht, habe sie nie gesehen. Ich war im Augenblick selber so überrascht, daß ich mich — vor allem vor der erregten Oeffentlichkeit — nicht sofort rechtfertigen konnte. Die Leute glaubten ja an diesen Hanswurst wie an einen Gott. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mit Ihren famosen Beamten den Saal zu verlassen und mich in das Unvermeidliche zu schicken!"

„Draußen haben Sie sich dann allerdings derart gebärdet, daß man Zwang anwenden mußte! Wie können Sie sich als ehemaliger Offizier der Staatsgewalt widersetzen!"

„Wenn diese Staatsgewalt sich solche Schnüber leistet, ausgerechnet mich, mich — zu verhaften — mich, verstehen Sie —"

Rosso wurde wieder sehr erregt.

„Das geht einfach zu weit! Ich protest



Der Letzte seines Stammes

(Erich Engel, Zander-M.)

wie sich alles zugetragen hat: Sie wußten, daß die Frau Marchesa ihr Vermögen bei dem Bankier Torcello deponiert hat. Sie wußten wohl auch, daß über die Bank allerlei Gerüchte umgingen. Nun sahen Sie den Bankier im Zuge. Sie betrachten sich mit der Marchesa und fanden die Sache verdächtig. Die Dame trat nun selber an den Bankier heran und bat um eine Unterredung — er sagte zu unter der Bedingung, daß niemand davon erfahren solle. So befeilte er sie zu einer sehr späten Stunde in sein Absteil. Er blieb auf und ließ die Tür unverschlossen. Anstatt der Marchesa aber erschienen nun Sie, Herr Oberst, als der Vertreter Ihrer Schutzbefohlenen. Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung, da sich wohl herausstellte, daß sich der Bankier auf der Flucht befand. Sie sind von etwas cholerischer Gemütsart und griffen schließlich zur Waffe. Ehe Sie sich versahen, hatten Sie dem Mann die tödliche Wunde beigebracht. Nun erst kamen Sie zur Besinnung. Sie versuchten, die Spuren zu verwischen, nahmen das Gesicht des Toten unkenntlich, nahmen das Geld an sich und begaben sich dann wieder in Ihr Abteil."

Der Oberst hatte diese Rede mit größter Selbstbeherrschung angehört, und das fiel ihm nicht leicht. Die Zornesadern auf seiner Stirn schwollen an. Dennoch zeigte er auch jetzt eine gewisse Mäßigung, als er erwiderte:

„So stellen Sie sich das vor? Eine tolle Idee! Und was, wenn ich fragen darf, hat es dann mit den verschwundenen Personen für eine Bewandtnis?"

„Auch das läßt sich erklären. Den römischen Detektiv, dem die Ueberwachung des Bankiers oblag, haben Sie in eine Falle gelockt, damit er sich nicht mehr mit der Sache befassen konnte. Die Marchesa haben Sie ebenfalls beiseite gebracht . . ."

„Ah — tot oder lebendig?"

„Das wird sich noch herausstellen."

„Und den Amerikaner, der bereits auf der Fahrt verloren ging, habe ich wohl höchstpersönlich aus dem Fenster geworfen?" Mosso brach in schallendes Gelächter aus. „Hören Sie, das alles ist ja verrückt. Sie können doch nicht im Ernst daran glauben!"

„Sie bleiben also dabei, daß der Dolch nicht Ihnen gehört?"

„Wie oft soll ich das noch bekräftigen? Jawohl, ich bleibe dabei. Ich bin der Ansicht, daß man ihn mir zugesteckt hat, um mich zu verdächtigen."

*

Dr. Zorn saß mit Dagmar beim Frühstück. Die Verstimmung, die sich am Schluß des vergangenen Abends eingestellt hatte, schien verschwunden. Beide lachten wieder und unterhielten sich. Dagmar schenkte dem Dozenten gerade Kaffee ein.

„Hübsch ist das, wenn so geschickte Hände einem diese Morgenarbeit abnehmen!"

„Kolossale Arbeit, nicht wahr?" Beide lachten.

Nach einiger Zeit erhoben sie sich und fuhren zum Museum für ostasiatische Kunst. Sie hatten sich vorgenommen, die bemerkenswerte Sammlung an diesem Vormittag zu besuchen.

Im Vorterresaal waren chinesische und indische Lacke zu besichtigen, Holz- und Knochenschnitzereien, eingelegte und Zellenschmelzarbeiten, während im ersten Stock sich asiatische Bronzen befanden, dazu indische Steinskulpturen und Miniaturen. Der dritte Saal erregte Dagmars besonderes Interesse: hunderterlei geschnitzte chinesische Steine, besonders Jade und Kristalle, dazu Porzellane und andere keramische Erzeugnisse. Alles besah sie, unermüdlich und genau, ging von einem zum anderen Tisch und bemerkte nicht, daß Dr. Zorn sie eine ganze Zeit aufmerksam betrachtete.

„Wissen Sie, Fräulein Dagmar," sagte er plötzlich, „es ist schön, daß Sie so gern in Museen gehen, daß es Ihnen nicht langweilig wird. Viele junge Mädchen haben gar keinen Sinn dafür. Sie lesen nichts und haben für die Kunst nichts übrig, nur für Sport, wissen Sie, nichts als Sport und immer nur Sport."

Dagmar hob den Kopf. „Warum soll ein Mädchen nicht an den Interessen des Mannes teilnehmen, den sie" — sie verbesserte sich — „mit dem sie befreundet ist?"

„Oh, — manche meinen, es müsse umgekehrt sein."

„Unverständlich. Ich denke da anders. Uebrigens fällt mir das in diesem Falle gar nicht schwer; denn für Kunst habe ich mich schon immer begeistern können. Uebrigens hätten wir uns — wäre es anders — überhaupt nicht kennengelernt."

Eine lange Zeit verstrich mit Besichtigungen. Schließlich traten sie in den vierten Saal, wo japanische Altertümer, allerlei Waffen, Schwertzierate und Messer zu sehen waren. Wißbegierig stutzte Dagmar, zeigte auf einen Dolch und sagte:

„Merkwürdig! Fast genau so sah der Dolch aus, mit dem der Mord im Expreßzug verübt wurde.

Dr. Zorn trat näher. „Wirklich?"

„Ja, ich habe ihn genau in Erinnerung — er wurde mir ja gezeigt. Der Griff glich diesem hier — ganz ähnliche Goldschmiedearbeit. Ich möchte wetten, daß es japanische Arbeit ist."

„Interessant." Der Dozent dachte nach. „Das ist sehr wichtig, das muß ich sofort feststellen. Wollen Sie mich solange entschuldigen? Ich fahre sofort zum Untersuchungsrichter. Wir treffen uns dann wieder beim Mittagessen im Hotel. Einverstanden?"

„Natürlich. Ich bin sehr gespannt . . ."

Dr. Zorn nahm eine Taxe. Er mußte dann aber eine halbe Stunde warten, ehe er vorgelassen wurde. Herr von Karczag empfing ihn nicht gerade freundlich.

„Meine Zeit ist kurz. Ich habe zu tun. Was bringen Sie denn Wichtiges?"

Der Dozent berichtete kurz und fügte hinzu: „Wollen Sie mir den Dolch, der bei dem Ermordeten gefunden wurde, einmal zeigen?"

„Gewiß." Der Richter verriet jetzt hohes Interesse, entnahm seiner Schreibtischschublade das Instrument und die dazugehörige Scheide. „Bitte . . . vergleichen Sie . . ."

Dr. Zorn besah den Dolch aufs sorgfältigste — insbesondere die Schnitzereien des Griffes und der Scheide, nahm noch ein Vergrößerungsglas zu Hilfe und erklärte nach längerer Pause: „Da herrscht gar kein Zweifel — Sie wissen, ich bin beschlagen in solchen Dingen —, es handelt sich hier um ein echt japanisches Stück, sogar von beträchtlichem Wert . . ."

„Irren Sie sich auch nicht? Ich habe den Dolch bereits von einem Sachverständigen untersuchen lassen. Der war nicht in der Lage derart bestimmte Angaben zu machen."

„Dann war es kein Kenner der ostasiatischen Kunst. Für mich besteht kein Zweifel: der Dolch ist ein- bis zweihundert Jahre alt und stammt aus der Gegend von Osaka."

„Diese Feststellung eröffnet allerdings neue Perspektiven," meinte Herr von Karczag nachdenklich. „Im Expreßzug fuhr doch noch ein Japaner mit Madras zusammen im selben Abteil. Diesem Herrn haben wir bis jetzt noch nicht auf den Zahn gefühlt."

„Wenn ich persönlich Ihnen noch behilflich sein kann — gern. Ich besuche heute abend nochmals die Vorstellung im Royal-Orpheum, wo beide auftreten. Sie wissen, nichts liegt mir sehnlicher am Herzen, als den wirklichen Täter entdeckt zu sehen. Es darf auch nicht der Schatten eines Verdachts mehr auf Fräulein Wendland ruhen. Und das ist nur möglich, wenn der Fall restlos aufgeklärt wird."

„Allerdings. Und ich wünsche Ihnen, daß Sie keine Enttäuschung erleben." — — —

Am Abend betraten Dagmar und Dr. Zorn das Varieté. Sie hatten ausgezeichnete Plätze in der zweitvordersten Reihe. Nichts konnte ihnen entgehen.

Punkt neun setzte die Ouvertüre — wieder ein Stück von Suppé — ein. Das blonde Mädel in blauem Wams und Seidenhosen erschien und kündete die Nummern an. Die Darbietungen langweilten die beiden zunächst ein wenig. Zum Schluß des ersten Teils trat endlich der Japaner Tao Nagai auf. Er erschien in einem grünen Phantasiekostüm und verbeugte sich. Auf seinem Gesicht stand ein Lächeln, das falsch und verschlagen wirkte. Er schloß einen Augenblick die Schlitzaugen und begann dann seine Vorführungen. Auf Tänze, Vertilgen von Feuer und Schlangenbeschwörungen folgte das Messerwerfen. Dr. Zorn studierte die Dolche, deren er sich bediente, durch ein Opernglas. Das Mordwerkzeug glich ihnen nicht genau, und doch war der Dozent überzeugt, daß es aus dem Besitz des Japaners stammte.

Nun kam die Pause. Dagmar und Dr. Zorn gingen ins Foyer.

„Was halten Sie von dem Japaner?" fragte er leise.

„Schwer zu sagen. Diese Exoten gleichen sich alle wie ein Ei dem anderen — wenigstens für unsere Augen." Sie verstummte, wurde unruhig, sah immer wieder in den Programmzettel und überlas den zweiten Teil, den diesmal Madras allein bestritt. Sie verriet Ungeduld.

Endlich schrillte die Klingel. Man nahm die Plätze wieder ein. Es wurde dunkel. Die Musik setzte ein. Und dann trat Madras auf. An diesem Abend war er die Hauptattraktion, seinetwegen wurden einige andere Nummern des Programms ausgelassen. Er erschien wieder in schwarzem Anzug, hochgeschlossen bis zum Hals. Zuerst führte er die Kartenkunststücke vor, ging schließlich zu Hellseherexperimenten über. Dabei verweilte er ziemlich lange. Dann folgte eine neue Darbietung, zu der er einige Damen und Herren auf die Bühne bat.

Dagmar erhob sich, ging mit Dr. Zorn die Stufen entlang, schritt, obwohl Dr. Zorn sie zurückzuhalten versuchte, zur Bühne und nahm dort gleichzeitig mit einigen anderen Personen Platz. Madras erklärte, daß er eine Massenhypnose auszuführen gedenke. Er wandte sich an die Erschienenen. Sie saßen, zwölf an der Zahl, alle in Weiß und Glied. Er fixierte jede einzelne Person, wenige Sekunden nur, und nicht viel später schienen alle in tiefem Schlaf versunken. Nun begann er allerlei Experimente mit den Hypnotisierten, ließ sie in Freude, Schmerz, Verwunderung oder Trauer geraten.

Madras gab dem und jenem einen Auftrag, sich etwa ins Publikum zu begeben und einen bestimmten Gegenstand zu holen, eine wertlose Sache beispielsweise, die der Beauftragte aber mit höchster und erheiternder Behutsamkeit zur Bühne brachte, sichtlich im Glauben, es handle sich um ein Stück von höchstem Wert. Dr. Zorn saß wie auf Kohlen. Die Sache paßte ihm recht wenig, und er fand den Gedanken unerträglich, Dagmar von dem Hypnotiseur lächerlich gemacht zu sehen. Sonderbarerweise erbielt sie jedoch überhaupt keinen Auftrag, obwohl, wie es schien, Madras einmal vor ihr stand und den Blick einige Sekunden auf sie gerichtet hielt. Endlich löste er den Bann. Alle erwachten, sahen sich erschrocken um, völlig überrascht und nicht im mindesten im Bilde, was mit ihnen in der letzten halben Stunde geschehen war.

Sie nahmen ihre Plätze im Zuschauerraum wieder ein. Madras setzte sein Programm fort und führte eine spiritistische Sitzung durch. Er setzte sich mit vier von ihm bestimmten Personen an ein Tischchen, ließ mit den Händen eine Kette bilden, stellte nun einzelne Fragen, die verstorbene Verwandte oder Bekannte der Teilnehmer betrafen, und übersetzte das deutlich vernehmbare Klopfen. Die Ergebnisse schienen die einzelnen zu überraschen, obwohl die weniger beteiligten Zuschauer kaum davon beeindruckt wurden. Darauf trat Madras ab. Das blonde Mädchen kündigte das Ende der Vorstellung an, die Musik spielte einen Schlußmarsch.

Dr. Zorn verließ mit Dagmar das Varieté und ging mit ihr die Straße entlang. Die Nacht war lau und mild. Am Himmel funkelten Sterne.

„Sind Sie nun mit Ihrem Experimentalabend zufrieden?" fragte er nach längerem Schweigen.

„Ach, ja."

„Finden Sie denn diesen Herrn Madras interessant?" Unwillkürlich sprach Eifersucht aus ihm. Er dachte an den gestrigen Abend, da sie so begeistert das Reklameplakat mit dem Bild des Hellsehers betrachtet hatte, erinnerte sich auch blitzartig der Szene im Speisewagen, als der dämonisch aussehende Mensch Dagmars Blicke festgehalten, sie dann kurz darauf sogar zu einer Zusammenkunft bewogen hatte . . .

„Doch ein interessanter Kopf," sagte sie jetzt wie für sich. „Er hat etwas Jenseitiges an sich. Finden Sie nicht?"

Aber Dr. Zorn schüttelte den Kopf. „Sie dürfen sich nicht solche Absonderlichkeiten einbilden. Bei der ganzen Geschichte spielt viel Bluff mit, verstehen Sie! Er redet den Leuten etwas vor und zum Schluß glauben sie daran. — Genug davon. Wollen wir noch eine Tasse Kaffee trinken?"

Sie nickte und betrat mit ihm ein Kaffeehaus, aus dem heitere Musik herausklang. Immerhin blieb sie etwas einsilbig und schien mit ihren Gedanken abwesend zu sein.

*

Am folgenden Morgen, etwa gegen 10 Uhr, betrat Inspektor Szakk in unauffälliger Kleidung den Künstlereingang des Royal-Orpheum. Sein Ausweis verschaffte ihm ohne weiteres Einlaß. Auf der Bühne wurde eifrig geprobt. Zwei Tänzerinnen drehten sich unermüdlich wie Kreisel. Szakk sah eine Weile zu, fing dann mit einem der Bühnenarbeiter ein Gespräch an.

„Interessante Leute, diese Artisten, finden Sie nicht?"

„Gewiß, das ist klar — machen verrücktes Zeug, ich könnte Ihnen da Dinge erzählen, die ich erlebt habe . . ."

„Ich war gestern abend in der Vorstellung. Sehr gut alles. Zum Beispiel das Messerwerfen des Japaners — einfach fabelhaft."

„Nicht wahr? Ganz ich auch. Sie sollten den Herrn hören, der bei Herrn Nagai angestellt ist — der könnte Ihnen was erzählen . . ."

„Garry — wer ist denn das?"

„Ein junger Mann, den Herr Nagai für seine Europatournee engagiert hat — wissen Sie, für die vielen Requisiten, die er mitführen muß, da braucht er einen Handlanger und außerdem eine Zielscheibe für die Dolche . . ."

„Ah, das würde mich interessieren — wo ist denn dieser Garry?"

„Sicher in Herrn Nagais Garderobe, gleich da drüben, Zimmer 8, wenn Sie mal nachsehen wollen."

„Vielen Dank." Der Inspektor begab sich nach dem angedeuteten Raum, klopfte an und trat ein.

Ein untersetzter junger Mann, der über einen Koffer gebeugt war, richtete sich auf.

„Herr Nagai ist nicht hier," bemerkte er sofort und machte Miene, sich in seiner Beschäftigung — er ordnete gerade die vielen Messer — nicht weiter stören zu lassen.

„Schade," bedauerte Szakk und trat näher. „Ich bin von der Presse hätte mir gern von Herrn Nagai etwas erzählen lassen — Hübsche Instrumente haben Sie da . . ."

„Prima Ware — das ist alles echt, bester und schärfster Stahl. Manche Artisten treten in einem Messerakt auf und verwenden dabei Blech! Da kann nie etwas passieren — nein bei Nagai gibts das nicht."

„Uebrigens — das fand ich draußen." Der Inspektor zog das Messer, mit dem der Mord verübt worden war, aus der Tasche. „Hübscher Dolch, gehört der vielleicht dazu?"

„Wie — lassen Sie sehen?" Der junge Mann besah sich den Griff. Aber natürlich — den suchen wir ja wie eine Stecknadel. Herr Nagai vermißt ihn schon einige Tage — kein Zweifel — er sagte mir, er habe ihn verloren — er ärgere sich darüber. Wo log denn das Ding?"

„Ich kann's Ihnen draußen zeigen. Täuschen Sie sich aber auch nicht?"

(Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

Fasci Femminile

Frauengruppen eine Sektion der Partei - Hauptaufgabe: Wohlfahrtsarbeit

Von Frau Prof. Maria Castellani

Nationalkommissarin der Vereinigung Faschistischer Künstlerinnen und Akademikerinnen

Wir bringen nachstehend einen Beitrag einer namhaften Vertreterin der faschistischen Frauenorganisation über die Einordnung der Italienerin in die Arbeit und die Aufgaben des Faschismus.

Seit seinen Anfängen hat der Faschismus in der Frau die Mitarbeiterin gesehen, sowohl was ihre Tatkraft als auch ihre Intelligenz anbelangt. Der Einreihung der Frau in das faschistische Regime hat immer die ganz besondere Aufmerksamkeit der zuständigen Stellen gegolten.

Das Problem lag nicht einfach. Einmal handelte es sich darum, die Frau ihrer natürlichen Aufgabe, der Mutterschaft und dem häuslichen Aufgabenkreis, nicht zu entziehen, sie im Gegenteil dabei zu ermutigen und ihr jeden Schutz in dieser Beziehung zu gewähren. Andererseits mußte ein Weg gefunden werden, auf dem die Tätigkeit aller der Frauen, die sich außerhalb des Familienkreises betätigen sollten, in Uebereinstimmung mit den verschiedenartigen wirtschaftlichen und kulturellen Erfordernissen in eine feste Form gebracht werden konnte. Diese beiden Forderungen bildeten jedenfalls die beiden Grundpfeiler, auf denen der mächtige Bau der faschistischen Frauenorganisation ruht.

Die Frauengruppen (Fasci Femminile) sind ihrem Wesen nach eine für die Frau geschaffene Sektion der Partei. Tatsächlich besteht bei jedem lokalen „Fascio" (Kampfgruppe) auch ein „Frauen-Fascio" genau so, wie meinetwegen auch andere Abteilsektionen, z. B. die Studentengruppen oder die „Dopolavoro" (Feierabendwerkgruppen), bestehen. Diese Frauengruppen werden provinzweise geleitet, und zwar von einer Sekretärin, die je nach Größe einer Provinz bzw. den lokalen Erfordernissen sowohl so viele weibliche Vertrauensleute unter sich hat. Diese Provinzsekretärinnen der Frauengruppen bilden bei der politischen Zentralleitung ein eigenes Büro, das unmittelbar dem Generalsekretär der Partei unterstellt ist.

Die Aufnahme in eine solche Frauengruppe unterliegt denselben politischen Bestimmungen wie bei den Männern, d. h. auch die Frauen müssen ihre faschistische Ueberzeugung unter Beweis stellen.

Die Frauengruppen zerfallen in verschiedene Sektionen. So sind z. B. alle Landwirtschaftsgehilfinnen und Haushälterinnen auf Grund eines Sonderabkommens mit dem „Verband landwirtschaftlicher Arbeiter" in einer besonderen Sektion zusammengefaßt, während anderseits z. B. die weiblichen Jugendlichen zwischen 18 und 22 Jahren besondere Jugendgruppen bilden.

Wie sieht nun ihre Arbeit aus? Ihre Hauptaufgabe liegt vor allem anderen auf dem Gebiet der Wohlfahrt und der Fürsorge. So sind z. B. faschistische Frauenabteilungen ständig unterwegs auf Hausbesuch, um dort, wo die Not am größten ist, helfend einzugreifen. Während der Zeit der schlimmsten Arbeitslosigkeit haben diese Gruppen in restloser Tätigkeit und nie versiegendem Eifer an dem großen Winterhilfswerk für die Familien der Arbeitslosen mitgearbeitet. Dasselbe wiederholt sich jedes Jahr bei der „Befana Fascista", der faschistischen Form des Epiphanias-Festes, am Tag der „Heiligen Drei Könige", das in Italien immer schon das Fest der Kinder gewesen ist. An diesem Tage werden durch die faschistischen Frauengruppen durchschnittlich drei Millionen Gaben an Kinder bedürftiger Familien verteilt, hauptsächlich Spielsachen und Kleidungsstücke.

Der Obhut der Frauengruppen unterstehen ebenfalls die Erholungsheime für Volkskinder an der See und im Gebirge, in denen jedes Jahr ungefähr 600 000 schwächliche oder unterernährte Kinder Erholung und Kräftigung finden.

Zusammen mit den gewerkschaftlichen Organisationen haben die Frauen auch den Schutz der arbeitenden Frau übernommen, ganz besonders der weiblichen Arbeitskräfte, die bei der Reis- und Weinernte alljährlich beschäftigt sind und die in der vorfaschistischen Epoche ohne Schutz der größten Ausbeutung und Willkür preisgegeben waren.

Ferner arbeiten die faschistischen Frauengruppen direkt mit dem „Hilfswerk für Mutter und Kind" zusammen, dessen Präsidentschaft für den Provinzialverband immer die Provinzialsekretärin der Frauengruppen ist. Durch dieses riesige Hilfswerk werden über zwei und eine halbe Million Frauen und Kinder betreut.

Um einen Stamm von Helfen sicherzustellen, die auf den verschiedenen Gebieten der Fürsorgewesens völlig durchgeschult sind, hat die Partei besonders für diesen Zweck Kurse und Schulungsstätten geschaffen. Die wichtigsten sind die Höhere Faschistische Schule für Hauswirtschaftslehre, die Schule für Soziales Fürsorgewesen und die für Landschullehrerinnen.

Dies ein kurzer Ueberblick über Aufbau und Arbeit der faschistischen Frauengruppen, die sozusagen den Generalstab der faschistischen Frauenarbeit bilden. Wenden wir uns jetzt den anderen Tätigkeitsgebieten zu.

Grundsätzlich ist im faschistischen Italien die arbeitende Frau dem arbeitenden Manne gleichgestellt. Ebenso wie die Männer sind die Frauen in die faschistischen Gewerkschaften eingegliedert, und zwar sowohl in die vier großen faschistischen Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbände (Landwirtschaft, Industrie, Handel, Versicherungs- und Kreditwesen) als auch in den faschistischen Verband der Handwerker, Künstler und freien Berufe. An letzteren ist auch die Vereinigung Faschistischer Künstlerinnen und Akademikerinnen mit über 10 000 Mitgliedern angeschlossen. Die Frau innerhalb der faschistischen Gewerkschaften genießt selbstverständlich den vollen Schutz hinsichtlich ihrer Arbeit. Der Grundsatz „gleiche Leistung — gleicher Lohn", der eine Ausbeutung der Frau unmöglich macht, bildet sozusagen die materielle Basis, während Schutz der Mutterschaft und der Familie das ethisch-soziale Prinzip darstellt.

Es gibt in Italien heute ungefähr 3 Millionen arbeitende Frauen, von denen viele im Produktionsprozeß wie auch innerhalb der gewerkschaftlichen Organisationen hohe Stellungen einnehmen. In der größten faschistischen Körperschaft der Korporationen, der Versammlung der Nationalen Korporationsräte, sitzen heute fünf Frauen, lauter hochintelligente, technisch auf verschiedenen Gebieten völlig durchgeschulte Frauen, die die Textilarbeiterinnen, Wirkerinnen, im Seidenbau Beschäftigten, Hebammen, Krankenpflegerinnen oder andere ausschließlich weibliche Berufe oder solche Berufe, in denen hauptsächlich Frauen arbeiten, vertreten.

Die Frauen nehmen selbstverständlich auch am Feierabendwerk teil, entweder in ihrer Eigenschaft als Arbeiterinnen oder als Hausfrau einer Arbeiterfamilie. Die Zahl der Frauen geht in die Millionen, die jährlich von den ländlichen, kulturellen, Bildungs-, Erziehungs-, Erholungs- und anderen Einrichtungen dieses wirklich großartigen Werkes der Regierung Gebrauch machen.

Nicht unvorbereitet treten die Frauen in die verschiedenen Organisationen und Vereinigungen ein; denn das „Balilla-Werk", die faschistische Jugend, umfaßt ja auch die kleinen und heranwachsenden Mädchen: Piccole Italiane (kleine Italienerinnen) heißen sie von 6 bis 14 Jahren und Giovani Italiane (jugendliche Italienerinnen) von 14 bis 18 Jahren.

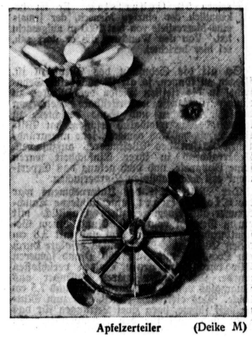
Für diese weiblichen Jugendgruppen sind Sportplätze, Erholungsheime, Sommer- und Winterkolonien, kulturelle Sammelstätten usw. geschaffen worden, in denen die Frauen und Mütter von morgen auf das Leben vorbereitet werden. Die Akademie für weibliche Körperkultur" in Orvieto bildet den Generalstab dieser jugendlichen Truppe.

Es ist nicht übertrieben, wenn man sagt, daß alle Frauen Italiens durch die eine oder andere Organisation oder Einrichtung des Regimes erfaßt worden. Aber das Resultat ist in den letzten 14 Jahren auch nicht ausgeblieben. Die Frau fühlt und begreift den Wert dessen, was für sie getan worden ist und ist ganz anders mit dem Schicksal des Vaterlandes verbunden als früher.

Küchenarbeit - leicht gemacht

Die großen pompösen Küchenapparate, die manchmal die Technik höchst unnötigerweise den Hausfrauen beschert, die wollen wir uns gar nicht kaufen. Aber wir lieben die kleinen, zeitsparenden Geräte, die schneller als die Hand zu arbeiten vermögen, zudem sauberer und hübscher.

Es gibt Scheiben- und Stückenbereiter für verschiedene Zwecke. Zum Beispiel den Petersilien- und Zwiebelmäher, unter dem allein die Petersilie sich in den vorschriftsmäßig winzig



Apfelzerteiler (Deike M)

kleinen grünen Staub verwandelt, der erst das feine Aroma gibt. Es gibt den Eischneider für sparsame Hausfrauen mit vielen Kindern, die mit einem Ei vier Brotscheiben belegen müssen. Und es gibt diesen hier abgebildeten wunderhübschen Apfelzerteiler, der besonders auf dem Gästetisch der Hausfrau zur Ehre gereichen wird. Er zerschneidet mit einem Druck den Apfel in mamierliche Achtel, läßt Stiel und Blüte zurück und kann dann gleich als Apfelteschälchen benutzt werden. Er ist zwar nicht so unentbehrlich, und ein Obstmesser tut die Arbeit solideerweise auch, dafür kann der Apfelzerteiler als hübsches Geschenk gelten, und Anregungen zu Geschenken kann man eigentlich immer gebrauchen.

Mäntel und Jacken für Kinder

MK 43263. Der schlichte, sportliche Mantel für junge Mädchen ist am Kragen und an den Ärmelaufschlägen mit Pelz oder Plüsch besetzbet. Erford. für 10 Jahre: 1,85 m Stoff, 130 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte sind für 8, 10 und 12 Jahre erhältlich.

MK 43264. Der breiten Passe des kleidsamen Tuchmäntelchens sitzen sich die Mantelbahnen gereiht an. Kragen und Ärmelaufschläge sind dicht durchsteppt. Erf. für 3 Jahre: 1,35 m Stoff, 130 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 3 und 5 Jahre.

MK 43235. Ein recht jugendlicher Anzug für junge Mädchen ist das Kostüm aus karriertem und einfarbigem Wollstoff. Pelzröllchen begrenzen Kragen und Ärmelaufschläge. Erf.: etwa 1,25 m Jackenstoff, 130 cm br., 1,25 m Rockst., 95 cm br. B. Beyer-Schn. f. 11 u. 13 J.

MK 43102. Zu der karierten Jacke in sportlicher Form wird ein einfarbiger Rock mit vorderen Falten getragen. Erf. für 12 J.: 1,30 m Jackenstoff, 130 cm breit, 75 cm Rockstoff, 140 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte sind für 10, 12 und 14 Jahre erhältlich.

KK 43301. Für kleine Knaben arbeiten wir ein Wintermäntelchen aus meliertem Wollstoff mit Rückenfalte, Rückengürtel und Pelzkragen. Erf. für 4 J.: etwa 1,20 m Stoff, 130 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte sind für 2, 4 und 6 Jahre erhältlich.

MK 43255. Die Ärmel des kleidsamen Mäntelchens sind oben mehrmals gerafft, unten, wie der Halsausschnitt, mit schmalen Pelzstreifen besetzt. Beutelitaschen. Erf. für 6 Jahre: 1,60 m Stoff, 130 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 4 und 6 Jahre erh.

V 49271. Kinderhütchen mit aufgeschlagener Krempe. Erf. f. 2 J.: etwa 30 cm St., 130 cm br. B. B.-Schn.

V 47256. Schottenkappe aus beliebigem Stoff. Erf. f. 9 J.: etwa 25 cm Stoff, 130 cm br. B. B.-Schn. erh.

V 43168. Tellermütze mit farbigem Pompon. Erf. f. 12 J.: etwa 30 cm Stoff, 95 cm br. B. B.-Schn. erh.

V 43270. Mädchenhut mit Steppverzierung. Erf. f. 5 J.: etwa 40 cm Stoff, 70 cm br. B. B.-Schn. erh.

V 2062. Kleidsame Matrosenmütze aus Mantelstoff. Erf. f. 3 J.: etwa 20 cm Stoff, 70 cm br. B. B.-Schn.

Zeichnung: Meurer

Die Wunder der Tiefsee

Mit William Beebe 923 Meter tief in das Meer

In diesem Jahre feierte der bekannte amerikanische Tiefseeforscher William Beebe seinen 50. Geburtstag. Er ist bekanntlich der einzige Mensch, der jemals eine Meerestiefe von fast 1000 m aufgesucht hat. Von den Wundern, die er dort sah, sei hier berichtet.

So alt die Sehnsucht des Menschen ist, fliegen zu können, so alt ist auch seine Sehnsucht, in die tiefsten Tiefen des Meeres zu tauchen, um diese unvorstellbare Welt, von der nur Märchen und Sage berichten, zu schauen. Was unmöglich erschien, hat William Beebe möglich gemacht, jene unergründlichen Tiefen des Weltmeeres aufzuschließen. Ueberraschend in ihrer Einfachheit waren seine Apparate, und doch gelang das Experiment erst nach zahllosen Vorversuchen.

Der Mittelpunkt des Unternehmens war die Tiefseekugel, eine stählerne Tauchkammer aus einzigem Gußstück, mit einem Gewicht von 4500 Pfund, einem Gesamtdurchmesser von 1½ m und mit 3,8 cm dicken Wänden. Der Einstieg erfolgte durch ein Loch, das mit einer 360 Pfund schweren Tür durch zehn große Bolzen verschlossen wurde. Die Fenster waren Zylinder aus Quarzglas von 20 cm Durchmesser und 7,5 cm Dicke. Das elektrische Kabel, das zum Mutterschiff führte, barg zwei Leitungen für das Licht und zwei für den Fernsprecher. An einem der Fenster stand der 250-Watt-Scheinwerfer, der von einem Stromerzeuger an Deck gespeist wurde. An der Wand war das Atemgerät angebracht. Aus einer Sauerstoffflasche strömte für beide Taucher 2 Liter Sauerstoff in der Minute aus.

Eins der wichtigsten Geräte war die Trosse, an der die Kugel hing. Sie war 2,25 cm stark, drallfrei und besaß eine Stahlseele. Bei einer Länge von 1067 m konnte sie 29 t halten und wog unter Wasser allein schon 2 t. Sie endete in einer gewaltigen 7½-Winde an Deck des Dampfers. Von dem Tauchvorgang selbst, bei dem Beebe die phantastische Tiefe von 923 m erreichte, lassen wir am besten den Forscher selbst berichten:

„Um 9,41 Uhr vormittags platschten wir unter die Meeresoberfläche, und wie ich es so oft erlebte, kam der plötzliche Uebergang aus einer goldgelben Welt in eine grüne unerwartet. Eine Frage kam durch den Fernsprecher; die Antwort ging; und hinunter glitten wir durch die Fluten. Bald war das Geld in Grün verschluckt, und auch dieses schwand unmerklich dahin, als wir tiefer ginreits verschluckt worden. Die letzte Andeutung des Blaus verliert sich in ein namenloses Grau und dieses schließlich in Schwarz, doch von der jetzt erreichten Stufe an versagt das Auge, und der Geist verweigert eine klargesonderte Farbenunterscheidung. Die Sonne ist geschlagen und die Farbe für immer verschwunden, bis endlich ein Menschlein in diese Tiefen vordringt und einen gelben elektrischen Strahl hier aufblitzen läßt, wo zwei Milliarden Jahre lang alles pechschwarz gewesen ist.

Bei 497 m schwoll ein Licht vor unsern Augen zum doppelten Durchmesser an, bis es talergroß war; es schien von einem Tier auszustrahlen, das unregelmäßige Flecken matten Leuchtens auf dem Körper trug. Die Umrisse waren zu verschwommen, als daß ich sagen könnte, ob es ein Rückgrat hatte oder keins.

Bei 580 m war immer noch ein ganz schwacher matterauer Lichtschimmer vorhanden — 60 m tiefer als gewöhnlich — ein Beweis für die fast spiegelglatte Oberfläche und die ungemeine Klarheit des Tages hoch über uns. Bei 610 m wurde die Welt für immer schwarz. Diesen Augenblick sehe ich als den drittbedeutsamsten der Fahrt in die Tiefe an; da läßt man die Sonne, den Quell alles Lichts und aller Wärme auf Erden, hinter sich. Es ist nur ein gedanklicher Meilenstein, doch ein recht sinnfälliger. Wir hatten keine Vorstellung des Außendrucks, aber die Schwärze schien über uns hereinzubrechen.

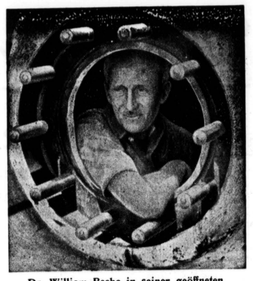
Eine Ruderschnecke aus der Schar ihrer zahllosen Milliarden Gefährtinnen schwamm flügelschlagend vor meinem Glase hin und her. Dreimal waren in verschiedenen Tiefen Tiere gegen mein Fenster geflogen und so gänzlich sinnlos es sich anhört, dort verplatzt, so unvermittelt, daß wir unwillkürlich mit dem Kopf zurückzuckten.

Ein neues, prächtiges Tier zeigte sich: ein nahezu runder Fisch mit langen, mäßig hohen, fortlaufenden senkrechten Flossen, einem ansehnlichen Auge, mittelgroßem Maul und kleinen Brustflossen; die Haut war ausgesprochen bräunlich. Wir trieben uns ein paar Grad Backbord herum, was den Fisch in den dunkelblauen Halbschatten des Strahls brachte; da sah ich erst seine wirkliche Schönheit. Die Körperseiten entlang liefen fünf unglaublich schöne Lichtstreifen, einer davon quer durch die Mitte, dazu zwei geschweifte darüber und zwei darunter. Jeder Streif bestand aus einer Reihe großer, blaßgelber Lichter, und jedes davon war mit einem Halbkreis sehr kleiner, aber lebhaft purpurn glühender Lichtträger umgeben.

Der Fisch wandte sich langsam um und zeigte Kopf voran, ein schmales Seitenbild. Wäre er mir an der Oberfläche und ohne Lichter erschienen, so hätte ich ihn ohne Frage einen Fahnenfisch (Chaetodon) oder Seebader (Acanthurus) genannt. Aber dies stimmleuchtende Tier war offenbar keiner von beiden, höchstens vielleicht ein entfernter Verwandter, der für das Leben in 500 m angepaßt war. Der Name, den ich ihm gab, lautet Bathysidus pentagrammus, der Fünfstreifige Sternbildfisch. In meinem Gedächtnis wird er als eine der prächtigsten Erscheinungen weiterleben, die mir je zu schauen beschieden waren.

Den nächsten Fisch von ungewöhnlicher Größe sahen wir bei 884 m. Er war nicht ganz 30 cm lang, ziemlich schlank, mit vielen leuchtenden Flecken am Körper und einem verhältnismäßig großen, blaßgrünen, halbmondförmigen Licht unter dem Auge. In der Nähe schwammen fünf Laternenfische, die von allen andern, die ich gesehen hatte, abwichen. Sie bewegten sich so langsam, daß ich mich vor ihrem Verschwinden vergewissern konnte, daß sie zur Gattung Lampadena gehörten.

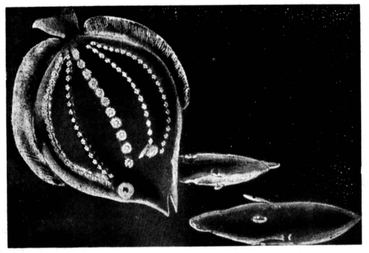
In 923 m Tiefe kamen wir langsam zur Ruhe, und ich wußte, daß es nicht weiter ging; die Trosse an der Winde war fast ganz ausgestreckt. Vor ein paar Tagen war mir das Wasser in 760 m schwärzer erschienen, als man sich träumen kann, doch jetzt empfand es das gleiche Hirn als schwärzer denn schwarz. Es kam uns so vor, als ob alle künftigen Nächte in der oberen Welt vergleichsweise Nächte in der oberen Welt vergleichsweise nur als Grade von Zwielicht gelten dürften.



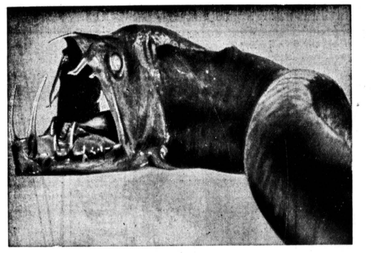
Dr. William Beebe in seiner geöffneten Tiefseekugel.

Der kitzligste Teil der Arbeiten an Deck. Immer tiefer sinkt die Kugel. Rechts sieht man die Trosse, mit der das Kommando, das die Telefon- und Lichtdrähte enthält, verbunden und mit gleicher Schnelligkeit zu Wasser gelassen werden muß.

An allen Gliedern steif kriecht der Forscher nach mehrstündiger Tauchfahrt aus seinem freiwilligen Gefängnis.



Der schönste Fisch der Tiefsee, den Menschenauge je gesehen: der fünfstreifige Sternbildfisch. Die Streifen bestehen aus aneinander gereihten wundervollen goldgelben Lichtern, die durch das in 380 m Tiefe völlig dunkle Meer leuchten.



Der säbelzähnige Viperfisch ist bezeichnend für die fleischfressenden Tiere der Tiefe. Er ernährt sich von Garnelen und Fischen, von denen einige fast so groß sind wie er selber.

gen. Bei 60 m ließ sich unmöglich sagen, ob das Wasser grünlichblau oder blaulichgrün war. Bei 97 m trieb eine liebliche Kolonie Röhrenquallen vorbei. In dieser Stufe erscheinen sie wie gesponnenes Glas. Die nächsten Besucher waren ansehnliche Gelbschwänze und zwei flunderweite Grasbarsche, die vergnügt und munter in 150 m Tiefe lebten. Bei 180 m erschien das Licht als ein dunkles leuchtendes Blau, und schon diese Aneinanderreihung von Gegensätzlichem offenbart die Schwierigkeit des Beschreibens. Es erschien leuchtend klar, ermanaelte aber derart leuchtender Helle, daß es nutzlos zum Lesen und Schreiben war.

Bei 204 m zucken die ersten tierischen Blitze auf. Das Grün ist völlig verschwunden. Bei 210 m war der Lichtstrahl aus unserer Lampe noch immer ziemlich matt: die Sonne hatte es noch nicht aufgegeben und tat ihr Bestes, ihre Macht zu behaupten. Bei 240 m glitten wir durch einen Schwarm von Kleintebewesen, Ruderfüßern, Pfeilwürmern und Fischen aus der Schar der unzähligen Rundmäuler.

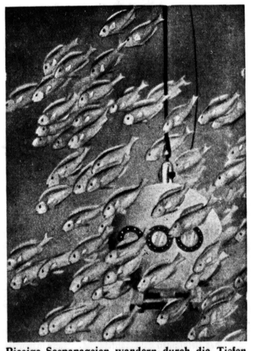
25 m weiter zog eine Schule von etwa 30 Laternenfischen vorüber, machte kehrt und kam zurück. Ich vermutete Myctophum laternatum, kann es aber nicht ganz genau sagen. Der Strahlenkegel vertrieb sie.

Bei 300 m laben wir unsere Umwelt näher an. Der Stahl wurde recht kalt. Ich versuchte, das Wasser zu benennen — schwärzlichblau, dunkelgraublau? Merkwürdigerweise wird das verschwindende Blau nicht durch Violett — das Ende des sichtbaren Farbenbandes — ersetzt. Dies ist anscheinend bedeutet: wir waren bereit, uns sogleich emporziehen zu lassen.

Bei 887 m vernahm ich einen metallischen scharfen Ton durch den Fernsprecher, fragte, was es sei, und bekam eine nichtssagende Antwort. Später hörte ich, daß eins der Leitaue, das beim Aufwickeln der eingeholten Trosse auf die Trommel verwandt wurde, mit fürchterlichem Knall gerissen war — ein wahnsinniger Schreck für jedermann an Deck, bis man merkte, daß es ein Tau und nicht die Trosse war. Fürwahr, wir im Kugelinneren waren doch jederzeit am besten dran.

Erwähnt, wirklich würdig und dem Geist für immer verhaftet bleibt nur der eine: vergleichbar diesem wundersamen Reich der Tiefe ist einzig der nackte Raum selbst, weit draußen jenseits des Lufthauches zwischen den Sternen, wo das Sonnenlicht sich an keinen Staub und Abfall der Erdenluft zu klammern vermag, wo die Schwärze des Raums, die leuchtenden Planeten, Kometen, Sonnen und Sterne wirklich nahe verwan : der Welt des Lebens sein müssen, wie sie dem Auge des erhurchtsvoll erschauernden Menschleins im freien Meer in 900 m Tiefe erscheint."

(Aus William Beebe „923 m unter dem Meeresspiegel", mit Genehmigung des Verlages Brockhaus, Leipzig.)



Riesige Seepapageien wandern durch die Tiefen
Eine Seemeile vor Bermuda schwamm eines Tages in 12 m Tiefe eine Schule von Tausenden blauen Seepapageien vor dem Fenster unserer Kugel vorüber; sie strebten den äußeren kühleren Tiefen des Meeres zu.

Haus, Hof und Garten

Wir bauen uns eine Kartoffelkiste

Zum Selbstbau einer Kartoffelkiste ist weiter nichts erforderlich als zwei Bund Dachlatten (je 10 Stück) von 1,50 m Länge, ein Bund Plieslerlatten von 2,50 m Länge, je eine Handvoll Drahtstifte von 2,5 bzw. 6,8 cm Länge. Die Kiste nimmt sieben bis acht Zentner Kartoffeln auf und bewährt sich sehr gut. Von allen Seiten kann frische Luft die Kartoffeln umstreichen, und man nimmt stets die unteren fort. Nur ist es selbstverständlich notwendig, auch hier den Wintervorrat gegen direktes Tageslicht zu schützen. Die Herstellung geschieht nun folgendermaßen:

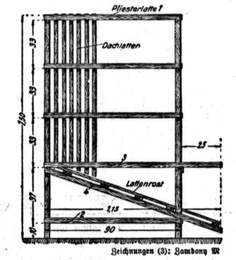
Wir schneiden aus den 1,50-m-Latten acht Stücke zu 90 cm Länge, die acht Reststücke von 60 cm Länge werden zu den Kopfstücken verwandt. Dazu müssen wir uns noch weitere acht Stücke von 60 cm Länge schneiden (siehe Abbildung 1). Wir fertigen jetzt die beiden Seitenteile an. Auf zwei ausgesuchte schadenfreie Latten von 1,50 m Länge nageln wir zuerst die Querlatte 1, dann 2 und 3 (s = 1,50 m), genau wie Abbildung 2 zeigt, mit je einem Nagel fest. Dann bringen wir den Rahmen im „Winkel" und befestigen Latte 4 (1,50 m), diese schon mit je zwei Nägeln. Die übrigbleibenden Stücke von Latte 5 und 4 sägen wir auf 25 cm ab (siehe Zeichnung). Nunmehr stellen wir den ganzen Rahmen fertig: die oberen beiden Latten, in jede Latte zwei Nägel. Nägel umtreiben usw. Die Innenseite des Rahmens versehen wir schon mit Plieslerlatten (Abbildung 2) so dicht, daß keine Kartoffel durchfallen kann. Wir haben den zweiten Rahmen genau so, nur müssen wir darauf achten, daß wir einen linken und einen rechten Rahmen erhalten!

Durch die 60-cm-Latten verbinden wir beide Rahmen zur Kastenform (Abbildung 1). Vorläufig schlagen wir nur die oberen und unteren Latten fest, die mittleren lassen wir noch aus. Zuerst muß nämlich der Boden fertiggemacht werden. Die Bodenlatten müssen so auf die schrägen Latten der Seitenteile befestigt werden, wie Abbildung 3 und Abbildung 2 zeigen. Darüber legen wir einen Lattenrost aus Plieslerlatten (Abbildung 2 und 3).

Es erübrigt sich, zu sagen, wie Vorderwand und Rückwand fertiggemacht werden müssen. Die Abbildungen zeigen deutlich genug die Stellen, an denen die fehlenden Latten anzuschlagen sind.

Eine Ausnahme in der Befestigung der Plieslerlatten macht der „Korb" vorne, weil wir hier die dünnen Latten außen aufnageln müssen (Abbildung 3). Vielleicht nimmt man dazu etwas längere, also 3,75 cm lange Nägel, um ein späteres Lockern dieser Latten zu verhindern.

Zu bemerken ist noch, daß man die Maße natürlich willkürlich ändern kann, um den Kasten bequem aus dem Keller schaffen zu können.



Zeichnungen (3): Bamberg M

Abbildung 2
Querschnitt der Kartoffelkiste

Abbildung 3
Grundriß der Kartoffelkiste

Je schmaler und länger aber die Kiste wird, um so kleiner ist ihr nutzbarer Inhalt, um so weniger Kartoffeln nimmt sie auf. Sch.

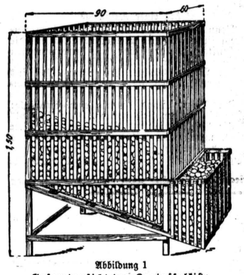


Abbildung 1
Gesamtansicht der Kartoffelkiste

Das Pflanzen der Obstbäume

Die beste Zeit für die Pflanzung ist nicht immer der Herbst und nicht immer das Frühjahr. Wir müssen uns hier nach der Lage des Geländes richten. In günstigen Obstlagen werden wir in der Regel unsere Obstbäume im Herbst pflanzen. In rauher Lage und bei schwerem Boden kann dagegen die Frühjahrspflanzung zweckmäßiger sein. Pflanzen wir im Frühjahr, so tun wir das, sobald der Boden frei von Frost ist. Im Herbst beginnen wir mit der Pflanzarbeit möglichst nicht zu spät, und zwar vor dem Einsetzen stärkerer Fröste.

In jedem Falle aber müssen wir rechtzeitig an die Vorbereitung des Bodens gehen; für die Herbstpflanzung schon im September, für die Pflanzung im Frühjahre bereits vor der Winterkälte. Handelt es sich um eine Obstanlage mit enger Pflanzweise, so werden wir den ganzen Boden rigolen, andernfalls sind nicht zu kleine Baumlöcher auszuheben. Für einen Hochstamm kann solch Baumloch ruhig 1,50×1,50 Meter groß sein, da die Wurzeln in den ersten Jahren sich zumeist weniger nach der Tiefe als in seitlicher Richtung entwickeln. Es genügt auch, wenn das Baumloch etwa 60 cm tief ausgehoben wird.

Die Düngergaben bei der Pflanzung beschränken sich zunächst auf eine Beigabe von gutem Kompost oder verrottetem Stallmist zur Pflanzerde. Strohiger Dünger wird nicht, wenigstens nicht in den Bereich der Wurzeln gegeben. Es ist der Wurzelbildung fördernd, wenn gute Erde nahe an die Wurzeln gebracht wird. Es ist aber möglich, bereits vor der Pflanzung eine gewisse Vorratsdüngung zu geben, indem man der Pflanzerde vielleicht 2 kg Thomasmehl und 1—2 kg Kali beigibt. Auch eine Kalkgabe kann bei manchem Boden angebracht sein; sie kann in Form von Baukschutt oder einigen Kilo Kalkalk erfolgen.

Ehe wir die Bäume in die Erde setzen, wird ein Wurzelschnitt vorgenommen. Wir müssen alles, was beschädigt ist, oberhalb der Knick- oder Bruchstellen glatt abschneiden. Auch zu lange Wurzeln werden zur besseren Verzweigung eingekürzt. Dabei wird der Schnitt so geführt, daß die Schnittstellen unten sind, d. h. beim Einsetzen der Baum gewissermaßen auf den Schnittflächen steht. Auch ein Kronenschnitt bei der Pflanzung — bei der Herbstpflanzung auch im Frühjahre — vorgenommen. Die Stärke des Rückschnittes richtet sich im einzelnen nach der Stellung der Kronentriebe.

Ist ein Baumpfahl nötig, was bei Hochstämmen und in windigen Lagen regelmäßig der Fall sein wird, dann bringen wir einen entrindeten Pfahl vor dem Einsetzen des Baumes so in die Erde, daß er noch in den ungelockerten Teil der Baumgrube ragt. Nur so wird er wirklich festsitzen. Vorher wird der untere Teil des Pfahles gegen schnelles Eindringen von Fäulnis geschützt, etwa durch Ankohlen über einem Feuer. Der Pfahl soll bis zur Krone heranreichen, jedoch nicht in diese hineinragen und auf der Windseite des Baumes stehen.

Bei der Pflanzung selbst achten wir darauf, daß die Bäume nicht tiefer kommen, als sie in der Baumschule gestanden haben. Kommt die Veredelungsstelle in die Erde, so treibt das Edelreis leicht eigene Wurzeln, was bei Buschobst auf schwachwüchsiger Unterlage unerwünscht ist. Ist ein Senken der Erde in der Baumgrube zu erwarten, so pflanzt man den Baum auf einen flachen Hügel. Jedoch ist auch ein zu hoher Stand besonders in trockner Lage zu vermeiden. Sorgfältig bringen wir die Erde an die Wurzeln, so daß diese in natürlicher Lage verbleiben, aber nicht in Hohlräumen stehen. Das Antreten der Erde darf auch nicht so stark erfolgen, daß die Wurzeln dadurch in unnatürliche Lage geraten. Besonders bei der Frühjahrspflanzung kann dann kräftig angegossen werden. Im Herbst und bei undurchlässigem Boden dürfen wir jedoch bei diesem Anwässern nicht zuviel des Guten tun.

Zeichnung: Bamberg M

Bei der Pflanzung muß man darauf achten, daß der Obstbaum nicht tiefer in die Erde kommt, als er in der Baumschule (a) gestanden hat.

Schachaufgabe

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (11). Weiß (4): Kh1; Df8; Ld2; Af3. Schwarz (7): Ke4; Dh1; Te2; Bc6, d3, h5 u. e6.

Rätsel.

Wer's hat, der ist ein armer Mann;
Wem's fehlt, der ist gar wohl daran;
Wer's kann, der wird's und fängt's,
der's sagt;
Wer's glaubt, ich weiß nicht, was ihn plagt.
Wer's hört, ist taub, wer's sieht, ist blind.

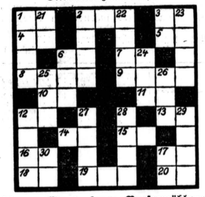
Das ganze Weltall ist sein Kind.

Buchstabenversetzungsrätsel.

Tripel — Geiß — Sigel — Spee — Arno — Oberst — Koran — Tegel — Reim — Dunte.

In vorstehenden 10 Wörtern sind die Buchstaben zu versetzen, so daß neue Wörter entstehen, die in ihren Anfangsbuchstaben verbunden, eine Naturerscheinung ergeben.

Silbenkreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. lange Prosaerzählung, 2. Rückland bei der Zuckergewinnung, 3. das Unentschieden im Schachspiel, 4. Stadt in Schlesien, 5. Stadt in Griechenland, 6. Stadt in Portugal, 7. Teil des Schiffsmastes, 8. athenischer Statthalter, 9. Heidenbekehrer, 10. weiblicher Personenname (Koseform), 11. Ort in Norwegen, 12. Fluß in Mittelitalien, 13. Verwandter, 14. anderes Wort für Hefe, 15. Kreis und Stadt in der Mark, 16. afrikanischer Strom, 17. Kurschichtung, 18. Schwimmvogel, 19. das Auserlesene, 20. Stadt im Rheinland. — Senkrecht: 1. weiblicher Personennname, 2. spartanischer König, 3. italienischer Maler, 4. Vaterland (lateinisch), 12. niederafrikanisches Hochland, 17. Angehöriger eines Ostseeanstaates, 21. metallischer Grundstoff, 22. sagenhafte Königin von Assyrien, 23. wie 9. waagerecht, 24. griechischer Dichter, 25. Schafrasse, 26. Konzerthalle, 27. Kierstrauch, 28. Durchschnittswerte, 29. Ungeziefer, 30. Reitpeitsche.

Silbenrätsel.

Aus den 26 Silben:

bert — bis — brem — deg — dog — eg — em — es — eu — gen — hei — i — in — la — la — ma — nan — neh — os — ram — rat — scher — se — sen — sur — tein

sind 13 zweisilbige Wörter zu bilden, die folgende Bedeutung haben:

1. blauer Stein, 2. anderes Wort für Verzeichnis, 3. Provinz und Handelsstadt in Aegypten, 4. große Stechfliege, 5. männlicher Personenname, 6. Glühlampenfabrik, 7. anderes Wort für Ebelsteinzung, 8. Nordpolforscher, 9. Nebenfluß des Rheins in Westfalen, 10. alte (tote) Sprache, 11. männlicher Personenname, 12. Sumpfvogel, 13. Glaubensfatz.

Hat man die Wörter richtig gebildet, ergeben diese in ihren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten und der dritten Buchstabenreihe, von unten nach oben, ein Zitat aus dem Nibelungenlied.

Verschmelzungsaufgabe.

Aus den nachstehend aufgeführten je zwei Wörtern soll durch Umstellung der Buchstaben je ein neues Wort gebildet werden. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben einen beliebten Schmuck des wallenden Getreidefeldes.

Iran	Klette	Holzblasinstrument
Rove	Tete	Singspiel
Ili	Luere	Ueberbleibsel, insbesondere von Heiligen
Gero	Leine	kleinlicher Tadel
Brut	Wulst	Erzeugnis der Schlächterei
Hebe	Loch	Trinkspruch
Dan	Gan	innerafrikanisches Reich
Emu	Mus	Sammlung von Kunstwerken usw.
Ei	Lima	oberitalienische Landschaft

Bilderrätsel

Schachaufgabe: 1. Dg8—b3, beliebig; 2. D oder S matt.

Problem „Weltenstein": Die Buchstaben werden von links nach rechts in der Weise abgelesen, daß man den von der Stadt herführenden Wegen folgt und stets den unter dem betreffenden Wege befindlichen Buchstaben liest, und zwar zuerst in der ersten, dann in der zweiten und schließlich in der dritten Zeile. Das ergibt dann: „Beharrlichkeit führt zum Ziel."

Bilderrätsel: Ein fester Wille überwindet alles.

Silbenrätsel: 1. Nibelungen, 2. Ursehde, 3. Reiseforb, 4. Walchensee, 5. Exil, 6. Reform, 7. Benedetti, 8. Enzian, 9. Roderich, 10. Enklave, 11. Adschidschi, 12. Trapez, 13. Dagmar, 14. Emvore, 15. Motiv, 16. Weltenstein, 17. Ingwer. — Nur wer bereut, dem wird verziehn im Leben.

Kopfwechselrätsel: Sattel, Otter, Motte, Meiler, Eichel, Nacker, Fessel, Rubel, Inhalt, Sippe, Tib, Hafpel, Ebler. — Sommerfrische.

Kreisrätsel: 1. Diwan, 2. Sedan, 3. Henne, 4. Fleid, 5. Gneis, 6. Spib, 7. Dofs, 8. Erbse, 9. Schuh, 10. Weser, 11. Ruffe, 12. Trieb, 13. Agram, 14. Biene, 15. Iltis. — Das Denken ist die schwerste Arbeit.

Einsetzrätsel: Leser, Siegel, Gramm, Selene, Vollen, Borte, Reine, Lagune, Koran, Putte, Meter, Haus. — Segelregatta.

Zum Waschen und Zum Reinemachen nimm die bewährten Henkelsachen: Persil · Henko · Sil · iMi · ATA

P 1933

Gute Wirkung

„Gestern erzählte ich Fritz von meinen afrikanischen Jagderlebnissen."
„Was sagte er denn dazu?"
Nichts; nur, als ich fertig war, strich er sich die Haare wieder glatt."

*

„Sie haben anscheinend auch einige Zähne verloren bei der Raukerei?"
„Na, verloren hab i die net."
„Dann sie schon vorher gefehlt?"
Naa."
„Aber wo sind die denn dann hingekommen?"
„Geschluckt hab' i s' halt!" (Koralle.)

*

„Aber, mein lieber, guter Wurmputzer, ich verstehe absolut nicht, wie man in Ihrer Stellung mit einer so verdreckten, schäbigen Hose herumlaufen kann!"
„Lieber Freund, ich steh eben auf dem Standpunkt: es kommt nicht auf die Kleider, sondern auf den Menschen an, der drinsteckt — was macht's, wenn meine Hose schäbig ist; Hauptsache, daß ein warmes Herz darunter schlägt!" (Die Woche.)

„Sagen Sie mal, Herr Ober, war ich gestern abend sehr betrunken?"

Er hat Erfahrung

„Na, es war genug!"
„Habe ich denn meine Zeche bezahlt?"
„Nein, so betrunken waren Sie noch nicht!"

*

Gast: Kellner! Ich finde hier gerade einen Kragenknopf im Pudding!"
Kellner: „Ist vielleicht auch ein Kragenschirm drin? Es wurde einer als verloren gemeldet." (Scribners Magazin.)

*

„Bei euch in Berlin gibt's doch sicher viel schöne Frauen, was? "
„Ich arbeite den ganzen Tag, ich sehe keine."
„Wo arbeiten Sie denn?"
„In einem Schönheitssalon! "

*

„Dein Neffe hat demnächst Hochzeit, habe ich gehört. Was wirst du, der Junggeselle und reiche Erbonkel, ihm denn Schönes schenken?"
„Ich werde nicht selbst hingehen, sondern jemand schicken, der berichtet, ich sei lebensgefährlich erkrankt!"

*

„Nun, mein Herr, gefällt Ihnen der Braten?" fragt der Wirt.
„Ach, er stimmt mich traurig. Das arme Tier hat bestimmt eine unglückliche Liebe gehabt!"
„Woraus wollen Sie denn das schließen?"
„Das Fleisch ist so voll Sehnen!"

*

„Glauben Sie, daß Genialität erblich ist?"
„Ich weiß es nicht, ich habe keine Kinder!"

Höllische Aufforderung

Lästiger Besucher: „Kann Ihr Hund auch Kunststücke machen?"
Gastgeber: „Gewiß! Wenn Sie dreimal pfeifen, bringt er Ihnen Ihren Hut."

Musikalisch

In einer Bar in Amerika ertönt plötzlich lautes Krachen und Klirren; sagt „Er" zu „Ihr": „Komm, wir wollen tanzen."
Da entgegnet sie: „Aber das ist doch noch gar nicht die Musik; der Kellner hat nur ein Tablett fallen lassen."

So etwas gibt es nicht

Die Apfeldiebe

„Was macht ihr denn da oben?"
„Wir sammeln Fallobst!"

„Wodurch unterscheidet sich der Kuckuck von den anderen Vögeln?"
„Er kann seinen eigenen Namen sagen!"

„Plui! Den schmutzigen Bonbon wieder von der Straße aufheben und in den Mund stecken! Sofort spuckst du ihn aus!"
„Aber Mutti, jetzt ist er doch wieder rein!"

Lausbube

Frau Müller ist der Kanarienvogel entflogen. Kommt ein kleiner Junge, der eine Katze unterm Arm hat, zu ihr und sagt: „Hier bringe ich Ihren Kanarienvogel, und möchte gern die ausgesetzte Belohnung haben!"
„Aber du hast doch nur eine Katze; wo ist denn der Vogel?"
Zeigt der Junge auf die Katze: „Der ist drin! "

Der Grund

„Still jetzt, Hänschen; Vater ärgert sich über deine ewige Fragerei."
„O nein — er ärgert sich nur darüber, daß er mir keine Antworten geben kann."

*

„Onkel, woher hast du eigentlich die rote Nase?"
„Das kommt von den vielen Schicksalsschlägen, mein Junge."
„Ach — und immer grade auf die Nase, Onkel?"

*

„Fritz, Du sollst zu Vater kommen! Er möchte wegen Deines Zeugnisses mit Dir reden."
„Ach, ich will nicht, Mutti! Vater redet immer soviel mit den Händen!"

*

Onkel Theodor hat jetzt ein Auto. Tadelt er seinen kleinen Neffen Willi ein: „Wenn du mal mitfahren willst . . ."
„Nee, nee", sagt Willi, der Bätsler, „aber sag mir mal Bescheid, wenn der Kram kaputt ist!"

Freundinnen

Lächelnd erzählte Frau Petersen: „Die Wahrsagerin hat mir gestern prophezeit, daß ich alt werde!"
„Ja, das merkt man auch schon!" antwortete Frau Jansen. (Vara Möjen.)

Mit einer Ausnahme

Wenn die Werke eines Dichters keinen Anklang finden, dann dichtet er natürlich für die Zukunft. Zu der Schar der Unverstandenen gehörte auch der Dichter Gründel.
Die Wirtin brachte ihm seine Post ins Zimmer: „Wieder alles zurück, Herr Gründel!"
Der Dichter stand da wie eine Bildsäule: „Ich bin meiner Zeit voraus, Frau Löffler!"
Die Wirtin nickte: „Aber mit der Miete nicht, mein Herr, mit der Miete nicht!"
(Berlinske Söndag.)

Preissteigerung

„Wieviel sagten Sie doch, daß Ihre Katze wert sei? "
„25 Mark! "
„Wie ist aber so, als wenn Sie gestern von 15 Mark sprachen! "
„Ja, aber inzwischen hat sie unseren kostbaren Kanarienvogel gefressen! "
(Bart Hem.)

*

Eine Mutter sieht nach dem kochenden Wasser im Teekessel.
Da ruft das Kindchen, das sie auf dem Arme hat: „Oh, Mutti, sieh mal, das Wasser lacht!"

*

„Nun, Max, kannst Du uns sagen, was ein Katalog ist?"
„Jawohl, Herr Lehrer, die erste Vergangenheit von ‚ein Kater sein'!"

Der junge Ehemann ist dabei, für seine Frau eine Hängematte im Garten aufzuhängen.
„Wuschen, wenn der Zweig nun abbricht?"
„Aber Brigittchen, was fragst du denn nach einem alten morschen Zweig, wenn es sich darum handelt, dir eine Freude zu machen?!" (Koralle.)

Uebereinstimmung

Der Materialist ging mit dem Idealisten spazieren. „Mein Freund", philosophierte der Idealist, „es sind nicht die Münzen, die dem Leben Wert verleihen . . ."
„Gewiß nicht!" bestätigte der Materialist, „es sind die Scheine!" (Die Woche.)

*

„Was hast Du denn Deinem Mann zum Geburtstag geschenkt?"
„Soviel, daß er es mit einem Mal garnicht tragen kann!"
„Was war denn das alles?"
„Zwei Kragen!"

*

Emil (zu seinem Freund): „Kannst du mir einen Satz sagen, wo Eskimo, Eisleben und Leipzig vorkommen?"
Bruno: „So'n Quatsch, gibt es ja gar nicht!"
Emil: „Ein Eskimo kann jahrelang im Eis leben, ohne den Leib sich zu erkälten."

Herr zu zwei Jungen, die sich prügeln: „Schämt euch! Habt ihr nicht in der Schule gelernt, daß man seine Feinde lieben soll?"
„Wir sind doch keine Feinde", sagt einer der Jungen, „wir sind doch Geschwister."

*

„Du weißt genau, Micha, daß du keinen Lärm machen sollst, wenn Papa schläft! "
„Und wenn er nicht schläft und ich mach' Lärm, dann haut er mich — wann soll ich denn Lärm machen? "

*

Eine Schießsportübung. Der Leiter nähert sich Herrn Hawaguk: „Nebt haben Sie sechsmal geschossen und jedesmal die Scheibe verfehlt! Strengen Sie sich mal ein bißchen an!"
Empört erwidert Hawaguk: „Ich habe nur dreimal geschossen, jawohl!"
„Ich habe aber deutlich sechs Schüsse gehört", beharrte der Leiter.
„Da werden Sie wohl die Echos gehört haben", zieht sich Hawaguk zurück.

Komplimente

Für einen Menschenkenner wie Sie, Herr Rittmeister, kann es doch nicht schwer sein, mein Alter zu erraten!"
„Ja, ich weiß bloß nicht, gnädige Frau, ob ich auf Grund Ihres jugendlichen Aussehens zehn Jahre abziehen oder auf Grund Ihrer Intelligenz zehn Jahre zulegen soll!"
(Aftonbladet.)

Gegen Darmträgheit Pfarrer Kneipp-Pillen MK 1
Kneipp-Kur-Wegweiser kostenlos durch Kneipp-Mittel-Zentrale Würzburg

Inserieren bringt Gewinn

Warmer Laschenschuh, 8 cm Rauschchen, weich gepolstert! 43/48 M 4.25 36/42 M 3.95
Neu erschienen ist Deutschlands größtes Schuheinlaufbuch! 100 Stellen Auswahl für die ganze Familie. 626 günstige Schuhangebote. Eine Postkarte bringt es Ihnen kostenlos
Speier Überlanddienst Frankfurt a. M. MK 42

Ein Katalog mit Denkaufgabe! Die Lösung und Beleg, Katalog kostenlos. E. & P. Stricker Fahrzeugfabrik Brackwede-Bielefeld 346

Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!

Nähmaschinen? Bei Ritter anfragen! Paderborn Dom gegenüber

Heckenpflanzen per 100 Stck. 30-50 cm hoch, Liguster immergrün 6.-, Thuja (Lebensbaum) 10.-, Obstbäume, Halbstämme und Büsche Stck. 2.-, 10 Stck. 18.-, Schattenmorellen Stck. 1.60, Rimbeer, Preußen 10 Stck. 1.80 Zier- und Beerensträucher billigst! Preisliste über alle Pflanzen kostenlos! Rudi Hartmann & Co. Versandbaumschule Pinneberg 14 (Holst.)

Das Neueste der Mode: Bunte Beyer-Schnitte
Vorzüge: 4 Farben des Schnittpapiers zeigen sofort, welche Teile zusammengehören — Auch Ungeübte schneidern so leicht nach „Bunten Beyer-Schnitten"!
„Bunte Beyer-Schnitte" — die deutschen Qualitätsschnitte - sind in allen mit der Beyer-Scherendame gekennzeichneten Geschäften erhältlich
Beyer — der Verlag für die Frau, Leipzig

Wieviel wollen Sie abnehmen? 10 Pfund? 30 Pfund! Trinken Sie doch Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee. Sie werden erstaunt sein, wie breite Hüften, starke Schultern und das atmachende Doppelkinn verschwinden. Verdauung und Blutzirkulation werden angeregt und schon in wenigen Wochen fühlen Sie sich schlank, frisch und verjüngt — so angenehm wirkt der echte Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee AUCH IN TABLETTENFORM: DRIX-TABLETTEN

Katholische Ehe- anbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. ältester, erfolgreichste, größte, kirchlich gebilligte Vereinigung. In 10 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vom Einrichtg. und Arbeitsweise. Neuland-Verlag R, Herne i.W. Mühlenstraße 7

Die weltberühmte HOHNER gegen zehn Monatsraten. Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teilz.-Preisen LINDBERG Größtes Hohner-Versandhaus Deutschl. MÜNCHEN Kaufingerstraße 10

Eisbär-Folie ist Heimarbeit sind nicht schöner, als meine sauber gegerbt. Heidschnuckenfelle Pr. ab M 7.- Bildkatalog, auch th. Teppich „Decke". Fabrikbes. fr. W. Heino Lüneburg 79 Kb. Celle

Bettnässen Abhilfe sofort. Alter und Geschlecht angeben. Auskunft kostenlos d. Versand der Eisenbach Methode F. Krauer München 19 Dachauer Str. 15

Bestecke mit 90 gr Silberauflage, 30 Jahre Garantie, liefere ich gegen 10 Monatsrat. Katalog gratis. J. Osterm, Wiesbaden 144.

Grauhaare Verschwinden wieder Prämiert mit goldener Medaille Broschüre kostenlos H. Goth Nürnberg-Sch. 2 AG

Herdfeger reinigt u. poliert zugleich

Kein anderes Werbemittel hat die gleichen Erfolge wie die Zeitungsanzeige! Deshalb Anzeigen u. nichts anderes!

Seit fast 100 Jahren kauften Hunderttausende ihre Herren- und Damenstoffe nach unserer großen Kollektion (über 1000 Originalmuster). Auch elfteilige Waldhelfotte, Teppiche, Brücken Bettumrandungen und Vorlagen sowie Steppdecken. Verlangen Sie kostenlos Remitterung unter Angabe des Verwendungszweckes. Zahlungserleichterungen! W. Michovius Cottbus 129 k Seit 1863 Lieferant parteiamtl. Uniformstoffe

Lausjägerei- Holz, Vorlagen, Werkzeuge. Liste gratis! Hofmann & Schmitt Limburgerhof 11

Trauringe ½ Arc. / Weckrufe 1.- Goldschmied Nehls Hamburg 36/113

Bitte deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": III. Vj. 37: 26 780. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestdalen und den oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.

6. Jahrg. – Nr. 42 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 17. Oktober 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Der Wein und die Poesie

Der Wein wird gut — da können Winzer und Zecher lachen „Das deutsche Bild", M.

Wir möchten Ihnen ganz vertraulich einen Tipp geben. Haben Sie nicht auch gelegentlich davon geträumt, ein Dichter zu sein? O bitte, besinnen Sie sich nur einmal gründlich, irgendwann war es doch einmal: Vielleicht sollte es nicht gleich ein Drama geben oder einen Roman, ein paar ganz kleine freundliche, neckische Verse hätten es Ihnen getan... Aber nicht wahr, es ist gar nicht so einfach, ein paar Verse hintereinander zu bringen, die man außer sich selbst auch noch jemand anders aufsagen oder — noch romantischer — aufschreiben könnte. Nach vielen vergeblichen Versuchen entschied man sich dann schließlich doch wieder für Goethe oder einen seiner großen Kollegen, die ja Verse genug geschrieben haben, daß der laufende Bedarf bis in unser Jahrhundert, das den falschen Ruf hat poesielos zu sein, vollauf gedeckt ist. Aber Verse von Goethe sind eben Verse von Goethe, schöner wäre es doch, wenn man sich selbst als den Autor bezeichnen könnte! Und darin möchten wir Ihnen eben den Tipp geben. Sie sollen sich keine Reimlexika kaufen und kein vierbändiges Werk: „Wie werde ich schnell und ohne Unkosten ein Dichter", sondern Sie sollen es einfach mal — mit dem Wein versuchen. Es könnte doch sein, daß in irgendeiner reblaubbekränzten Weinstube nach manchem köstlichen Schluck, spät schon am Abend, noch ein Reim gelingt, auf das Leben natürlich, oder den herrlichen Wein, auf die Freunde oder die ferne Geliebte . . . Aber Sie müssen acht geben; wenn Sie nämlich keinen äußeren Erfolg haben sollten, kann es sein, daß die Verse Ihnen mit dem Wein die Kehle hinuntergelaufen sind. Wir scherzen nicht, denn wir haben es in irgend einem alten Ratskeller gelesen; da stand wörtlich geschrieben: „Ein Dichter ist auch das Weingenießen, nur daß die Verse nach innen fließen." — Man wird also auf jeden Fall ein Dichter, wenn man Wein trinkt. Fröhlicher Gesang ertönt bald in der Runde, oder der einsame Zecher versinkt in stille glückliche Gedanken. Die Welt wird schön, wird voller Poesie — was will man mehr?

*

Welche Weine man nun trinken soll? Wenn Sie ganz sicher gehen wollen, versuchen Sie alle. Das wird nun an einem Abend wohl schwerlich gelingen; aber der Herbst und die Abende sind lang. Und schließlich will doch jeder auch noch recht viele Herbste erleben, wozu zu sagen ist, daß man nicht nur im Herbst, sondern auch zu jeder anderen Jahreszeit Wein trinken kann. Es kann ein rechtes, intensives Studium daraus werden. Gemütvolle Leute können ein ganzes Leben damit hinbringen. Man prüft auf Farbe, Geschmack und Duft (und man prüft immer wieder nach, ob man auch richtig behalten hat!). Sie werden sehen, wie vielfältig in ihrer Art (auch in ihrer Wirkung!) die deutschen Weine sind. Man wird Freude daran bekommen, man lernt auf diese Weise einen großen Teil des deutschen Vaterlandes kennen. Denn wenn sich auch Wein auf Rhein reimt, so ist deshalb nicht der Rhein das einzige Weinland. An der Mosel, an der Aar, an der Saar, in der Pfalz, am Kaiserstuhl und im Breisgau, am Bodensee, am Neckar, am Main und in Franken, in Schlesien sogar und in Mitteldeutschland an Saale und Unstrut blüht und reift die Rebe, wird die köstliche Traube gekeltert und der Wein bereitet. Wie aber die Menschen und die Landschaften, so haben auch die Weine ihre Eigenart und Derschiedenheit, und das herauszuspüren und kennen zu lernen, ist die Freude des Weintrinkers. Er legt den einzelnen Sorten Eigenschaften bei, die nur der Kenner begreift. Er sagt: ein Wein ist vollrund, er ist süffig, spritzig, feurig, wild und was nicht noch. Den Weinen von Rhein und Mosel rühmt man ein wunderbares „Boukett" nach, ein feines Aroma, wie es eben nur diesen Weinen eigen ist. Wer einmal an der Aar war, weiß, daß jene recht haben, die vom feurigen Aarwein sprechen, so daß der Spruch zu Recht besteht:

Wer an der Aar war,
Und weiß, daß er an der Aar war,
Der war nicht an der Aar.
Wer aber an der Aar war,
Und nicht mehr weiß, daß er an der Aar war,
Der war an der Aar.

Die Frankenweine sind zwar auch sehr hitzig, aber sie werden je älter, desto „vernünftiger", sie werden milde und sanft, so daß Kranke sie bevorzugen. Die Pfälzer sind süffig und die Badenser und Württemberger besonders schmackhaft. Und so fort. Aber das kann niemals eine Norm sein. Nicht nur die Weine, bekanntlich ist auch der Geschmack verschieden, so daß eigentlich jeder sich seine eigene Wertskala bilden muß. Jedenfalls sind der deutschen Weine so viele, daß wohl auch jeder Geschmack „seinen" Wein herausfinden wird.

*

Daß man beim Wein „glücklich" und „selig" wird, braucht man niemandem zu erzählen. Aber die Dichter (um zu ihnen zurückzukehren!) wissen noch manches andere mehr vom Wein zu sagen. Der Herr Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau, ein echtes Kind seines barocken 17. Jahrhunderts, macht aus dem Wein sogar einen Koch und Arzt:

„Du bist der beste koch auf erden,
der beste leib-arzt in der welt,
der zu gesunden sich gesellt,
die schwachen wieder stark läßt werden."

Aber noch viele andere gute Eigenschaften werden am Wein gerühmt. Ein Dichter aus dem 18. Jahrhundert, namens Kunzen, weiß zu melden (und er muß es ja wissen!):

„Der Wein, der Wein ist Goldes wert,
Er lindert alle Schmerzen;
Er macht den Dummen oft gelehrt
Und bessert böse Herzen."

Ach, und wieviel andere muntere und neckische Derslein könnte man hier noch aneinanderreihen; denn in punkto Wein ist die Zahl der Dichter ja Legion. Nur Herr Goethe sei in einer so wichtigen Sache nicht übergangen. Wir finden da in „Göß von Berlichingen" einen ganz vernünftigen und tugendsamen Satz: „Der Wein erfreut des Menschen Herz, und die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden."

Uebrigens erzählt sich Sage, und sie erweist sich sicher hierin auch als Dichterin, daß der erste Wein eine Lebensmüde zum Leben zurückgebracht habe. Vor vielen hundert Jahren, als man am Rhein noch keinen Wein kannte, wuchs er schon wild in Asien. Da wird von dem altpersischen König Dschemid, der etwa tausend Jahre vor Christi Geburt auf dem persischen Thron saß, erzählt, daß er die Traube sehr liebte und es ihm sehr schmerzlich war, daß er sie nicht das ganze Jahr hindurch genießen konnte. So kam er auf den Einfall, die Traube auszupressen und so aufzubewahren. Aber er merkte bald, daß der Saft sehr bitter wurde und glaubte, daß sich das köstliche Naß in Gift verwandelt habe. Er ließ darum die Fässer verschließen. Als dann aber seine Frau krank wurde, so krank, daß sie es nicht mehr ertragen zu können glaubte, ließ sie sich einen Becher von dem „Gift" reichen. Und siehe, sie fiel in einen tiefen Schlaf, und als sie erwachte, fühlte sie sich — wohl und gesund! Da ließ der König, als er davon erfuhr, schleunigst die Fässer wieder öffnen . . .

Der Wein soll aber auch späterhin manchem, der nicht lebensmüde war, zu guter Freude und frohen Stunden verholfen haben. — Lk.

Weingärten

Von Frieda Schanz

Der gleißende, glühende Sommer verrinnt.
Stillselige Wolken schweifen.
Im zackigen Weinlaub zittert der Wind
Ueber dem ruhigen Reifen.

Aus heißer Glut quoll das kühle Naß
In harter Traube am Stabe.
Jede Beere ist wie ein winziges Faß,
Gefüllt mit quellender Labe.

Weingärten, grün ineinander gewebt,
Leuchten in hügligen Wellen,
Und das weite Land sich wie jauchzend hebt,
Wenn die reifenden Trauben schwellen.

Der Führer im deutschen Volk

Die Buchzeichen zur 1. Reichsstraßensammlung am 16. und 17. Oktober 1937

Auf der ersten Reichsstraßensammlung des Winterhilfswerkes 1937/38, die von der Deutschen Arbeitsfront am 16. und 17. Oktober durchgeführt wird, gelangt ein Buchabzeichen zum Verkauf. Vorläufig sind 20 Millionen Stück in Auftrag gegeben. An der Herstellung sind drei Buchdruckereien in Berlin, München und Leipzig und fünf Buchbinderfirmen beteiligt.

Die Herstellung der fünf verschiedenen Abzeichen erfolgte im Buchdruckverfahren. Die Klischees wurden nach Aufnahmen des Reichsbildberichterstatters Heinrich Hoffmann hergestellt. In der Berliner Druckerei, die wir besuchten, liefen zur Herstellung der Abzeichen vier Maschinen zu gleicher Zeit in drei Schichten und in jeder Stunde verließen jede Maschine 1000 Bogen, die einen Seitenumfang hatten, der zehn „Büchlein" entsprach. — Die druckfertigen Bogen wurden in der Buchbinderei mit der Maschine gefalzt, mit einem festen Umschlag versehen, gebahtet und dann mit der zweifarbigen Druckseite kaschiert. Durch die letzte Umschlagseite wurde dann eine rote Kordel durchgezogen.

Jedes dieser fünf Buchabzeichen zeigt den Führer in seinen Beziehungen zum Volke. Das Abzeichen „Der Führer und die Bewegung" läßt in klaren und gutgeschnittenen Bildern den Siegeszug der Kämpfer Adolf Hitlers vor unserem Auge erstehen. Wir sehen den Führer im Gespräch mit Verwundeten, an den Gräbern gefallener Kameraden, während der Feier des 9. Novembers im festlichen Glanz der Nürnberger Reichsparteitage und im einfachen Rahmen seiner Arbeitsstätte. Die Bilder lassen erkennen, welch bezwingende Macht die Persönlichkeit des Führers auf seine Gefolgsleute ausübt und das wohl jeder, der dem Führer einmal Treue geschworen hat, ihm verbunden bleibt für alle Zukunft. —

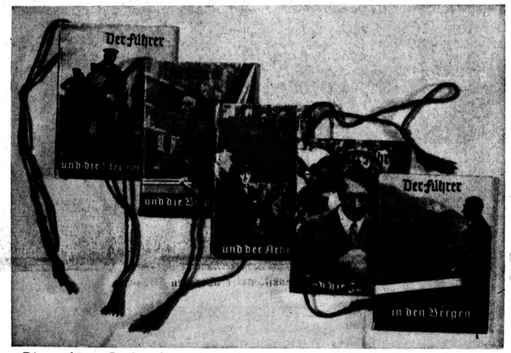
Ebenso zeigt das Büchlein „Der Führer und der Arbeiter", daß das ganze arbeitende Volk Deutschlands den Führer verehrt, nicht nur, weil es in ihm den Retter in letzter Stunde erblickt, sondern weil der arbeitende deutsche Mensch ein unerschütterliches Vertrauen in seinen Führer setzt, der sich mit Stolz als der erste Arbeiter seines Volkes bezeichnet. Heinrich Hoffmanns Bilder zeigen den Führer inmitten von Arbeitern, in Fabriken, Schiffswerften, Straßendurchlässen, an der Reichsautobahn. Diese Bilder sprechen mehr, als eine begeisterte Feder zu schildern vermag. —

Wie sehr sich gerade das junge Deutschland zum Führer bekennt, geht aus dem Abzeichen „Der Führer und die Jugend" hervor, in dem sich die Anhänglichkeit und Begeisterung der jungen Generation ausdrückt. Jungens und Mädels, große und kleine Kinder strecken ihm in überquellender Begeisterung ihre Hände entgegen. Der Reichsjugendführer Baldur von Schirach begründet in seinem Begleitwort diese Verehrung und läßt sie verständlich werden. —

Die neue deutsche Wehrmacht sieht in Adolf Hitler ihren Schöpfer und obersten Herrn. Ausgezeichnete Bilder im Buchabzeichen „Der Führer und die Wehrmacht" führen uns in das Manövergelände, zur Flotte, zu prächtigen Paraden und zur Luftwaffe. Gerade die Soldaten, die den Marsch aus der Knechtschaft in die Freiheit am unmittelbarsten empfunden haben, sind dem Führer mit Leib und Seele ergeben. Geboren aus dem Geiste des Nationalsozialismus, ist die Wehrmacht Trägerin und Künderin nationalsozialistischer Weltanschauung und Lebensgestaltung. —

Die wenigen freien Stunden, die dem Führer in seiner schweren politischen Arbeit manchmal geschenkt sind, rufen ihn in seine geliebten Berge. Doch auch dort hat er, wie das Büchlein „Der Führer in den Bergen" zeigt, auch nur wenig Ruhe und Ausspannung; denn es vergeht kaum ein Tag, daß nicht wichtige Telegramme, Besprechungen den Führer beanspruchen. Außerdem sind die zahlreichen Besuche vor dem Haus Wachenfeld Zeugen dafür, daß die Verbindung des Führers zu seinem Volke nicht abreißt. —

Diese fünf kleinen Kunstwerke, die die Reichsführung des Winterhilfswerkes in diesem Winter herausgibt, werden jeden Volksgenossen zu einem Opfer veranlassen. Mancher wird die ganze Serie erwerben wollen, um sie nachher als Erinnerung für den Einsatz der Volksgemeinschaft aufzubewahren. Das Motto des Tages wird sein: Schaffende opfern! Schaffende sammeln!



Diese schönen Buchzeichen gelangen in der großen Reichsstraßensammlung am 16. und 17. Oktober zum Verkauf

Dies nebenbei

In den nächsten Wochen wird auf dem amerikanischen Kontinent die längste Autostraße der Welt fertiggestellt. Es handelt sich um die sogenannte „International Pacific-Route", die von Alaska bis nach Argentinien führt und eine Länge von annähernd 21 000 Kilometern besitzt. Diese Straße, von der zahlreiche Teilabschnitte schon seit längerem in Betrieb sind, durchquert nahezu den gesamten nord- und südamerikanischen Kontinent. Sie beginnt in der Stadt Fairbanks in Alaska und endet in Buenos Aires. Die internationale Straße, die ein Gemeinschaftswerk der Vereinigten Staaten und der von der Straße berührten südamerikanischen Länder ist, wurde zum größten Teil aus Beton hergestellt. Sie bedeutet einen außerordentlichen Fortschritt für den amerikanischen Kraftwagenverkehr und stellt eine technisch vorbildliche Verbindung zwischen Nord- und Südamerika dar.

*

Die ganze Bevölkerung von Swansea, der Hauptstadt der englischen Grafschaft Glamoregam in Wales, trauert über den Tod von „Swansea Jack", einem 14jährigen deutschen Schäferhund, der im Laufe seines Lebens nicht weniger als 29 Menschen vor dem Tode des Ertrinkens gerettet hat. Swansea, das an der Mündung des Tawe in den Bristol-Kanal liegt, ist ein sehr beliebter Badeort. Und so hat man den Schäferhund, der dafür ganz besonders Anlagen zeigte, als „Rettungsschwimmer" ausgebildet. „Swansea Jack" saß den ganzen Tag über am Strand und stürzte sich auf ein Alarmsignal sogleich ins Wasser, wenn es galt, einen Ertrinkenden zu helfen. 20 Ehrendiplome hat dieser vierbeinige Held für seine Rettungstaten erhalten — um so trauriger ist es, daß ihm, der den Menschen so viele Dinge erwies, ein unbekannter Rohling Rattengift zu fressen gab, an dessen Folgen „Swansea Jack" gestorben ist.

*

In der ungarischen Stadt Kiskunhalas ist eine merkwürdige juristische Streitfrage Gegenstand vieler Erörterungen. Im Schlachthaus der Stadt wurde vor einiger Zeit eine Kuh geschlachtet, in deren Magen die Schlächter zu ihrer größten Ueberraschung eine goldene Uhr fanden. Die Angestellten des Schlachthauses nahmen den kostbaren Gegenstand an sich und glaubten, ihn mit Recht behalten zu dürfen. Die Sache sprach sich aber herum, und bald erschien der Schlachtermeister, der die Kuh hatte schlachten lassen und behauptete, die Uhr könne heineswegs nur als ein Gegenstand, der von den Beamten gefunden wäre, angesehen werden. Freilich wisse auch er nicht, wie es zugegangen sei, daß die Uhr ihren Weg in den Magen der Kuh gefunden habe, aber da das Tier jedenfalls sein Eigentum gewesen wäre, so gehöre auch die in ihr gefundene Uhr natürlich ihm. Der Schlächter hatte aber die Rechnung ohne den Viehhändler gemacht, der ihm die Uhr verkauft hatte. Auch dieser kam auf das Gerücht von dem großartigen Funde im Kuhmagen und machte sein Besitzrecht geltend, da der Wert der goldenen Uhr keineswegs im Kaufpreis einbegriffen gewesen wäre. Auch der Viehhändler wußte allerdings nicht, wo die Uhr herkam. Die Sache ging noch weiter, schließlich erschien auch der Bauer, auf dessen Wiese die Kuh immer geweidet hatte; denn, wie er ausführte, nur hier hatte die Kuh wirklich den Gegenstand, den sie verschlungen hatte, finden können. Da aber der Fund auf seiner Wiese gemacht sei, so habe er allein ein Anrecht auf ein Drittel oder auf die Uhr selbst, falls innerhalb der gesetzlichen Frist der rechtmäßige Besitzer sich nicht gemeldet hätte. Da eine Einigung zwischen den streitenden Parteien auf friedlichem Wege nicht gefunden werden konnte, so müssen nun die Gerichte sprechen.

*

Das amerikanische Rockefeller-Institut hat vor kurzem den Kopf eines in der Stadt Czernowitz lebenden Mannes namens Josef Greebe für einen namhaften Geldbetrag erworben. Freilich können die Forscher über den Kopf des Herrn Greebe erst nach dessen Tod verfügen. Dieser Mann gilt nämlich als ein einzigartiges medizinisches Phänomen, er lebt glaubhaften Angaben zufolge seit zwanzig Jahren ohne Schlaf. Greebe soll sich sein Leiden im Weltkrieg zugezogen haben. Die Schlaflosigkeit trat plötzlich und ohne vorhergegangene Störungen ein. Er zog von Land zu Land, um Heilung seines Leidens zu finden. In den verschiedensten Nervenanstalten Europas hat er seine Zeit zugebracht, und allenthalben nahm er die von Aerzten unterzeichnete Bestätigung mit, daß er niemals geschlafen habe. Greebe empfindet, wie er behauptet, auch keine Müdigkeit und keinerlei Schlafbedürfnis. Natürlich leidet er an nervösen Störungen, die von der Schlaflosigkeit verursacht werden, und ihm die Ausübung eines Berufes unmöglich machen. Der 41jährige sieht durch sein Leiden viel älter aus, als er ist. Sein Körpergewicht beträgt 65 Kilogramm. Lange Zeit bekleidete er in seinem Heimatland Rumänien das Amt eines Nachtwächters, bis sein mangelhafter Gesundheitszustand dieser Tätigkeit ein Ende bereitete. Das amerikanische Rockefeller-Institut ist nach sorgfältiger Prüfung der Tatsachen auf das oben erwähnte Geschäft eingegangen, und wenn Greebe einmal wirklich seine Augen geschlossen haben wird, und zwar für immer, wird es den Forschern möglich sein, einen Fleck in das geheimnisvolle „Rätselwerk seines Schädels zu werfen, um vielleicht die Ursachen dieser unnatürlichen Schlaflosigkeit zu finden.

Bekannte Autorennfahrer erzählen

Sekunden in Todesnähe

Wenn das Leben nur noch an einem Faden hängt — Das verlorene Hinterrad und der dreifache Salto

Irgendwo haben wir sie in einer fröhlichen Runde getroffen, die Kanonen des deutschen Automobilrennsportes. Sie feierten gerade den triumphalen Sieg, den sich Bernd Rosemeyer im „Großen Preis von Donnington-Park" erkämpft hatte, und nahmen zugleich Abschied voneinander, denn mit Englands bedeutendstem Automobilrennen hat die Rennsaison 1937 ihr Ende gefunden. Nun denkt ein jeder darüber nach, wie er sich den langen Winter um die Ohren schlagen soll. Pläne werden geschmiedet, die dann doch immer wieder eine Aenderung erfahren, denn das Leben eines rechten Rennfahrers läßt sich nicht in starre Vorsätze kleiden, man nimmt es wie es kommt und ist zufrieden dabei. Keiner aber will sich auf die faule Haut legen, nein, dazu haben sie allesamt auch in den „toten Monaten" keine Zeit, denn der Körper verlangt ständiges Training, damit er, wenn nächstes Jahr wieder der Startschuß kracht, auch widerstandsfähig ist.

Bevor sie aber auseinandergehen, gibt noch jeder der Konkurrenten das kritischste Erlebnis dieses Jahres zum Besten, den Augenblick, da das Leben tatsächlich nur mehr an einem dünnen Faden hing. Daß er nicht abriß, war „Schwein", so sagen sie, aber wir wissen schon, daß das Glück im Unglück von vielen Momenten abhängt, von der Kaltblütigkeit, der Beherrschung der Situation, der raschen Entschlußfähigkeit und einem unerhörten Können, wozu natürlich eiserne Nerven und ein Kopf aus Granit gehören.

„Bernd" und die Ziffer 13

Also, da erzählt Bernd Rosemeyer noch einmal lachend — ja, jetzt kann er freilich lachen! — die Geschichte vom rechten Hinterrad, das sich bei der „Coppa Acerbo" in Italien bei einem Höllentempo selbständig machte. „Zu einem Ueberlegen ging es keine Zeit mehr", meint Bernd, „aber wenn ich heute jemand von der Unglückszahl 13 erzählen höre, dann weiß ich nicht, soll ich ihm Recht geben oder die verstänkerte Ziffer über alles schätzen." Man muß dabei wissen, daß Rosemeyer nicht nur in der 13. Runde, sondern auch ausgerechnet am Kilometerstein 13 bei Pescara ins Schleudern kam. „Das rechte Hinterrad prallt an den Pfeiler, tack—pff— da hüpft die Radkappe über die Bahn, schon saust die Maschine in den Graben, springt wieder auf die Straße, es glückt mir, sie aufzufangen, ich jage weiter, dem Notdepot der Autounion zu, das ich schon vor mir auftauchen sehe, jeden Augenblick gewärtig, daß sich das Rad vom Wagen löst. Richtig, wie ich auf einen Kilometer heran bin, schleift die Maschine rechts hinten auch schon auf der Bremstrommel. Hätte ich da die Nerven verloren, na, sprechen wir lieber nicht davon..." Trotz dieses gefährlichen Unfalls gewann bekanntlich Rosemeyer die „Coppa Acerbo", im übrigens das — dreizehnte Automobilrennen dieser Art Italiens war.

„Mein größtes Erlebnis in diesem Jahr waren eigentlich meine — Flitterwochen", meint scherzhaft Rudolf Caracciola, der frischgebackene Ehemann, „sonst wüßte ich nicht, was mir besonders in Erinnerung geblieben wäre. Weder auf dem Nürburgring, noch in Bern, Livorno oder beim Masarak-Rennen gab es für mich kritische Momente." — „Na, und Ihr Mißgeschick am Mercedes-Stall auf dem Nürburgring, hätte Sie das nicht fast um Ihren Sieg gebracht?" fragen wir. Carrasch reibt sich unwillkürlich den Rücken, als würden ihn die Brandwunden, die er damals erlitt, noch immer schmerzen, dann erzählt er: „Sie wissen vielleicht, Rennbenzin ist ein Teufelsgemisch und niemand möchte damit allzu stark in Berührung kommen. Während des Reifenwechsels lasse ich tanken, der Tank läuft über und ich bekomme einen gehörigen Guß über den Rücken. Das war ein Gefühl, als hätte ich mich mitten in einen Ameisenhaufen gesetzt. Ich konnte mir nicht anders helfen, als daß ich mir noch rasch eine Flasche voll Selters in den Kragen schüttete und mit diesem seltsamen Benzingemisch' rase ich wieder aus der Box. Verdammt, da hieß es die Zähne zusammenbeißen, der Rücken brannte wie Feuer, aber mein Wille war stärker als der Schmerz, und so hielt ich bis zum Siege durch."

„Zickzack" im Straßentunnel

Rudi Haffe's Mißgeschick in Monaco ist uns wohl noch in Erinnerung. Er ist im Straßentunnel mit seiner Maschine ins Rutschen gekommen, die zunächst nicht wußte, sollte sie gegen die Tunnelwand rennen oder sich an der gegenüberliegenden Mauer den „Kopf" einschlagen. Nach einem tollen Zickzack, bei dem Haffe nicht mehr zu atmen wagte, entschied sich der Wagen doch noch dafür, den Tunnel zu verlassen und geradeswegs gegen einen Felsen zu prallen. Zum richtigen Nachdenken kam Haffe erst im Krankenhaus von Monte Carlo, wo er wochenlang im Gipsverband lag.

Den Grand-Prix-Sieger Manfred von Brauchitsch hob es beim Training auf der Rennstrecke von Francorchamps (Belgien) in rasender Fahrt aus der Kurve. „Ein Salto in der Luft", berichtet er, „noch ein zweiter und schließlich ein dritter, dann stand der Wagen auf allen Vieren unterhalb der 10 Meter hohen Böschung. Ich bin schon beim zweiten aus meinem Sitz geschleudert worden, befühlte sofort meine Knochen und als ich sie heil fand, schüttelte ich den Kopf und sagte nur: ‚Dußel!' Nun, einen tüchtigen Schock und einige klaffende Wunden hatte ich immerhin weg, was mich aber nicht hinderte, am nächsten Tag den Kampf von neuem aufzunehmen."

Auch der jüngste Nachwuchsmann, Müller von der Auto-Union, gibt ein paar tolle Stückchen zum Besten, aber er und Hermann Lang haben schon recht, wenn sie sagen, daß man die gefährlichen Augenblicke eines Rennens sehr rasch wieder vergißt, sind es doch oft nur Bruchteile von Sekunden, in denen manchmal das Pendel des Schicksals hin und her schlägt und man irgendwo die Todesnähe fühlt.

Der Herzog von Windsor in Deutschland

Besuch in der Motorenfabrik Stock. Kurze Zeit nach seiner Ankunft begab sich der Herzog von Windsor in die Motorenfabrik Stock in Berlin-Marienfelde, wo er sich die Arbeiter vorstellen ließ. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Einweihung der Nordmark-Feierstätte

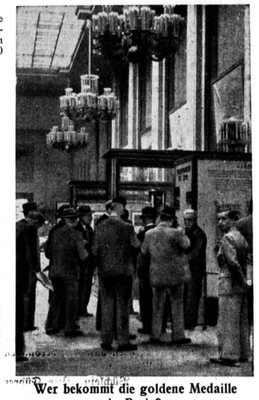
In der 800jährigen Stadt Bad Seegeberg weihte Reichsminister Dr. Goebbels die neuerbaute Nordmark-Feierstätte zu Füßen des sagenumwobenen Kalkberges. - Dr. Goebbels spricht. (Weltb., Zander-K.)

Vater von 38 Kindern

Dem 66jährigen August Thiele in Rethem, einem Dörfchen im Lüneburgischen, wurde dieser Tage das 38. Kind geboren. Thiele, dessen beide ersten Frauen gestorben sind, lebt jetzt in dritter Ehe. Von den 38 Kindern leben heute noch 34. Von den 38 Kindern sind 18 Jungen und 20 Mädels, — Vater Thiele mit sechs seiner Kinder vor seinem Wohnwagen. (Pressephoto, Zander-K.)

Mit 300 Stundenkilometer über den Ozean

Im Auftrage der Deutschen Lufthansa haben die Heinkelwerke in Rostock ein neues Postflugzeug entwickelt, das für den Verkehr über den Atlantik eingesetzt werden soll. Die viermotorige Landmaschine He 116 hat eine Reisegeschwindigkeit von 300 Stundenkilometer (Höchstgeschwindigkeit 330 Stundenkilometer) und kann mit 4 Mann Besatzung und 550 Kilogramm Post ohne Zwischenlandung eine Strecke von 4 400 Kilometer zurücklegen. Der Rumpf ist dicht genietet, so daß das Flugzeug für alle Fälle schwimmfähig ist. Auffallend ist der gelbe Anstrich auf der Oberseite der Tragfläche, der bei Notlandungen das schnelle Auffinden des Flugzeuges erleichtert. Die Maschine, die jetzt ihre ersten Probeflüge erfolgreich durchgeführt hat, ist 13,7 Meter lang und hat eine Spannweite von 22 Meter. (Weltbild, Zander-K.)



Wer bekommt die goldene Medaille in Paris?

Am Schluß der Pariser Weltausstellung werden den besten ausstellenden Ländern goldene, silberne und bronzene Medaillen verliehen. Hier sehen wir das internationale Preisrichterkollegium bei der Besichtigung und Prüfung des deutschen Pavillons. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Württembergs gewaltigste Straße vor der Eröffnung

Einer der interessantesten Bauabschnitte der Reichsautobahnen in Süddeutschland, beim Drachensteiner Hang in der Schwäbischen Alb, geht seiner Vollendung entgegen. Die Eröffnung dieser Teilstrecke, bei deren Bau außerordentliche Geländeschwierigkeiten zu überwinden waren, steht unmittelbar bevor. Unser Bild zeigt die gewaltige Drachenlochbrücke am Drachensteiner Hang. (Weltbild, Zander-K.)

Finnlands Außenminister besucht Berlin

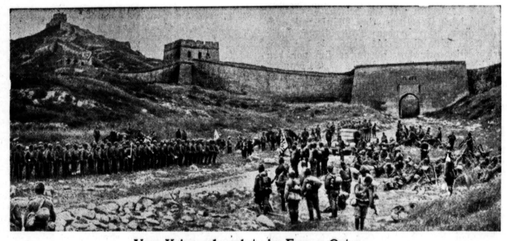
Am 22. Oktober wird der finnische Außenminister Dr. Holsti zu einem kurzen Aufenthalt nach Berlin kommen. (Pressephoto, Zander-K.)

Aufsehen erregender Erfolg der modernen Wissenschaft

Dem Leiter des „New Yorker Metropolitan Museum of Art" ist es gelungen, mittels Röntgenstrahlen an der Mumie des Wah, die man erst 1920 in Aegypten gefunden hatte, einen Schatz von fast unermeßlichem Wert zu entdecken. Die Röntgenaufnahmen ergaben ein erstaunliches Bild von dem Reichtum der elften Dynastie. Die Gelenke Wahs sind mit Geschmeiden und Juwelen über und über bedeckt. Man plant, die Mumie von ihren Hüllen zu befreien. — Die Mumie des Wah (oben) und das Röntgenbild (unten). (Atlantic, Zander-K.)

Hochwasser zerstört ganze Ortschaften

Durch schwere Unwetter wurden in Südfrankreich ganze Ortschaften überschwemmt und auch zum Teil zerstört. Hier sieht man durch Wasserfluten eingerissene Häuser in der Hauptstraße der Ortschaft Sarraveil. (Pressephoto, Zander-K.)



Vom Kriegsschauplatz im Fernen Osten

Japanische Truppen, die soeben von der nordchinesischen Stadt Pataling Besitz ergriffen haben, an der Großen Mauer. (Aufgenommen Ende September) (Atlantic, Zander-K.)

Der Bussard ruft

Von Hermann Huttel

Eine gute halbe Stunde schon blockte der alte Bussard auf dem Hornzacken der mächtigen Randeiche und spähte in die grüne Wildnis der Hänge und Schluchten hinab. Regungslos fußte er da, während der Wind mit leisen, unsichtbaren Händen sein braunes Gefieder fächelte.

Drunten im Tal blinkte das Silberband der Dill; fern am Horizont trümmte sich blau und massig der Taunus in den schimmernden Tag. Doch dies alles kümmerte den Bussard genau so wenig wie die glitzernde Wolkenburg, die sich steil und trutzig in den blauen Himmel türmte. Denn die Bäume und die Berge und die Wolkenburg, das waren keine Bussarddinge; das war nichts, was der alte Räuber schlagen und köpfen und in den hungrigen Magen hinunterwürgen konnte. Ihn war es mehr im Mute und Fröhse und Eidechsen zu tun als um den wilden Zauber des Westerwaldes, der seine Heimat war.

Etwas aber gab es, das nicht zur Bussardwelt gehörte und dennoch fest im Herzen des Raubvogels saß. Das war der junge Förster-Heini, der einst auf den moosbedeckten Klippen der Eulenschlucht herumgeklettert war und dabei den halbflügigen Junabussard unter dem Horstbaum gefunden hatte. Das vorwitzige Ding, dem der Flaum noch weiß und wollig das kleine Raubvogelgesicht umrahmte, hatte sich zu früh über den Horstrand ins grüne Geäst hinausgewagt, war auf das mooste Gefels hinabgetaumelt und lag nun mit gestauchtem Flügel hilflos da, ein willkommener Fraß für den alten Kreuzfuchs, der allabendlich die Eulenschlucht durchschnürte.

Glücklicherweise aber war lange vor dem Fuchs der Försterbub gekommen, hatte den angsterfüllten Junabussard behutsam aufgenommen ins Forsthaus getragen und mit unendlicher Geduld und Liebe gesund gepflegt. Immer größer war der Bussard geworden und immer besser verstand er, seine Flügel zu gebrauchen. Doch wenn der Förster-Heini den Hut-Hebruf ertönen hieß, dann kam „Gelbfang" gar hurtig wieder angeflitzen, und er folgte dem Freund gehorsam in den alten Holzschuppen, schwang sich auf den künstlichen Horst, den ihm Heini liebevoll aus Heu und Moos und Reisig zurechtgebaut hatte, und bettelte um die frischgefangenen Frösche und Maulwürfe, die der Knabe in beiden Händen hielt.

In solcher Weise verging ein Jahr, und nichts war da, was das innige Band zwischen Mensch und Tier zerriß.

Eines Tages aber ging ein seltsames Rauschen durch den Vogelforst, — und als am hellen Nachmittag ein Bussardweibchen über dem hohen Fichtenort kreiste und schrie, da packte den „Gelbfang" ein ganz närrisches Verlangen, so daß er die Schwingen breitete und schnurstracks der Mutterin entgegenflog. Der arme Heini schrie sich müd und heiser, aber es war umsonst. Hoch über dem sprießenden Mairwald, der voll im Safte stand, zog das Bussardpaar seine hochzeitlichen Kreise, lockte sich und stürzte, stieß und schwebte im Flug. Ein namenloses Leid packte den Knaben, als „Gelbfang" hinter dem knospenden Bergwald unterstieg.

Fortan war Heini jede freie Stunde, die das böse Latein ihm ließ, auf der Suche nach seinem braun gefiederten Freund und lockte wochenlang waldein, bergauf, bergab . . . Doch alle Mühe war verloren. Erst im April besann sich „Gelbfang" auf das Rufen seines Freundes und nahte sich ihm mit lässigem Schwingenschlag.

Heini stand mitten auf einer Waldlichtung und freute sich nicht wenig, als „Gelbfang" anstreichen kam. Er hatte gerade Sperlinge geschossen und fette Mäuse gefangen, sogar einen dicken Damhirsch hatte er erwischt. Das alles hielt er dem Bussard hin, so wie er das einst im Holzschuppen neben dem Forsthaus getan hatte. Aber „Gelbfang" blockte einen halben Steinwurf weit auf einem farnumrandeten Felsstein auf und trante sich nicht; schon zu sehr hatte ihn die Wildnis in ihren scheuen Bann geschlagen. Als Heini näher herzu trat, lüftete der Bussard die braunen Flügel und schwang sich auf den dürren Fichtenast einer nahen Randfichte. Dort oben fühlte er sich sicher. Stockfest fußte er da und rührte sich nicht, so sehr auch der Knabe rief und lockte. Die hingeworfenen Leckerbissen nahm er erst auf, als Heini bis zum anderen Rande der Lichtung zurückgewichen war.

„Gelbfangs" Mißtrauen tat dem Knaben bitter weh; aber das war nun einmal da, und so blieb es fortan mit den beiden.

Heini schoß Sperlinge, fing Mäuse und auch Maulwürfe, stieg in den Wald hinauf, lockte und leate seine Beute ins Laub, die der Bussard hastig aufnahm, sobald er sich vor den menschenblinden sicher fühlte. „Gelbfangs" Mißtrauen war gewiß töricht; aber es hatte sich nun einmal eingeschlichen und war mit seiner noch so süßen Locke mehr fortzuwischen. Es war der Schatten der Wildnis, der zwischen den beiden Freunden stand; und als der Förster-Heini ein bischen reifer ward, verstand er das und vergaß seinen Gram darüber. Daß der Schatten trotz allem nicht stark genug war, um einander völlig zu entfremden, das tröstete ihn und war ihm Freude genug.

*

Und nun hockte „Gelbfang" wieder wie so oft auf dem Hornacken der mächtigen Randeiche und spähte gar hungrig in die grünen Schluchten des Westerwalds hinab, während sich die altervweise Wolkenburg immer breiter und trutziger über ihm in den Himmel türmte.

Früher war oft und oft der Förster-Heini gekommen, und dann hatte es immer gar feine Leckerbissen in Hülle und Fülle gegeben. Aber dann war der hoch aufgeschossene Knabe auf einmal fortgeblieben und nimmer wiedergekommen . . .

Auch heute kommt er nicht!

Hat er die Treue gebrochen und das Band der Freundschaft zerrissen? —

Wer kennt die Gedanken, die sich ein Bussard macht! Und was weiß der „Gelbfang" von den Dingen der Menschen? Daß ein Sohn des Waldes die Treue nicht bricht und das Band nicht zerreißt, ist dem alten Bussard genau so verschlossen wie der große Krieg, der nun schon seit Jahr und Tag die Völker Europas zerfleischt. So weiß „Gelbfang" auch nichts davon, daß der Förster-Heini gleich bei Ausbruch des gewaltigen Weltbrandes die lateinische Grammatik mit dem Bajonett vertauschte und als blutjunger Kriegsfreiwilliger ins Welschland zog, um für sein Vaterland zu kämpfen.

„Gelbfang" sieht aber mit einem Mal in dem schmucken Dorf dort unten bunte Fahnen wehen und hört die Glocken läuten, wobei er freilich wiederum nicht weiß, was dies alles zu bedeuten hat. Nun singen irgendwo derbe Bauernkehlen ein Danklied in den blanken Sommertag, und der graubärtige Förster, der einsam den Wald durchstreift, verhält eine Weile, nimmt den Hut vom ergrauenden Kopf und schickt ein stilles Gebet durch das grüne Laubdach zum Herrgott hinauf.

Langsam breitet der alte Bussard auf der knorrigen Eiche die Schwingen und schraubt sich in den hellen Sommertag hinauf. Einsam zieht er unter der weißen Wolkenburg seine Kreise und läßt dreimal seinen wilden Ruf erschallen. Niemand weiß, daß dies „Gelbfangs" letzter Gruß an Heini ist, der den großen Sieg an der Somme mit seinem Herzblut weihte.

Triumph der Fülle

Von Heinrich Hemmer

In Rangoon, Birmas phantastischer Hauptstadt, sind viele Geschichten in Umlauf von einem gewissen jähzornigen schottischen Major, den wir Mac Mustard nennen wollen. Die rührendste und zugleich spaßhafteste dieser nur allzu wahren Begebenheit zeigt uns, daß auch der überzeugteste Junggeselle auf den Hafen der Ehe loszusteuern beginnt, sobald ihn eine Frau, ob schön oder nicht, nur richtig zu nehmen versteht.

Der hagere, schwarzhaarige Major, in dessen lebensprühenden Augen allerdings nur das Feuer des Zornes flammte, war übrigens, ohne es zu ahnen, der Liebling der Rangooner weißen Weiblichkeit. Denn obwohl er immer leichter reizbar wurde und ärger in Wut geriet, je länger er sich in den Tropen aufhielt, so hatte doch sein Tropenkoller etwas Hilfloses an sich, das die Herzen der Frauen rührte und ihnen den Wunsch eingab, gut zu sein zu dem alten oder vielmehr noch relativ jungen Beißkärren. Aber der schottische Major wies, sehr zum Verdruß aller Schönen, die Einladungen ab, kannte nur den Dienst und sein Tropenhäuschen, wo ihm ein fahrlässiger, trachend unehrlicher Chinese die Wirtschaft führte. Die Rechnungen des Kochs stimmten nie, so daß ihn der Major in seiner Wut einmal zwang, einen Zettel voll lügnerischer Ausflüchten zu verschlucken. Ein anderes Mal schlug er ihm einen auf dem ewig schmierigen Küchentisch liegenden Fisch rechts und links um die Ohren.

Eines Tages bimmelte mitten in der Nacht plötzlich das Telefon. Im Basarviertel waren wieder einmal Unruhen ausgebrochen.

Die Ursachen waren, wie gewöhnlich englischerseits nicht recht festzustellen. Bewaffnete Banden zogen umher, schlugen Kaufläden und Köpfe ein und waren schwer zu fassen, denn wenn das Militär an einem Ende der Straße erschien, zogen sie am anderen Ende ab. Mac Mustard stellte schließlich Posten aus, die sachlos die Sonne hinter der goldenen Pagode aufgehen und über den Golfplätzen wieder untergehen sahen. In der zweiten Nacht aber geschah es, daß sich von einem Torweg ein Schatten löste. Dem Major wurde von hinten der Helm ins Gesicht getrieben, und als er seine Augen freizumachen versuchte, sauste ein Hagel von Schlägen auf ihn nieder, so daß er ohnmächtig zusammenbrach. Der zu Hilfe eilende Adjutant konnte den Täter fassen: es war der Koch, der nach hinterindischer Sitte die politischen Unruhen benutzte, um seinen privaten Differenzen Rechnung zu tragen, und an seinem gestrengen Herrn, dessen Ausfälle ihm in der Regel bereitwilligst verziehen wurden, so seine Rache nahm.

Als der Major wieder zu sich kam, lag er in einem grün und weißen Klinikzimmer. Seine eingeschlagene Schädeldecke wurde zusammengeflickt, wobei er mörderisch fluchte. Aber plötzlich blieb ihm eine Verwünschung im Munde stecken. Im ruhigen, aufmerksamen Gesicht der Krankenschwester, die sich über ihn gebeugt hatte, erkannte er die regelmäßigen, unbedeutenden Züge der Miß Binnie wieder, der Tochter seines Obersten. Binnie war nicht eine von jenen schicken, schlanken Engländerinnen, die sich aus Langeweile und Sensationslust telephonisch gelegentlich als Aushilfsschwestern meldeten. Sie war von einer gemütlichen Fülle und Stabilität der Figur, was unbedingt beruhigend auf den Kranken wirkte. In den nachfolgenden schlimmen Tagen, wo ihm beständig Eisbeutel auf die Stirn gelegt werden mußten, hatte der grimmige Junggeselle Gelegenheit, festzustellen, daß ein Mädchen vom Schlage Binnies, die ihres robusten Körperbaues halber der Dragoner geheißen wurde, nicht nur erträglich war, sondern geradezu notwendig sein könnte. Das Krankenzimmer begann sich mit allerhand Unmöglichkeiten zu bevölkern. Jaguaren, Wölfen und schrecklichen roten Bären, und der sonst so weiberfeindliche Major dankte seinem Schöpfer, daß von dieser Binnie ein reichliches Ausmaß vorhanden war; sie bot ihm eine geschickte Stellung wie einer — militärisch gesprochen — der Festen von Gibraltar der englischen Krone. Ihre Körperfülle verlieh ein Köstliches, Ungekanntes Gefühl von Geborgenheit. Bald begann auch der Spitalaufenthalt, frei von Dauhaltungssorgen und Aergernissen eine wohltuende Wirkung auf den Major auszuüben, da — gerade in dem Augenblick, wo der tägliche Lebensablauf ohne Binnie nicht mehr zu denken war, transferierte sich dieses gutmütige mollige Geschöpf sozusagen selber in eine andere Abteilung und überließ den Patienten einer dürren, modischen Amateurschwester, die keinerlei Deckung bieten konnte.

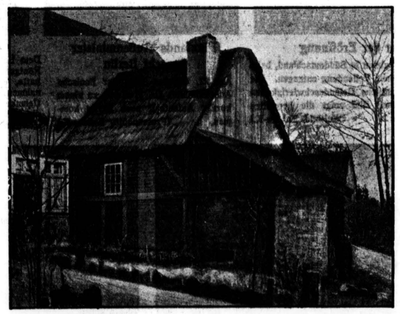
Vergeblich bat der Major, ihn nicht mit einer als Krankenschwester verkleideten Modedame allein zu lassen, denn das ertrüge er nicht. Als am anderen Tage die neue Schwester mit dem Frühstück ins Krankenzimmer trat, war der Mann mit der Gehirnentzündung auf und dabei, seine Sachen zu packen. Mit Wüte und Not konnte ihn die Schwester ins Bett zurückbugsieren, worauf sie ihm das Fiebertermometer in den Mund steckte. Das reizte die Wut des Majors auf das äußerste. Er biß das Instrument entzwei und spie die Stücke aus, dann wollte er von neuem sein Bett verlassen. Die Schwester hängte sich an ihn, um ihn niederzuhalten, aber ihr Gewicht genügte nicht. Wie eine Marionette schob der Major das Krankenbämchen beiseite, wobei sie auf ein Tischchen voller Retorten und Phiolen zu fallen kam. Mit diesem stürzte sie krachend zu Boden und begann getermordio zu schreien.

Ein Trupp niedlicher birmesischer Hausmädchen tauchte auf, aber der zornige Ausreißer fegte sie wie einen Mückenschwarm beiseite und konnte auch der an der Türschwelle erscheinenden Oberin geschickt entwischen, so daß der Weg in den Flur jetzt offenstand. Alles, was die Verfolger in Händen behielten, waren Fetzen und Taschen des in Stücke gerissenen Nachtanzuges. In seiner Bedrängnis rettete sich der verfolgte Major in die erste beste Türöffnung; das war die des Fahrstuhles. Rasch schlossen sich die Gittertüren, und der Held der Rangooner Frauenwelt stand hinter Eisenstäben und bildete sich ein, er sei wieder als Kriegsgefangener in Deutschland. Schon war die Irrenanstalt verständigt worden, da nahte Binnie, die auf den Lärm herbeigeeilt war. Die Gute faßte trotz aller Warnungen den Major bei der Hand und konnte ihn wie ein Kind ins Bett zurückführen. Der Zorn verschlug, aber das Fieber hielt an. Die ganze Nacht hielt Binnie an der Seite des Majors Wache, und das war dringend nötig. Das Krankenzimmer füllte sich wiederum mit Tigern und blauen, menschenfressenden Füchsen, und wäre Binnie kein so sicherer Schutzwall gegen diese Bestien gewesen, so hätte der Major diese Nacht nicht mehr erlebt. Das Erlebnis aber wurde tief in seine Seele eingegraben. Er sah jetzt, daß er doch eine Partnerin zum Leben nötig hätte, die ihn gegen die harten Ecken und Kanten des Daseins zu schützen vermochte.

„Heiraten Sie mich, Binnie!" rief der an das Befehlen gewohnte Patient kategorisch, als die Krankenschwester am nächsten Morgen mit dem Frühstück zur Tür hereinkam.

„Ist das Ihr Ernst?" Binnies Augen schauten ihn freudig erstaunt an. Sie war ja nur wegen einer zum Major gefaßten heimlichen Liebe in eine andere Abteilung gestoben.

„Liebste, du weißt nicht, was du dir aufhalst" rief er, sein trotziges Gesicht in den Falten ihres Kleides verbergend. In ihr jubelte es: Ist es möglich, daß von allen eleganten Rangooner Frauen ich ihn bekomme, die von der modernen Linie am weitesten entfernt ist?! Binnie sah den Major mit ihren guten klaren Augen an, und in diesem Augenblick war sie bestimmt schöner als alle anderen.



Das Backhaus

Vielen von uns ist das bläuerliche Backhaus bekannt. Es kommt in den verschiedensten Bauformen vor und dient dem Bauer, der sein Brot selbst bäckt. Häufig ist der eigentliche Backofen nach außen gebaut, so daß die Broteinschiebeöffnung im Innern des Backhauses oder wie man in Westfalen sagt, der Backs liegt. Darin steht der große, einfache Backtrog und das übrige meist einfache Backgerät. In manchen Gegenden Deutschlands ist es üblich, daß die gesamte Dorfgemeinde abwechselnd in einem Backhaus bäckt. Auch freistehende, außerordentlich einfache Backöfen sind anzutreffen. — Das Brotbacken kannte man schon in der Jungsteinzeit. Zuerst wurde das Getreide nur geröstet und verzehrt. Später machte man aus den Körnern einen Brei, der bisweilen überkocht und dann noch später überbacken wurde.

(Brandt, Zander-K.)

Früh krümmt sich . . .

Anekdoten aus den Jugendtagen großer Männer

Das Genie

„Jetzt zählt mir einmal die Zahlen von 1 bis 100 zusammen!" sagte eines Tages der Lehrer zu seinen Schülern. Die setzten sich hin, seufzten und hingen stöhnend an zu addieren. Aber schon nach wenigen Minuten guckte der kleine Karl Gauß in die Luft. Erstaunt fragte ihn der Lehrer, ob er denn nicht zurechtkomme. „Nein, ich bin schon fertig", antwortete Karl. Mit diesen fünf Worten begann für ihn der Aufstieg zu hohem Ruhm. Der Lehrer sah sich die Lösung an und erkannte, daß der siebenjährige Junge durch einen geradezu genialen Trick die Aufgabe in noch nicht drei Minuten gelöst hatte. Er machte die Eltern auf die einzigartige Begabung des Sohnes aufmerksam. Er erhielt eine entsprechende Ausbildung, und aus dem kleinen Karl wurde später der berühmte Mathematiker und Direktor der Göttinger Sternwarte Karl Gauß.

Der „Löwe"

Alkibiades, der lange Jahre hindurch in der Geschichte Athens eine entscheidende Rolle spielte, zeichnete sich schon im frühesten Knabenalter durch Ehrgeiz und Ruhmbegierde aus. In allem wünschte er der erste zu sein.

Einst rang der junge Alkibiades mit einem Altersgenossen. Hin und her ging der Kampf, als aber Alkibiades zu unterliegen fürchtete, zog er die Arme des Gegners an seinen Mund und versuchte, sich durch Beißen zu befreien. „Pfui, Alkibiades", rief der andere und ließ los, „du beißt ja wie die Weiber." — „Nicht doch," erwiderte da Alkibiades, „sondern wie die Löwen!"

Meister und Schüler

In der Werkstatt des Andrea del Verocchio, eines der tüchtigsten Maler seiner Zeit, war auch der junge Leonardo als Schüler tätig. Ihm beauftragte der Meister eines Tages, auf einem Bilde einen Engel zu malen, der einen Vorhang emporhält. Und der Jüngling arbeitete mit solchem Eifer daran, daß die Figur bald vollendet auf dem Bilde stand.

Sinnend betrachtete Verrocchio die Malerei seines Schülers und er mußte sich eingestehen, daß der Schüler den Meister übertroffen hatte. „Ist das wirklich deine Arbeit? Hat dir niemand dabei geholfen?" fragte er den jungen Künstler.

„Es ist meine Arbeit, Meister", antwortete der.

„Dann berührt meine Hand nie mehr einen Pinsel; ich will nicht, daß mich ein Kind übertrifft!"

Und Verrocchio hielt Wort; er malte nie mehr. Leonardo aber verließ seinen Lehrer und betrieb von nun an seine Studien allein.

Der Bücherwurm

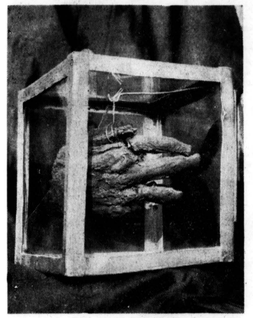
Lessings Vater pflegte den Geschwistern zu erzählen, daß Gotthold Ephraim von Kindheit an nichts lieber getan habe, als in Büchern zu blättern. Das wird bestätigt durch folgende kleine Geschichte, die sein Bruder Karl Gotthelf erzählt.

Lessing war fünf Jahre alt, als ihn einmal der Maler Christian Gottlob Haberkorn mit einem Käfig, in dem ein Vogel saß, malen wollte. Doch davon wollte der Junge nichts wissen.

„Mit einem großen Haufen Bücher", sagte er, müssen Sie mich malen, oder ich will gar nicht gemalt sein!"

Und der Maler erfüllte seinen Wunsch. Das Bild ziert heute das Lessingstift in Kamenz.

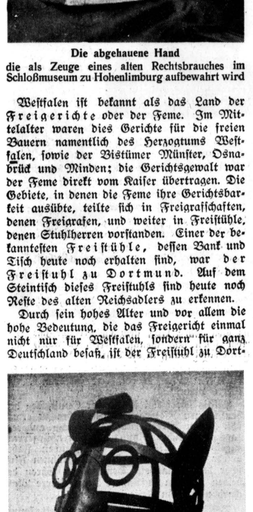
Zeugen alten Rechtsbrauches
im Lande der Roten Erde



Die abgehauene Hand
die als Zeuge eines alten Rechtsbrauches im Schloßmuseum zu Hohenlimburg aufbewahrt wird

Westfalen ist bekannt als das Land der Freigerichte oder der Feme. Im Mittelalter waren dies Gerichte für die freien Bauern namentlich des Herzogtums Westfalen, sowie der Bistümer Münster, Osnabrück und Minden; die Gerichtsgewalt war der Feme direkt vom Kaiser übertragen. Die Gebiete, in denen die Feme ihre Gerichtsbarkeit ausübte, teilte sich in Freigrafschaften, denen Freigrafen, und weiter in Freistühle, denen Stuhlherren vorstanden. Einer der bekanntesten Freistühle, dessen Bank und Tisch heute noch erhalten sind, war der Freistuhl zu Dortmund. Auf dem Steintisch dieses Freistuhls sind heute noch Reste des alten Reichsadlers zu erkennen.

Durch sein hohes Alter und vor allem die hohe Bedeutung, die das Freigericht einmal nicht nur für Westfalen, sondern für ganz Deutschland besaß, ist der Freistuhl zu Dortmund eine der wertvollsten und interessantesten historischen Stätte Westfalens.

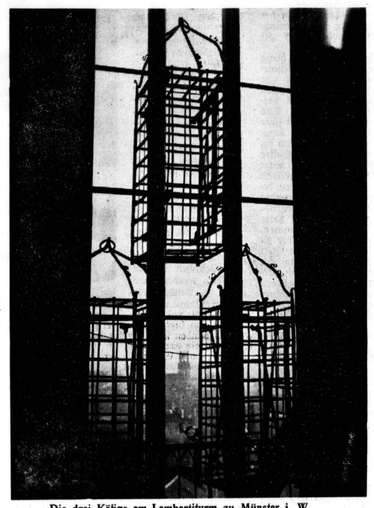


Alte Schandmaske aus Huckarde,
die im Kunst- und Gewerbemuseum zu Dortmund aufbewahrt wird

Ein anderer Zeuge alten Rechtsbrauches, der noch dazu den Vorzug hat, daß er bis in unsere Tage hinein in unveränderter Form lebendig blieb, ist das Marktschwert zu Münster. Dieses Schwert wurde im Jahre 1578 angefertigt und wird seit dieser Zeit zu jedem Send (ein dreimal jährlich abgehaltener Jahrmarkt) am Rathause der Stadt als ein Zeichen der Marktfreiheit herausgehängt.

Marktschwert und Freistuhl sind jedoch nicht die einzigen Zeugen alter Rechtspflege, die bis in unsere Tage hinein lebendig geblieben sind. Die Justiz bediente sich im Mittelalter sehr gerne abschreckender Mittel. Besonders streng war man damals gegen Vergehen, die sich gegen die Gemeinschaft und den Bestand der Gesellschaft richteten. Ein solches Verbrechen war die Aufrichtung der Wiedertäuferherrschaft zu Münster, deren Anführer mit glühenden Zangen zu Tode gefoltert wurden. Als sie tot waren, hat man die Leichen der Hingerichteten in drei großen Eisenkäfigen, die für diesen Zweck besonders angefertigt wurden, am Lambertikirchturm zu Münster aufgehängt. Heute sind noch diese Käfige am Lambertiturm, der inzwischen seine Gestalt veränderte, zu sehen.

In Münster bewahrt man auch, wie in anderen Orten Westfalens, eine abgehauene Hand auf, die ebenfalls an einen alten Rechtsbrauch erinnert. Wurden doch im Mittelalter manche Vergehen durch Abschlagen einer Hand gesühnt. Die in Münster aufbewahrte Hand soll von einem Rechtsanwalt stammen, der der Testamentsfälschung angeklagt war. Auch in Hohenlimburg an der Lenne wird eine solche Hand aufbewahrt, die an einen alten Rechtsfall erinnert.



Die drei Käfige am Lamberitturm zu Münster i. W.,
in denen die Leichen der Wiedertäufer ausgestellt waren

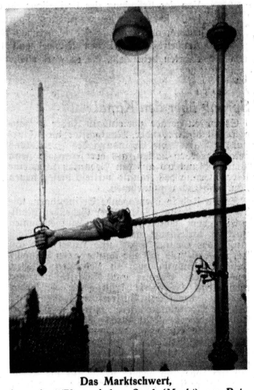
Die Strafe des Wippens
aus dem Nequambuch der Stadt Soest

Ziemlich häufig sind in Westfalen auch die sogenannten Galgenhügel. Meist handelt es sich dabei um alte Richtplätze, um die das Volk noch heute einen scheuen Bogen macht.

Zu den interessanten Zeugen alter Justiz gehört auch das Soester Nequambuch. In diesem Buch, dessen Original im Soester Stadtarchiv ruht, findet man Eintragungen über erfolgte Urteile vor Soester Gerichten aus der Zeit von 1315—1421. Seine besondere Bedeutung und seinen kulturgeschichtlichen Wert erhält dieses Buch vor allem durch die ihm beigegebenen Miniaturen, auf denen einige der damals üblichen Strafarten dokumentgetreu dargestellt sind.

Im Dortmunder Kunst- und Gewerbemuseum ist auch noch eine sogenannte Schandmaske zu sehen, wie sie verurteilten Verleumdern ehemals über den Kopf gestülpt wurde. So gezeichnet wurden sie dann an den Pranger gestellt. Auch ein solcher Pranger ist in Westfalen noch erhalten. Er befindet sich in dem schönen Städtchen Obermarsberg und wird im Volksmunde der Kot genannt. Das letzte Urteil ist im Jahre 1785 an diesem Pranger vollstreckt worden.

Neben solchen sichtbaren Zeugen alter Justiz, lebt die Erinnerung an die Rechtsprechung der Vergangenheit auch noch in einigen Straßennamen fort. So gibt es in Dortmund eine kleine Straße, die am Trissel heißt. Hier stand früher ein drehbarer Käfig, der sogenannte Trissel, in den man Betrauten steckte, die falsches Gewicht gegeben hatten. Der Käfig wurde dann solange gedreht, bis bei den Eingeschlossenen Erbrechen eintrat. Am einem alten Richtplatz erinnert die alte Radstraße und im ältesten Teil der Stadt liegt ein Platz, der am Friedhof heißt. Dieser Name ist auf eine alte Freistatt zurückzuführen, die schon in germanischer Vorzeit mit besonderen Rechten ausgestattet gewesen ist, zu denen auch das Recht gehörte, daß ein Uebeltäter, solange er sich an diesem Platze aufhielt, nicht verhaftet werden durfte. Und so ist denn auch dieser unbeachtete Straßenname ein Beweis dafür, daß wir in Westfalen auf einem alten, durch eine lange Vergangenheit geheiligten Rechtsboden leben.



Das Marktschwert,
das seit 1578 zu jedem Send (Markt) am Rathause Münsters i. W. herausgehängt wird

Die Rolandsäule in Obermarsberg

Im gleichen Ort ist auch noch eine alte Rolandsäule zu sehen, wahrscheinlich die einzige auf westfälischer Erde. Die Rolandsäule, deren berühmteste ja in Bremen steht, sind, wie die Marktkreuze und Marktschwerter, Zeichen alter Stadtfreiheit.

Photos u. Text: Erich Grisar.

Zwischen Himmel und Erde

Verwegene Fahrten mit dem Freiballon

Von der Erfindung des Freiballons durch die Gebrüder Montgolfier im Jahre 1783 bis heute hat es immer wagemutige Sportsleute gegeben, deren verwegene Fahrten dazu beitrugen, die Kenntnis der Menschheit über den Luftweg zu erweitern. In unserer neuen Artikelreihe „Zwischen Himmel und Erde" wollen wir einige dieser abenteuerlichen Fahrten behandeln, die es wert sind, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Die Schriftleitung.

Sprung über den Kanal

Es waren gerade zweieinhalb Jahre vergangen, seit die Gebrüder Montgolfier im „Journal de Paris" die Erfindung des Freiballons bekanntgegeben hatten, als der Franzose Jean Pierre Blanchard auf den Gedanken kam, eine Ueberquerung des Kanals mittels dieses neuen „Luftschiffes" vorzunehmen.

Selten sind so überragende Erfindungen, wie die des Freiballons seitens der Gebrüder Montgolfier vom Volke so gläubig aufgenommen und so tatkräftige gefördert worden. Meist mußte der Genius Spott und Widerstand auf sich nehmen, und fast nie konnte er den Triumph seiner Erfindung noch zu Lebzeiten erleben. Und so sehr Europa und Amerika und vor allem das begeisterte französische Volk das „Problem der freien Luftreise mit Menschen", das die Montgolfiers gelöst hatten, auch unterstützten, Pierre Blanchards Plan wurde zunächst nicht für ernst genommen. Hatte das französische Volk den Montgolfiers schon seit den ersten Tagen der Erfindung große und größere Summen zur Verfügung gestellt, hatten sich hohe und höchste Kreise für die Erfindung interessiert und ihr damit auch den wirtschaftlichen Erfolg gesichert, so stieß unser Kühner Blanchard plötzlich auf wenig Gegenliebe. Der Plan einer Ueberquerung des Meeres zwischen Dover und Calais in der Luft war ...aber für jene Zeiten zu gewaltig, erschien so phantastisch, daß selbst das flugbegeisterte französische Volk seinem Landsmann die Begeisterung versagte.

Aber Jean Pierre Blanchards Mut und Ausdauer waren stärker als die Apathie des Volkes, er hielt öffentliche Reden für seinen bevorstehenden Flug, bei denen er sammeln ließ, es gelang ihm auch, von den Naturforschern Frankreichs eine namhafte Summe zu erhalten, kurz, Blanchard erbrachte innerhalb kürzester Zeit die Mittel zur Beschaffung eines seinen Zwecken dienenden Ballons zusammen, und dann war endlich der Tag gekommen, an dem er seinen Plan ausführte.

Günstige Vorzeichen

Es war der 7. Januar 1785. Die Nacht war recht frostig gewesen, der Wind pfiff im Morgengrauen mit unverminderter Heftigkeit dem kühnen Ballonfahrer und seinem getreuen Mitfahrer John Jefferies, einem Engländer, um die Nase. Aber, was tat es, Blanchard stand vor der Vollendung eines der größten Werke, das man sich im 18. Jahrhundert erträumen konnte. Und noch eins konnte den kühnen Pionier an diesem Morgen froh stimmen: Das englische Volk war hinsichtlich der feine Landsleute, es war in großen Scharen nach den Klippen von Dover-Castle hinausgepilgert, und der Bürgermeister der Stadt hatte es sich nicht nehmen lassen, als Anteil an den Vorbereitungen für die Fahrt wenigstens die Frachtkosten für den aus Frankreich herübergeschafften Ballon zu tragen.

Den ganzen Morgen über war man damit beschäftigt, die Kugel, also nach unseren heutigen Begriffen die Ballonhülle, zu füllen. Endlich, um 12.45 Uhr, war die Füllung beendet; zwei kleine Ballons wurden aufgelassen, um die Windrichtung anzugeben, und in der Tat — es wehte der prachtvolle Nord-Nord-West! Wenn nicht alles schief ging, mußte der Ballon am jenseitigen Ufer bei Calais ankommen . . .

„Sie bewegt sich, schwebt . . ."

Um 1 Uhr mittags kündete Kanonendonner von dem Kastell in Dover den Zuschauern an, daß der Start jeden Augenblick erfolgen könne. Gebannt und vielleicht doch etwas ungewiß über den Ausgang der Reise zählte das Publikum die Minuten, bis sich die Gondel über den Felsen des Kastells erhob. Und endlich, sonderbarerweise dreizehn Minuten nach dem Kanonenschuß, wurde die Kugel sichtbar. In guter Laune und freundlich grüßend, schwebten Blanchard und Jefferies über den Köpfen der Engländer dahin — eines der abenteuerlichsten Unternehmen des Jahrhundert war gestartet.

Mutete die Reise zu jener Zeit auch höchst abenteuerlich an, so war Jean Pierre Blanchard doch keineswegs ein Abenteurer, der nur versuchen wollte, dem Geschick ein Schnippchen zu schlagen. Blanchard war ein überaus vernünftiger, wenn auch sehr kühner Mann. Das zeigt am besten ein zeitgenössischer Bericht über die Art seiner Vorbereitungen. Beide Luftfahrer hatten Korkwesten mit, damit sie sich im Falle eines Niedergehens auf das Wasser schwimmend retten könnten. Blanchard hatte auch an der Ballonhülle selbst ein Strickgeflecht anbringen lassen, in das sich die Reisenden bequem hineinsetzen konnten, falls es notwendig geworden wäre, den Ballonkorb aus irgendeinem Grunde abzuschneiden. An Ballast hatte Blanchard neun Säcke Sand mitgenommen, mit denen er hoffte, bis zum anderen Ufer zu gelangen. Wenn man schon aus jener Zeit einen Beweis für die Sportbegeisterung der Engländer haben will, so höre man, daß verschiedene englische Lords den Ballonfahrern Briefe an Verwandte in Frankreich mitgaben, und daß über die Ankunft der Post auf dem jenseitigen Festland Wetten abgeschlossen wurden.

Es droht, schief zu gehen

Die Fahrt klappte zunächst ganz herrlich. Stumm, aber unendlich stolz sahen die kühnen Piloten das Festland mehr und mehr entschwinden und sich auf das offene Meer getrieben. Der Nord-Nord-West hatte sich auf dem Wasser noch etwas verstärkt, so daß der Ballon mit größter Geschwindigkeit dem jenseitigen Ufer zutrieb. Schon war ein Drittel des Weges zurückgelegt, obwohl seit dem Start in Dover erst 37 Minuten vergangen waren, da bemerkten die beiden zu ihrem Entsetzen, daß der Ballon ohne ersichtlichen Grund absackte. Erst sank er in einer Höhe von etwa 800 Meter langsam, aber je tiefer er nach unten kam, wurde der Fall rapider. Schon sahen die Fahrer genau, wie die einzelnen Wogenkämme unter ihnen zu kleinen Wasserperlen zerschäumten, da warfen sie alles über Bord, was sie eingepackt hatten, einschließlich der adligen Siegelbriefe.

Die plötzliche Verringerung der Belastung bewirkte, daß der Ballon etwas stieg, aber das war viel zu wenig, zumal sich auch auf einmal die Fahrt verringerte. Und wieder sank die Kugel, so sehr, daß der Korb bin und wieder bei Luftschwankungen auf die offene See klatschte.

Sie warfen von sich, was sie von sich werfen konnten, sie zogen die Schuhe aus, warfen ihre Kleider und alles, was sie am Leibe hatten, ins Meer, sandten die Flasche Branntwein, die sie mitgenommen und erst ein wenig angetrunken hatten, zu den Fischen — sie entbehrten alles bis auf die zwei Schwimmwesten und die Stricke, mit denen sie sich an der Ballonhülle hielten.

Sie wollten schon ins Wasser springen

Blanchard hat seine Eindrücke, die er über diese ungewöhnliche Fahrt machte, später niedergeschrieben. Er sagt von den Minuten: Wir hatten schon den Vorsatz, auch die Stricke abzuschneiden und schwimmend unser Ziel zu erreichen, weil wir fürchteten, bei einem Absinken der Hülle mit in die Tiefe gezogen zu werden, da durchzuckte mich der Gedanke: Gerettet und du, das sind die ersten Menschen, die den Kanal auf dem Luftwege überqueren. Wir müssen aushalten und das Schicksal zu bezwingen suchen, auch wenn es uns das Leben kostet!

Und plötzlich, zwei Stunden, nachdem die Reise in Dover begonnen hat, bekommt auch die zerknüllte und fast völlig geleerte Ballonhülle wieder Auftrieb, ja sie schießen in die Höhe, als wollte der Himmel sie verschlingen, sie wenden den Blick nach unten — und erkennen, daß sie der Wind geradewegs der französischen Küste zuführt! Sie sehen bereits Calais, sehen die fruchtbaren Dörfer und Städtchen um die Feste herum, denken an den großen Triumph, den sie eben, wenn auch etwas zagend, im Begriffe stehen zu vollenden — und denken nicht daran, daß sie vollkommen unbekleidet sind. Der Wind meint es gut, er führt sie knapp über Calais hinweg, sie erkennen die Menschen in den Gassen, werden von ihren Landsleuten wiedererkannt, und erst jetzt bricht der Jubel Frankreichs über das Unternehmen los.

Ein Heißluftballon aus dem Jahre 1783, dem Geburtsjahr des Freiballons. (Aufn. Schwarz)

Pierre Blanchard hat unterdes die „Klappe" gezogen, aus der die „entzündbare Luft", wie man das Gas damals nannte, rauschend entweicht. Sie fallen rapide, geraten in dichtes Buschwerk, halten sich an den Aesten, reißen sich die Finger blutig und tragen am ganzen Körper schwere Schrammen und Quetschungen davon — aber sie halten sich fest, so fest, wie sie an der Durchführung ihres Planes gehalten haben.

Die gaffende Menge sieht zwei unbekleidete Menschen, die über und über mit Blut bedeckt sind, an den Bäumen herumturnen. Der Maire springt herzu und wirft Blanchard seinen Rock über, ein anderer hüllt Jefferies in sein purpurroterjertes Jackett — das Volk hat begriffen: Vive le roi, vive la France, vive Pierre Blanchard!

Calais überbietet sich in der Gunst, den beiden kühnen Rittern der Luft Ehre zu erweisen. Jean Pierre Blanchard bekam anderentags in festlicher Sitzung das Ehrenbürgerrecht zugesprochen. Und noch im gleichen Jahre wurde im Angedenken an diesen kühnen Flug über den Kanal ein Denkmal zu Ehren der beiden tapferen Luftfahrer Jean Pierre Blanchard und John Jefferies errichtet.

Der Weg zur Eroberung der Luft konnte nicht mehr weit sein!

Kurs Südfrankreich - Landung in Norwegen

Die deutsche Armee stand vor den Toren von Paris. Die Feste, seit Wochen und Monaten belagert, war rings im Umkreis von einem dichten Gürtel deutscher Truppen umgeben, daß auch nicht die geringste Möglichkeit bestand, durch den eisernen Ring hindurchzuschlüpfen.

Da kam den Parisern eine Idee. Die Ballone! Die Franzosen hatten schon viele Ballone in der Armee verwendet, auch war es in Paris, der Geburtsstadt des Freiballons, nicht schwer, neue Ballone in großer Anzahl herzustellen. So stand der französischen Armee 1871 die ungewöhnlich große Zahl von 150 Ballonen zum Abtransport der wichtigsten Dokumente und Wertgegenstände in das südliche Frankreich auf dem Luftwege zur Verfügung.

In das südliche Frankreich! Ja, das war wohl der Bestimmungsort der aufgestiegenen Ballone, unter deren Insassen wir auch Gambetta sehen. Viele Ballone kommen auch glücklich über die deutschen Linien, die Gewehre der Preußen tragen meist nicht so weit und so hoch, daß sie den entfliehenden Franzosen gefährlich werden könnten.

Der Ballon „Ville d'Orleans" führt wichtiges Depeschenmaterial mit sich. Zwei Gendarmerieoffizieren ist die wichtigste Post anvertraut worden, als „Bijutanten" hat man ihnen eine Brieftaube mitgegeben, der notfalls die Depeschen unter die Flügel gesteckt werden sollen.

Der Ballon erhebt sich majestätisch aus den Tuilerien, ein starker Nordost bringt ihn schnell über die deutschen Linien. „Voila, des Allemands", sagt der Ballonführer zu seinem Mitfahrer, als sich unter ihnen einige Wölkchen zeigen, die von deutschen Gewehrschüssen herrühren. „Ah, non", sagt der andere, „ce sont seulement des salutations, pour notre voyage."

In heiterer Stimmung fahren die beiden Offiziere, neue Ballone in großer Anzahl heraus ein Stück Weißbrot und ein Viertel Wein in dem ausgehungerten Paris aufgetrieben. Das schmeckt herrlich in einer solchen Höhe.

Am Horizont zieht eine Wolkendecke herauf, sie eilen mit großer Geschwindigkeit darauf zu, die Wolke scheint ihnen noch schneller entgegenzukommen. Sie geben Ballast, vergebens, sie kommen nicht darüber hinweg.

Im Hexenkessel

Für die nächste Stunde sind sie in einem wahren Hexenkessel. Es blitzt und kracht, es regnet, es stürmt. Der Hagel haut ihnen mit großer Gewalt ins Gesicht. Sie merken, daß sie mit größter Geschwindigkeit vorwärtsgetrieben werden, aber wohin? Sie haben die Orientierung verloren.

(Fortsetzung folgt)

Hilfe gegen Gicht und Rheumatismus.

Wer diese Plagegeister am eigenen Körper spüren mußte, wird sich freuen, ein altbewährtes Mittel zu wissen, das schon vielen Tausenden geholfen hat, die an Gicht oder Rheumatismus litten. Ich empfehle Ihnen solch ein Mittel, das seit mehr als fünfundzwanzig Jahren erprobt ist, und Sie sollen es selbst versuchen, ohne daß es Sie etwas kostet. Aber ehe ich Ihnen über die wohltätige Wirkung des Gichtsinat mehr sage, lesen Sie folgende Briefe:

Gelnhausen, Obermarkt 12, den 28. Februar 1937.

Nachdem ich 3 Packungen Gichtosinat genommen habe, bin ich von meinem schrecklichen Leiden Rheuma, Ischias und Gicht, was mich über 10 Jahre geplagt hat, gänzlich geheilt. Ich war schon ganz verzweifelt, da ich 74 Jahre alt bin. Nun nehme ich noch als Nachkur eine Packung. Sollten sich wieder Schmerzen einstellen, so greife ich sofort wieder zu Gichtosinat. Jedenfalls werde ich das Mittel allen Leidenden empfehlen und sage ich Ihnen meinen besten Dank.

Frau Elisabeth Hannes.

Brachfeldt über Halle/Saale, den 29. 4. 36.

Teile Ihnen mit, daß ich mich nach vogelmäßigem Nehmen Ihres Gichtosinat wieder gesund fühle. Ich habe die letzte Serbung als Nachkur benutzt. Kenne Ihre Gichtosinat-Tabletten nur bestens empfehlen. Sage Ihnen hiermit meinen besten Dank.

Walter Klingsporn, Schmiedemeister.

Solche Briefe besitze ich in überaus großer Zahl, und alle sind Ausdruck der Anerkennung und Dankbarkeit dafür, daß Gichtosinat geholfen hat. Da Gichtosinat die hauptsächlichsten Bestandteile bekannter natürlicher Heilbrunnen enthält, die sich bei Gicht und Rheumatismus bewähren, behebt es nicht nur vorübergehend die Schmerzen, sondern es bekämpft die Krankheiten von innen heraus und hat keinerlei schädliche Nebenwirkungen.

Sie können kostenlos und portofrei eine Probe Gichtosinat mit weiteren Aufklärungen und genauer Gebrauchsanweisung erhalten, wenn Sie Ihre Adresse senden an: Max Dutz, Abt. Gichtosinat, Berlin Nr. 617, Friedrichstraße 19.

Gichtosinat ist in allen Apotheken zu haben.

Stanley KLÄRT DEN FALL

Kriminalroman von Hanns Stehle

8. Fortsetzung

„Ausgeschlossen. Hier haben wir sozusagen noch ein Duplikat davon — sehen Sie." Nagais Gehilfe kramte in den Koffer, öffnete ein Etui und brachte tatsächlich einen Dolch zum Vorschein, der dem ersten ganz auffällig glich — die Schnitzart an Heft und Scheide war nahezu dieselbe. „Sehen Sie, da ist kaum ein Unterschied."

„Wahrhaftig." Inspektor Szalk schien überzeugt. „Die Feststellung war mir sehr interessant. Ich nehme an . . ."

Er wurde unterbrochen. Die Tür sprang auf, und der Japaner trat ein, warf einen vernichtenden Blick auf den Besucher und erkundigte sich nach seinen Wünschen.

„Oh — ein Herr von der Presse," gab Harry zur Antwort. Aber der Inspektor kehrte lächelnd den Aufschlag seines Rockes um, ließ eine Marke sehen und erklärte:

„Leider stimmt das nicht. Ich habe die Aufgabe, Herr Nagai, Sie zu verhaften. Ich bitte Sie, mir sofort zu folgen."

Der Japaner stand wie versteinert. Kein Zug in seinem glatten, dunklen Gesicht änderte sich. Nur in den Augen glomm ein beunruhigendes Feuer auf. Schließlich fragte er:

„Weshalb — beschuldigt man mich?"

„Leugnen Sie, daß dieser Dolch Ihnen gehört?" Szalk hielt ihm das Mordinstrument hin.

Der Japaner warf einen kurzen Blick darauf, sah einige Augenblicke auf Harry und erwiderte nichts.

„Mit diesem Instrument," fuhr Szalk fort, wurde der Mord im Schlafwagen ausgeführt. Da Sie der Eigentümer sind, ist Ihre Schuld oder Mitschuld — als erwiesen anzusehen."

„Das scheint ein Trugschluß zu sein," Nagai lächelte. „Wenn ich der Mörder wäre, würde ich seinen Gehilfen haben, der ausplaudert. Dann würde ich auch nicht Dolche mitführen, die ganz ähnlich sind — Sie verstehen?"

„Aber Sie geben zu, daß dieser Dolch aus Ihrem Besitz stammt?"

„Ich — erkenne ihn wieder. Er ist mir auf der Reise gestohlen worden — seitdem vermisse ich ihn."

„Jawohl, das stimmt. Das gleiche hat Herr Nagai auch mir gesagt," mischte sich Harry ein, der die Entwicklung der Dinge mit Empörung verfolgt hatte und Szalk böse Blicke zuwarf. „Sie können nicht leugnen, daß ich Ihnen vorhin genau dasselbe mitgeteilt habe. Der Dolch ist Herrn Nagai abhanden gekommen."

„Das kann jeder sagen! Diese Ausrede kennen wir! Warum haben Sie denn den Verlust nicht längst gemeldet?"

„Wenn die Wahrheit zu sagen ist — ich habe nicht viel Vertrauen zu der Polizei."

„Sie haben doch sicherlich gelesen, daß der Mord mit einem Dolch verübt wurde. Da hätten Sie sich um so eher melden müssen!"

„Oh — es gibt viele Dolche! Wie sollte ich wissen, daß gerade der meinige sein in Frage? Außerdem kenne ich ein Sprichwort: Laufe nie zur Polizei, es bringt immer Aerger."

„Ein wahres Sprichwort," rief Harry lachend. Aber der Inspektor wies ihn zurecht und fuhr dann — an Nagai gewandt — fort:

„Wo befindet sich Ihr sauberer Komplice?"

„Wen meinen Sie?"

„Nun — den Hellseher — diesen Herrn Madras!"

„Das weiß — — ich nicht."

„Nun, wir werden ihn schon zu finden wissen. Ich muß Sie jetzt ersuchen, mir zu folgen. Widerstand ist aweclos. Die Eingänge sind von meinen Leuten bewacht."

„Bitte, ich bin bereit." Anscheinend willenlos und ergeben ließ sich der Japaner abführen und in das Polizeiauto bringen, das in der Nähe wartete.

„Das wäre Nummer eins," sagte Szalk befriedigt und rieb sich die Hände. Er fuhr dann, zusammen mit seinem Kollegen Gyor rennet, es stürmt. Der Hagel haut ihnen mit großer Gewalt ins Gesicht. Sie merken, daß sie mit größter Geschwindigkeit vorwärtsgetrieben werden, aber wohin? Sie haben die Orientierung verloren.

(Fortsetzung folgt)

Madras sah um sich, als ob er nach einer Fluchtmöglichkeit suche.

„Völlig aweclos," versicherte Szalk etwas spöttisch. „Das Haus wird bewacht. Sie müssen sich fügen!"

„Das ist eine tolle Unverschämtheit!" Madras schrie laut, sein Gesicht verzerrte sich. Ich protestiere dagegen, daß eine unfähige Polizei ihren Schabernack mit mir treibt!"

„Also los!" drängte Szalk. „Sonst lege ich Ihnen Handschellen an."

„Seien Sie doch vernünftig, Herr Inspektor! Sie können mich doch nicht verhaften; ich bin die Attraktion des Royal-Varietés, ich muß heute abend unter allen Umständen auftreten!"

„Leider unmöglich. Darauf kann ich keine Rücksicht nehmen!"

„Das gibt einen Skandal. Der Schaden wird Tausende betragen, verstehen Sie denn nicht?"

„Möglich. Aber das geht mich nichts an."

„Ich mache Sie haftbar, Sie und die ganze Polizei, haftbar für jeden Ausfall! Genau wort: Laufe nie zur Polizei, es bringt immer Aerger."

„Ein wahres Sprichwort," rief Harry lachend. Aber der Inspektor wies ihn zurecht und fuhr dann — an Nagai gewandt — fort:

„Wo befindet sich Ihr sauberer Komplice?"

„Wen meinen Sie?"

„Nun — den Hellseher — diesen Herrn Madras!"

„Das weiß — — ich nicht."

„Nun, wir werden ihn schon zu finden wissen. Ich muß Sie jetzt ersuchen, mir zu folgen. Widerstand ist aweclos. Die Eingänge sind von meinen Leuten bewacht."

„Bitte, ich bin bereit." Anscheinend willenlos und ergeben ließ sich der Japaner abführen und in das Polizeiauto bringen, das in der Nähe wartete.

„Das wäre Nummer eins," sagte Szalk befriedigt und rieb sich die Hände. Er fuhr dann, zusammen mit seinem Kollegen Gyor davon, und zwei weiteren Beamten, zur Hornst ucca. Man traf aber Madras nicht in seiner Wohnung an. Dennoch wurde er kurze Zeit später — der Fahndungsdienst arbeitete diesmal prompt — ausfindig gemacht. Er hielt sich in der Agentur der „Neuen Pester Chronik" auf.

Als die Inspektoren eintraten, empfing sie Herr Bratt. „Ah, die Herren von der Polizei. Wir kennen uns ja schon. Gut, daß Sie kommen, das trifft sich wirklich ausgezeichnet. Herr Madras ist hier und beansprucht die ausgesetzte Belohnung. Wir können ihn nicht losbekommen."

„Na, das werden wir gleich haben. Führen Sie uns nur hinein!"

Der Hellseher, in völlig schwarzem Anzug und Mantel, saß in einem Klubsessel, aus dem er sich nicht erhob, als die Beamten eintraten.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?" begann Szalk in ziemlich barschem Ton.

Madras lächelte flüchtig. „Aber natürlich! Ein Mann, den ich einmal im Leben — und wenn es auch nur eine Sekunde ist — gesehen habe, bleibt unvergessen."

„Da gratuliere ich Ihnen zu Ihrem Gedächtnis! Um zur Sache zu kommen: Sie haben da einen Streit mit Herrn Bratt —"

„Streit wäre zuviel gesagt. Ich bin da, um meine berechtigten Ansprüche zu stellen. Die Redaktion der „Neuen Pester Chronik" hat eine Belohnung von 30 000 Dollars demjenigen zugesagt, der den Mörder entlarvt. Und das ist mir ja gelungen."

„Das stimmt nicht — das stimmt nicht," fiel Bratt erregt ein. „Gleichzeitig haben wir die Bedingung gestellt, daß unser verschwundener Chef, Mr. Stanley, gefunden wird."

„Ein grundlegender Irrtum! Es heißt ausdrücklich: oder. Das eine oder das andere! Bitte, hier ist die betreffende Nummer! Der Fall liegt sonnenklar. Da brauchen Sie wirklich keine Polizei . . ."

„Vielleicht doch," unterbrach Szalk. „Ehe Sie Ihre Belohnung einheimsen, muß der wirkliche Mörder erst gefunden sein! Begreifen Sie? Und leider sind wir auf einen Betrug hereingefallen."

„Was soll das heißen?"

„Nun — es hat sich herausgestellt, daß das Mordwerkzeug Eigentum des Japaners ist! Er hat bereits gestanden. Sie stecken mit ihm unter einer Decke und haben die Scheibe dazu dem Oberst ganz einfach in die Tasche praktiziert, und das ist ja wirklich kein Kunststück für Sie!"

„Sie sind verrückt!" Madras sprang auf. „Der Oberst ist schuldig, und ich kann mit gutem Recht die Belohnung verlangen."

„Sparen Sie Ihre Worte, Madras!" Oberst Rosso ist nach den neuesten Feststellungen unschuldig an dem Mord. Der Polizeichef wird seine Freilassung sofort verfügen. Sie dagegen muß ich hiermit verhaften!"

„Was um Gottes willen? — So sprechen Sie doch!"

„Soeben ist Dagmar Wendland in der Wohnung des Psychologen Madras verhaftet worden."

Doktor Zorn wurde schneeweiß und hielt sich mit einer Hand am Schreibtisch fest. „In seiner Wohnung?" Er vermochte nicht weiter zu reden.

Sopron nickte. „Damit haben wir nun endlich den Mordfall im Nachtexpreß geklärt."

Und als der Dozent zurückfragte: „Wie meinen Sie das?" gab er entschlossen die Auskunft:

„Dagmar Wendland ist Madras' Geliebte und hat mit ihm zusammen ihren früheren Liebhaber aus dem Wege geräumt."

Es verging eine ganze Weile, bis Doktor Zorn den Sinn dieser Worte zu fassen begann.

*

An einem strahlend schönen Vormittag schlenderte ein eleganter Herr im hellgrauen Sakko durch eine der belebtesten Straßen Roms. Er verweilte da und dort vor den Schaufenstern, zupfte sich den modischen Binder zurecht, warf ab und zu Blicke zum wolkenlosen Horizont, pfiff eine Melodie vor sich hin, brach aber plötzlich ab, wohl weil ihm einfiel, daß ein so offenkundiger Ausdruck von guter Laune auf der Straße nicht üblich ist. Er besann sich jetzt auch offenbar auf den Zweck seines Spaziergangs, beschleunigte seine Schritte und trat schließlich durch das große Eingangsportal der Victoria-Bank. Im Schalterraum grüßte er laut und freundlich und stieg, ohne auf die Umgebung zu achten, die Treppe empor, über der die Aufschrift prangte: Zur Direktion. Unter dem Arm trug er, was erst jetzt auffiel, eine kleine Ledermappe, die ziemlich gefüllt schien.

Im Schalterraum ging indessen etwas Merkwürdiges vor: Die Beamten, die hinter der Glaswand den Ankömmling beobachtet hatten, haben aus, als ob sie in Salzsäulen verwandelt wären; einige vergaßen, den Mund, den sie unwillkürlich geöffnet hatten, wieder zu schließen, und starrten sich fassungslos an. Die wenigen Kunden, die anwesend waren, bemerkten mit großem Erstaunen diese allgemeine Verblüffung des Personals und wunderten sich sehr.

Der elegante Herr, der Ursache dieser Verwunderung war, stieg mittlerweile unbekümmert die Treppe vollends hinauf, betrat ein Zimmer mit dem Schild „Privatkontor" und setzte sich hinter den Schreibtisch in einen bereitstehenden Ledersessel. Ganz gemächlich entnahm er einem Kasten eine Zigarre, zündete sie umständlich an, tat ein paar Züge, und sah sich dem Genuß des Rauchens eine Weile unbekümmert hin. Dann drückte er auf einen Klingelknopf.

Es verging zwei Minuten, ohne daß sich jemand zeigte. Endlich erschien ein betreßter Bon und blieb mit allen Zeichen des Entsetzens in der Nähe der Tür stehen.

„Die Prokuristen sollen kommen", befahl der Herr im Sessel gleichmütig, und der Bon, unfähig, auch nur ein Wort zu erwidern, zog sich, so schnell er konnte, zurück.

Jetzt erhob sich der Mann, schloß einen kleinen Kassenschrank auf und machte sich eine Zeitlang an allerlei Papieren zu schaffen, ließ sich dann wieder behaglich nieder, rückte an seiner Zigarre und wartete geduldig. Endlich — eine Viertelstunde mochte vergangen sein — wurde ein schwächliches Klopfen vernehmbar. Die Tür ging auf, drei Herren traten nacheinander ein — richtiger gesagt: sie schoben sich ins Zimmer und blieben in einiger Entfernung respektvoll stehen.

„Aber so treten Sie doch näher meine Herren", forderte der Mann am Schreibtisch sie auf.

Die drei, dunkel gekleidet und mit Hornbrillen, rückten gleichmäßig vor, stellten sich dicht vor dem Schreibtisch auf und der Länste und offenbar Aelteste begann mit unsicherer Stimme:

„Verzeihung, Herr Torcello, wir begreifen das nicht — wir dachten . . ."

„Was denn?"

„Nun, es stand ja in allen Zeitungen. Ich bin gewissermaßen fassungslos — ich . . ."

Er schwieg und fuhr sich mit seinem Taschentuch über die schweißbedeckte Stirn.

„Aber so reden Sie doch!" dröhnte der mit Torcello Angesprochene und lehnte sich im Sessel zurück. „Was ist denn los? Warum führen Sie sich denn so — so sonderbar auf?"

„Sonderbar?" stotterten die drei und sahen sich an.

„Ja — das sieht doch jedes Kind — haben Sie einen Nervenschock — oder was gibt es eigentlich?" Diese Worte kamen aus einer ärgerlichen Wutgrimasse.

„Aber nein, gar nichts . . ."

„Wollen Sie doch mal mit der Sprache heraus, Signor Marco!"

Marco — er hatte bisher den Sprecher gemacht — holte tief Atem und sagte: „Sind Sie denn wirklich noch am Leben, Herr Torcello?"

Große Ueberraschung. Was soll denn das heißen? Bieten Sie mich für tot?"

„Aber . . . haben Herr Torcello denn keine Zeitung gelesen?"

„Nein, ich war froh, daß ich vierzehn Tage meine Ruhe hatte."

„So leben Sie denn wirklich?" Die drei Prokuristen zeigten einen so ehrlichen, erfreuten und gerührten Gesichtsausdruck, daß Torcello laut auflachte.

An der Unter-Weser bei Bodenwerder (Zander, M.)

„Aber hören Sie mal! Ich staune. Man hält mich hierzulande anscheinend für begraben, während ich meine sterblichen Ueberreste ganz gemütlich Tag für Tag in der schönsten Luft spazieren führte."

„So wissen Sie wirklich nicht —" — Marco stotterte —, „daß Sie im Erpreßzug nach Budapest ermordet worden sind?"

„Wie bitte?" Torcello nahm die Zigarre aus dem Mund. „Sagen Sie das nochmal — ich höre wohl nicht recht . . ."

„Angeblich, versteht sich", beeilte sich Marco hinzuzufügen. „Nicht in Wirklichkeit. Herr Torcello sitzen ja zu unserer aller Freude gesund und wohlbehalten vor uns."

„Kann man wohl sagen . . ."

„Aber trotzdem — alle Zeitungen waren voll von dem Mordfall. Im Schlafwagen ist er geschehen. Eine Menge Leute sind in Budapest wegen dieses Verbrechens verhaftet worden."

„Höchste Zeit, daß die Aermsten in Freiheit gesetzt werden."

„Aber man fand doch eine Leiche! Jemand ist doch ermordet worden . . ."

„Ich jedenfalls nicht." Torcello steckte sich eine neue Zigarre an.

„Aber wer denn dann?"

„Das ist mir herzlich gleichgültig. Hauptsache, daß ich mich wohlfühle. Also zur Sache, meine Herren — Sie sehen, ich lebe, und wenn man das Gegenteil behauptet, so lassen Sie bitte, daß die Nachricht dementiert wird."

„Natürlich — sofort! Der Nachruf war also ebenfalls überflüssig."

„Was für ein Nachruf?"

„Nun —" Herr Marco hüstelte, während die anderen Herren die Augen niederschlugen — „auf die Nachricht Ihres Todes hin haben natürlich die Beamten der Victoria-Bank einen Nachruf in die Zeitungen gesetzt."

„Darf ich den mal sehen?"

Der Kleinste der Prokuristen zog ein Zeitungsblatt aus der Brusttasche und breitete es vor Torcello aus. „Dies haben wir aufgesetzt . . ."

Der Bankier las laut vor: „Die Nachricht von dem furchtbaren und jähen Ende unseres hochverehrten Chefs, des Bankiers Herrn Luigi Torcello, trifft uns alle schmerzlich. Die immerwährende Freundlichkeit haben den Verblichenen zu einem Vorgesetzten gemacht, unter dem zu arbeiten uns allen Ehre und Freude zugleich war. Er war ein Mann, der jeden einzelnen durch das leuchtende Vorbild seines Könnens und seiner Arbeitsamkeit reichlich entlohnte. Sein Andenken wird uns unvergeßlich sein."

Torcello sah auf. „Schön haben Sie das gesagt. Immerwährende Freundlichkeit" — ich denke, ich muß strenger verfahren, wie? Wirklich ideal, meine Leute — durch das Vorbild meines Könnens und meiner Arbeit reichlich entlohnt — sehr ideal, meine Herren! Ich glaube, ich kann Ihnen allen die Gehälter etwas kürzen — Sie hängen ja so gar nicht am Materiellen."

Drei Augenpaare studierten den Fußboden.

„Sehr schön, ich bin wirklich gerührt." Torcello faltete das Blatt wieder zusammen. „Aber nun Scherz beiseite! Was gibt es von Geschäft zu berichten?"

„Die Nachricht von Ihrem . . ." Marco zögerte — „Ihrem Ende hatte eine gewisse Erregung ausgelöst. Mehrere Kunden wünschten ihre Depots zurückauerhalten, da sie . . ."

„Nun, was denn?"

„Da sie für die Sicherheit ihrer Einlagen anscheinend fürchteten."

„Diese Idioten!"

„Wir haben mehrere Guthaben daraufhin zurückgezahlt. Natürlich, taten wir alles nur Mögliche, um eine Panik zu verhüten. Es gelang unseren vereinten Bemühungen auch, der Gefahr Herr zu werden."

„Gott sei Dank!"

„Allerdings — seit einigen Tagen sind Buchprüfer und Kontrolleure hier."

„Kontrolleure?"

„Ja, von der Regierung beauftragt. Man hat anscheinend einen Skandal vermutet und wollte sich über die Stabilität unserer Bank vergewissern."

„Eine Unverschämtheit! Da soll doch gleich . . ."

„Habe ich auch gesagt — gewiß, Herr Torcello, Sie dürfen versichert sein, Ihre Interessen werden, so gut es ging, wahrgenommen, aber . . ."

„Wo sind diese Leute?"

„Sie revidieren augenblicklich noch in der Buchhaltung."

„Führen Sie diese Kommission — oder den Rädelsführer davon augenblicklich zu mir! Verstehen Sie?"

„Sofort. Soll gleich geschehen. Ich möchte nur nochmals — in unserer aller Namen —", Marco sah auf seine Kollegen, „nochmals unserer Freude und Genugtuung Ausdruck geben, daß Sie, verehrter Herr Bankier, noch mitten unter den Lebenden weilen . . ."

„Schon gut. Führen Sie jetzt meinen Auftrag aus!"

Die Prokuristen zogen sich zurück. Wenige Augenblicke später trat ein Herr ein, der sich als Beauftragter der Polizei auswies und als bereidigter Buchprüfer vorstellte. „Sie müssen begreifen", erklärte er einleitend, „nachdem Ihr Ableben amtlich sozusagen feststand, und gewisse Gerüchte . . ."

„Gerüchte?" Torcello runzelte die Stirn. „Ich wüßte nicht . . ."

„O doch. Es liefen gewisse Gerüchte um — kurz, die Behörde sah sich veranlaßt, eine Nachprüfung vornehmen zu lassen. Wir arbeiten seit mehreren Tagen daran und sind nahezu am Ende . . ."

„Aha. Und darf ich nach dem Ergebnis fragen?"

„Das steht eigentlich noch nicht endgültig fest — allerdings soviel ist bereits zu sehen, scheinen die Verbindlichkeiten nicht voll gedeckt. Es fehlen Gelder, Herr Torcello. Wenn sich nichts Wesentliches ändert, wird die Konkurserklärung nicht zu vermeiden sein."

„Was Sie nicht sagen!" Der Bankier lächelte ironisch. „Es fehlen Gelder! Haben Sie sich auch wirklich genau überzeugt?"

„Aber gewiß. Die Tresore sind genau überprüft worden."

„Auch dieser hier?" Torcello deutete auf den kleinen Kassenschrank zu seiner Rechten. Der andere blickte erstaunt. „Der noch nicht."

„Dann darf ich Sie bitten, auch hier einmal nachzuzählen. Hier sind die Schlüssel."

Ueberrascht nahm der Kontrolleur die Schlüssel in Empfang, öffnete den Schrank, sah sich einer großen Anzahl Geldbündel gegenüber, die aus Tausend-Lire-Noten bestanden. Rasch zählte er nach und erklärte nach einigen Minuten: „Das ändert die Sachlage. Der Kassenbestand ist ja wesentlich höher, als ich bis jetzt annehmen konnte! Gehören denn diese Summen restlos der Bank?" — „Natürlich!"

„Warum verwahren Sie sie denn hier, in Ihrem Privatkontor?"

„Herr Kontrolleur, das sind ja wohl meine Angelegenheiten! Ich kann schließlich mein Geld in den Tresor legen, der mir paßt."

„Bitte sehr! Ich wollte Sie nicht belästigen. Unter diesen Umständen möchte ich mich zurückziehen. Ich freue mich, meiner Behörde berichten zu können, daß keinerlei Bedenken gegen die Geschäftsführung der Victoria-Bank bestehen. Ich darf mich verabschieden . . ." Der Beamte grüßte kurz und verließ den Raum.

*

„Sensation . . . Bankier Torcello lebt . . . ein Ermordeter wiedererstanden! Was geschah damals im Schlafwagenabteil 105? . . . Was sagt die Behörde, die den Fall verfolgt? Wir fragen . . . das Publikum fragt . . . die Welt fragt . . ."

Die Rotationsmaschinen arbeiten unter Hochdruck und werfen fette Schlagzeilen in die Oeffentlichkeit. Die Austräger verkünden die Neuigkeit an hundert Straßenecken — sie schrien sich heiser und lockten die Käufer. Und die Leser verschlangen die Berichte und wunderten sich, daß im aufgeklärten Zeitalter ein so phantastischer Vorgang möglich sei.

Im Budapester Polizeigebäude besprachen sich der Polizeichef Sopron, der Untersuchungsrichter von Karczag und Staatsanwalt Vásáry. Der letztere hatte sich neuerdings des Falls angenommen, da die Voruntersuchung als abgeschlossen galt.

Sopron ging mit großen Schritten auf und ab, schwenkte dabei ein Zeitungsblatt: „Verfluchte Geschichte! Ich habe es schon immer gesagt. Aber das neueste Ereignis schlägt dem Faß den Boden aus! Kein Mensch kennt sich in diesem Affentheater mehr aus!"

„Das möchte ich nun meinerseits nicht behaupten", begegnete der Staatsanwalt — ein wohlgenährter Mann in mittleren Jahren — diesem Ausbruch. „Ich habe die Akten, zusammen mit Herrn von Karczag, aufs genaueste gesichtet und sehe nun ziemlich klar."

„So, ziemlich . . ." Sopron blieb stehen. „Ich habe im Anfang auch geglaubt, ziemlich klar zu sehen. Aber allmählich verschwimmt mir die Sache vor den Augen." Er lachte nervös auf. „Lesen Sie nur diesen Artikel in der neuen Pester Lloyd!"

Herr von Karczag nahm das Blatt und las einen rot angezeichneten Artikel vor: „. . . Im D-Zug ist ein Mord geschehen. Die maßgebenden Leute nehmen eine Masse Verhaftungen vor, lassen aber — wie sich dann herausstellt — immer die falschen Leute, fahren an, wie zuvor, drei Personen verschwinden, die von der Verbrecherbande wahrscheinlich ganz einfach verschleppt worden sind. Und zum Schluß stellt sich heraus, daß der angeblich Ermordete in Rom gesund und munter spazierengeht."

„Natürlich das Blatt des Amerikaners!" Sopron machte seinem Unmut Luft. „Und weil der Verleger verschwunden ist, verliert dieser Herr Brott völlig den Kopf."

„Nur die Ruhe bewahren!" beschwichtigte Herr von Karczag. „Die Oeffentlichkeit ist schon genug erregt. Man muß sich jetzt vor übereilten Handlungen hüten. Wir müssen den Fall klären. Es geht jetzt natürlich um unser Ansehen meine Herren. Wie soll man sich nun die neueste Meldung über Torcello erklären?"

„Natürlich ein Schwindler!"

Der Staatsanwalt lächelte.

„Ein Mensch, der sich wichtig machen will, um in die Zeitungen zu kommen. Das ist nichts Neues."

„Sie meinen also, die Person, die in Rom als Bankier Torcello auftritt, sei in Wirklichkeit . . ."

„Ja, ja, ich wiederhole, ein Schwindler. Ich bege nicht den geringsten Zweifel."

„Sie können recht haben. Irgendein Hochstapler hat sich die Sache vielleicht zunutze gemacht, tritt in der Maske des Bankiers auf und macht die Bank noch um einige Lire leichter. Ich wette, daß der Mann in diesem Augenblick schon wieder von der Bildfläche abgetreten ist."

„Anzunehmen", meinte Herr von Karczag. „Jedenfalls müssen wir uns sofort mit der Polizei in Rom in Verbindung setzen. Die Kollegen dort sollen dem Wiedererstandenen genau auf den Zahn fühlen . . ."

„— sofern er noch dreifbar ist."

„Gewiß. Und dann werden wir ja wissen, woran wir sind. Wollen Sie gleich ein dringendes Telegramm durchgeben?"

„Sofort." Sopron erhob sich. „In spätestens einer Stunde bringe ich die Antwort." Eilig verließ er das Zimmer.

(Fortsetzung folgt)

Welt der Frau

„Die Trauben hingen gleich Pfunden"

Die Weinjahre der Annette von Droste-Hülshoff zu Meersburg

Wenn wir im weinfrohen Herbst in der lauten Fröhlichkeit der Winzerfeste oder in der warmen Gemütlichkeit der Trinkstuben den duftigen Tropfen, das Blut der Rebe, mit Worten aus Dichtermund preisen, wissen wohl nur wenige, daß Deutschlands größte Dichterin, Annette von Droste-Hülshoff, die letzten Jahre ihres Lebens selbst eine — wie sie sagt — „potente" Weinbergbesitzerin gewesen ist, und das mit Liebe und vielem Eifer. Sie hat, weitab aller Poesie, in ihrem starken Sinn für die Wirklichkeit die Güte der Traube und ihren Ertrag kalkuliert und in klingende Münze umgerechnet. Sie hat sich wie jeder gute Winzer um die Lese gesorgt und über das reiche Glück, das sie mit ihrem Weinberg im allgemeinen gehabt, sich aufrichtig gefreut.

Wer das alte farbige, rebenumkränzte Meersburg am Bodensee besucht, liest sicher auch zum alten Schloß des Königs Dagobert hinauf, und weilt voll Ehrfurcht auch in jenem Turmgemach mit dem einzigartigen Blick über den See, darin die große Tochter des fernen Westfalen die schweren Jahre ihrer Krankheit zubrachte. Wenn sie auch die Liebe und die Sorge ihrer Schwester und ihres Schwagers umgab, so sehnte sich die „Einsiedlerin vom Rüschhaus" doch auch hier in eine tiefere Einsamkeit zurück. Da kam ihr im Herbst des Jahres 1843 der Verkauf des Meersburger „Fürstenhäusle" gelegen. Sie nahm die günstige Gelegenheit wahr und erstand das sonnige Besitztum für 400 Reichstaler. Unter dem 12. April 1844 i stdie Uebereignung des Besitzes an „die Annette Freyin von Droste-Hülshof" im Grund- und Pfandbuch von Meersburg verzeichnet.

„Man sieht es gleich am Thore, wenn man zum Fügel geht" und „ungefähr auf halbem Wege zum Frieden, links ganz hoch", so bezeichnet die Dichterin in einem Briefe an ihre Freundin Elise Rüdiger die Lage des kleinen zweistöckigen Häuschens, das in lustiger Höhe den Weinberg krönt und von wo aus man eine unvergleichliche Sicht über den See und die fernen Berge bis in die Schweiz hat. Der Westhälin, deren Heimat die eintönige und melancholische Landschaft der münsterschen Tiefebene ist, geht fast das Herz über vor all der vielfältigen Pracht, die sich von der Veranda ihres Weinhäuschens ihrem Blicke bietet. Sie kann sich nicht genug tun, in ihren Briefen an ihre Freundinnen und Bekannten die Reize des Fernblicks zu schildern. Direkt unter dem Berg liegt das Schloß und die Stadt, auf deren altägliche Betriebsamkeit sie in Ruhe hinabschauen kann. Das „Fürstenhäusle" oder auch das „Fuggerhäusle" wie es die Meersburger nach seinem Erbauer, dem Konstanzer Domherrn und späteren Bischof Jakob Fugger nennen, ist Annettes ganzer Stolz und ihre große Freude in den Meersburger Jahren; es ist ihr Rückhaus in fremdem Land, da sie ihrem Träumen und Dichten in aller Zurückgezogenheit nachgehen kann.

Aber ihr Sinn ist viel zu sehr aufs Praktische und Reale gestellt, als daß sich die Dichterin nicht auch gleich um die Bewirtschaftung des Weinberges gekümmert hätte. Schon in dem erwähnten Briefe an Elise Rüdiger schreibt sie über ihre Pläne sehr ausführlich: „Ich habe nichts zu tun, als die nächsten Rebenreihen aufranken zu lassen und die kleine Rotunde in der Mitte zu belauben, wozu ich nur drei oder vier Weinstöcke wegzunehmen und die dahinterstehenden zu benutzen habe, in zwei Jahren kann alles dicht und schattig sein. Was sagen Sie dazu? — Die Reben hat der alte Bischof mit aus Baste gewählt, Burgunder, Traminer, Gutedel etc. und die eine (Sonnen-) Seite des Abhanges bringt solchen Wein als Lafberg (Annettens Schwager) Ihnen vorgesetzt, die andere geringeren. So kann ich also in guten Jahren auf zehn Ohm vortrefflichen und ebenfoviel mittelmäßigen Wein rechnen. Grad hinter dem Hause, wo der Schatten beschützen den Reben mehr schadet, will ich diese ausroden, dem Boden gleich machen und eine kleine Blumenterrasse, nicht groß genug zum Spazierengehen, aber angenehm fürs Auge mit lang und reichlich blühenden Blumen, Georginen, Rosen, Levkojen etc. bepflanzen lassen. O, Sie sollen sehen, ich mache ein kleines Paradies aus dem Reichen!" Freilich, ganz so goldig, wie Annette hier ihren Weinberg malt, war er nicht. Aber die starke Liebe zur Natur, die ihr stets eigen war, hat sie wohl aus lauter Freude an leichter Uebertreibung veranlaßt; hatte sie doch jetzt ein Fleckchen eigene und freie Erde, zu dem sie aus ihrem Turm hinausfliehen konnte. Nur an ihren vertrauten Freund Levin Schücking schreibt sie auch über die Schattenseiten ihres neuen Besitzes, daß die Reben, zuerst alles gute Sorten, dann aber schlecht gehalten gewesen sind, so daß sie froh ist, wenn sie in den ersten Jahren nichts zuschießen braucht. Schücking hat die Dichterin im Mai 1844 auch im ihrem „Tusculum besucht. „Wunderlich rot, blau und grün war er angestrichen, dieser bewohnbare Pavillon", äußert er sich. Es war in diesen Tagen das letzte Mal, daß sie zusammen waren.

Allzu lange hat sich die Winzerin Annette ihres Besitzes nicht erfreuen dürfen. Als sie nach Meersburg zu ihrem Schwager zog, war sie eine kranke Frau, und auch die Luft der südlichen Sommer und die Sonne der zauberhaften Landschaft haben ihr Brustübel nicht zurückzudrängen vermocht. Als wieder, wie Annette es so oft gesehen und besungen, im Jahre 1848 der Frühling von den Hängen des Säntis an den See hinabstieg, setzte sich der Tod zu ihr ans Krankenbett. Das Grab in der Heimat, das sie sehr sich gewünscht, blieb ihr verlagt.

Das „Fürstenhäusle" blieb im Besitz der Familie. Jetzt verwaltet es die Witwe des

Annettes Jugendbildnis aus dem „Fürstenhäusle" Bilder (2) mit Erlaubnis der Leitung des Droste-Museums in Meersburg

Freiherrn Karl Droste zu Hülshoff, Marie geb. Freiin von Bothmer. Sie hat in den Parterreräumen des Häuschens ein kleines Museum zusammengestellt und der Oeffentlichkeit zur Besichtigung freigegeben. Wer sich die Mühe macht und zum „Fürstenhäusle" hinaufklettert, wird vom Persönlichen etwas finden, was zum Wesen der Dichterin gehörte. Er wird sich an der unvergleichlichen Aussicht, an „ihrem Blick" erfreuen, durch die Rebengärten bedachtsam hinabstreifen und unten gern mit Annette den Burgunder und Traminer loben.

Wer aber wissen will, wie glücklich sie trotz allem Leid und aller Enttäuschung dort oben gewesen, der lese aus ihrem Gedicht „Meine Sträuße" die 4. Strophe:

Dies Alpenröschen nährte mit Schnee
Ein eisgrau starrender Riese;
Und diese Tange entlichst' ich der See
Aus Muschelgescherbe und Kiese.
Es war ein volles gesegnetes Jahr,
Die Trauben hingen gleich Pfunden,
Als aus der Rebe flatterndem Haar
Ich diesen Kranz mir gewunden.

Die Kinder der Kinderlosen

Ja, das können Sie sich, die Sie keine Kinder haben, alles leichter! Das Wort kam mit einer merkwürdigen Mischung von Neid und Bedauern heraus. Und es rief auch eine merkwürdige Mischung von Gefühlen hervor: Genugtuung und einen leise stechenden Schmerz, und der Schmerz war es, der überwog.

Wenn die Kinderreichen darum wüßten, wieviel uneingestandene Wehmut über allen den Gütern und Genüssen liegt, die man sich leisten kann, weil man keine Kinder hat! Was bedeutet eine anregende, noch so schöne Reise gegen das heimatliche Zukunftsbleibenmüssen, weil eine kleine Welt den Mittelpunkt nicht entbehren kann, um den sie kreist. Wie wenig gilt der kostbare Pelzmantel, den man haben kann, im Vergleich zu dem, den man nicht haben kann, weil man es nicht nötig hat. Für Kinder zu sorgen — und was bedeutet aller Reichtum im Vergleich zu dem dankbar empfundenen Leuchten eines Kinderauges, dem warmen zärtlichen Druck eines Kinderhändchens.

Freilich, nicht alle Frauen werden so empfinden. Denn echte Mütterlichkeit ist nicht immer gleichbedeutend mit der oft zuständigen und oft sogar unerwünschten leiblichen Mutterschaft. Es gibt unmütterliche Kinderreiche, und es gibt sehr mütterliche Kinderlose. Wer einmal in einem Kinderasyl die verschüchterten, ja mißhandelten kleinen Geschöpfe gesehen hat, in denen liebevolle Fürsorge oft nur schwer die Angst vor der leiblichen Mutter beschwichtigen kann, der weiß um dieses häufige Mißverhältnis.

Muß darum die Kinderlose verzichten? Kann sie nicht vielmehr aus der Not eine Tugend machen? Marie von Ebner-Eschenbach, die als selbst Kinderlose eine Frauennatur von ausgesprochener Mütterlichkeit war, wie ihre Schriften und ihr Leben bekunden, hat das schöne Wort geprägt: „Die Kinderlosen sind die meisten Kinder." Es gehört allerdings ein Entschluß dazu, eine solche Theorie in die Praxis umzusetzen. Manche meinen statt dessen, daß man sich „abfinden" müsse. Nein, man soll sich nicht abfinden. Wer sich als Frau „abfindet", der gibt sich selber auf, der täuscht sich über sich selbst — man soll sich nicht abfinden, sondern man soll herausfinden aus einem Wirrsal seelischer Not. Und da steht für die kinderlose Frau die Erkenntnis, daß die Stimme des Herzens wohl mitklingen kann neben der Stimme des Blutes.

Nicht ohne tieferen Grund tragen jene, die sich dem Dienste der Nächstenliebe gewidmet haben, den Ehrentitel „Schwester" oder auch „Mutter", diese Worte drücken die engste menschliche Verbundenheit aus. Aber auch ohne daß die Stimme des Herzens zu einem äußeren Berufe führte, kann die Kinderlose höchste und schönste Lebensaufgaben erfüllen. Nicht in dem Sinne der Ueberschätzung kindlicher Ansprüche, die das „Fahrbundert des Kindes" etwas in Mißkredit gebracht haben, sondern das Kind als den verantwortlichen Gestalter und Träger der Zukunft gelten lassen und es darauf vorbereiten. Kindlichen Gedankengängen nachgehen und sie zum rechten Ziele führen!

Und das alles soll nicht in den wesenlosen Gefilden der Theorie stecken bleiben. Mehr als je macht unsere Zeit die Rechte des Kindes auf gesunde, alle Entwicklungsmöglichkeiten gewährleistenden Lebensbedingungen geltend. Wo sie nicht vorhanden sind, müssen sie geschaffen werden. Es wird nicht ohne Uebergangsstadien abgehen. Aber kann die kinderlose Frau mit helfenden Händen eingreifen. Je ungewollter, je unaufdringlicher eine Wirkung ausgeübt wird, desto nachhaltiger wird sie sein. Die Kinderlose wird ihr Herz entscheiden lassen müssen über Schweigen oder Reden, über Gewähren oder Versagen. Nicht zu Unrecht verlegt unsere Zeit die höchsten Werte des Frauentums aus dem Verstandesmäßigen heraus in die Sphäre des Gemütes. Und das ganze Geheimnis wird sein, daß, wenn die Frau in ihrem Wirken Erfolg haben will, sie etwas wird ausstrahlen lassen müssen, das in ihr liegt wie ein Schatz: Wärme! Wenn die Mütterlichkeit der Einen sich damit genügen lassen wird, sich auf ein Einzelpersönchen zu erstrecken, so wird die Andere größere ins Allgemeine gehende Ziele haben und größere Aufgaben der Betreuung übernehmen wollen. Sie wird es als selbst Kinderlose aber immer wahr machen können, was aus der Erkenntnis so wichtig ist, daß es die Mütter sind, die im Kinde den Mann formen: daß die Kinderlose die meisten Kinder hat.

Christa Niesel-Lessenthin.

Wein auch im Kochtopf

Nicht nur „schäumend im Pokale", sondern auch im Kochtopf ist der Wein ein vorzügliches Genußmittel.

Wir meinen natürlich nicht den Punsch oder Glühwein, sondern den Wein als würzende und aromatische Zutat, als „Schuß" an mancherlei Gerichten.

Bei unseren Eltern war die sonntägliche Weinsuppe Tradition, die, mit Sago gerundet und sorgfältig gesiebt, häufig noch zimbelstreute Eierschneeklöße trug oder als Beigabe Zwiebad, Makronchen oder Kekse erhielt. Heute wird man die Obstsuppen durch eine Weingabe bereichern. Sparsame Köchinnen, die verbilligte Marmelade verwenden, bereiten mit Kochwein, der schon für 70 Pfg. bis 80 Pfg. die Flasche zu haben ist.

Bei der Fischsülze, der die Hausfrau in dieser Jahreszeit erhöhtes Interesse zuwenden sollte, erhält das Gallert durch einige Eßlöffel Weißwein einen geschmacklichen Auftrieb.

Bei einem Reste-Auflauf für den Abendtisch wird das mit Wein gewürzte Stauerkraut abwechselnd mit Fisch und Kartoffelbrei in die Backform geschichtet.

Der Heringssalat bevorzugt ein Glas Rotwein. Er darf davon aber nicht „suppig" werden.

Oefters kann man sich zum Seefisch eine Kräutertunke leisten, bei der auf ¾ l Grundsoße ⅛ l Weißwein kommt. Das zur Vorsuppe verwendete Fischwasser wird mit Rotwein gewürzt, wenn die Suppe schön braun zubereitet werden soll, dagegen mit Weißwein, wenn sie hell bleiben soll.

Das für den Nachtisch bestimmte zarte rosige Weingelee braucht einige Stunden zum Festwerden. Auf ¾ l Weißwein kommen ungefähr 200 g Zucker und nach Vorrat etwas Zitronensaft. Fünf Tafeln weiße und vier Tafeln rote Gelatine werden quellweichen und in ¼ l heißem Wasser gelöst; abgekühlt gibt man sie durch ein Sieb zu dem Wein und verrührt alles gründlich, damit sich der Zucker gut löst. In kleinen Glasschalen oder einer Glasschüssel anrichten. Nach Wunsch kann Vanillenstunke dazugegeben werden.

Sehr beliebt sind ferner Weinreis mit oder ohne aufgeschlagener Weintunke sowie Apfelschälten, die in Wein oder Wasser vorsichtig gegart sind, oder ausgebohrte ganze Aepfel mit Weintunke.

Ein neuer, schöner Brief deutscher Mädchen

ist im Entstehen, der der Arbeitsfreude führen soll. Die reich illustrierte Schrift „Die Arbeitsmaid" die von der Reichsleitung des Reichsarbeitsdienstes einmalig herausgegeben wurde, bricht von den Aufgaben, Pflichten und Freuden und sagt alles Wissenswerte über die Einrichtungen, Ziele und interessanten Aufgabe neben dem Dest ein lebendiges Bild vom Leben unserer Jugend im Weiblichen Arbeitsdienst, die Schreibmaschine oder Feder! für eine Weile vergessen hat und glücklich darüber ist, einer Mutter die Arbeit auf dem Felde oder im Siedlergarten erleichtern zu können. (Preis 50 Pf. Verlag Ullstein.)

Tassen - früher und heute

1500–1200 v. Ch.

Böttger-Porzellan 1710

Friderizianisch 1764

Zeit der Königin Luise um 1800

zweckmäßige Tasse unserer Zeit

(Deike M)

Als unseren steinzeitlichen Vorfahren die Gewohnheit, Trinkbares aus der hohlen Hand zu schöpfen, zu mühsam wurde, schufen sie sich Gefäße. Vorbilder hatten sie nur in der Natur, die ersten Schalen aus Ton sind daher in ihrer Form der hohlen Hand ähnlich. Bis zur Entwicklung unserer heutigen dünnwandigen Porzellantassen mit zierlichem Henkel ist es zwar ein lahrtausendelanger Weg, wesentlich verändert hat sich aber die Tassenform nicht, konnte sie sich nicht, da der Gebrauchszweck eine bestimmte Form vorschreibt. Der Hauptunterschied liegt im Material. Wenn wir heute eine Tasse zum Munde führen, die aus einem rauhen Material wie etwa dem Ton hergestellt wäre, so würden wir diese Berührung als unangenehm empfinden. Wir sind verwöhnt durch die wohltuenden Eigenschaften des Porzellans, das jedoch erst von dem Alchimisten Böttger erfunden werden mußte, der zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts von August dem Starken nach Meißen berufen wurde, um dort Gold zu machen, statt dessen aber auf das Geheimnis der Herstellung des „weißen Wunders" stieß.

Je nach dem Lebensstil und dem im Lande herrschenden Wohlstand sind die Formen von Gebrauchsgegenständen bald reicher, bald schmuckloser. Auf jeden Fall hat die Tasse durch Vergoldungen, Bemalungen, eigenwillige Gestaltung des Henkels sowie des Schalenkörpers schon sehr viel prunkvollere Gestalt gebabt als heute. Oft ist durch Verzierung der Gebrauchswert der Tasse herabgemindert worden. Ein verschnörkelter Henkel kann unglücklich für die Einhaltung sein, kann ihn geradezu festklemmen. Unsere heutige Zeit bevorzugt eine rein zweckmäßige Tassenform aus dünnem Porzellan in klaren zarten Farben, ohne Dekor und Vergoldungsbelang empfehlen wir sie als schön.

„Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!"

Die Arbeit im Weinberg und am Wein / Zum Fest der deutschen Traube und des Weines

Wenn die anderen Früchte des Feldes schon heimgeholt, der Jubel des Erntefestes schon verklungen ist, beginnt im Weinberg erst die hohe Zeit der Lese. Es ist wie jede Ernte die Zeit gesteigerter Arbeit, eines Schaffens um die Wette vom frühesten Morgen bis in die sinkende Nacht hinein, und doch scheint die Arbeit weniger mühsam als das ganze Jahr über, sie hat etwas von beschwingter Festlichkeit. Es ist die Krönung des Winzerjahres, das ein Jahr der Mühe und der Arbeit ist wie kaum ein anderes.

Die Rebe, das empfindliche Kind des Südens und der Sonne, verlangt mehr Pflege und Sorgfalt als irgendeine andere Frucht, und keine Maschine nimmt der menschlichen Hand diese Pflege ab. Der Winzer kann seinen Weinberg nicht umpflügen wie der Bauer seinen Acker, die Rebstöcke stehen ja viel zu dicht, als daß Pferd und Pflug dazwischen Platz hätten. So muß denn der Mensch selber jahraus jahrein seinen Weinberg umgraben, nicht anders als Adam grub. Sofort nach der Lese macht der Winzer sich an diese Arbeit, damit der bei der Lese festgetretene Boden wieder gelockert wird und im Winter gut durchfrieren kann. Dabei spornt ihn die vorrückende Jahreszeit, denn oft ist die Weinlese erst Ende November beendet, aber vor dem Frost muß das Umgraben fertig sein. Der Dünger wird in den Boden gehackt, und zwar trägt ihn der Winzer meistens auf dem Rücken ein, denn Wege gibt es im Weinberg nur höchst selten, dazu ist hier jeder Fußbreit viel zu kostbar. Künstlicher Dünger wird je nach Bedarf und Vermögen gegeben, aber hier wie bei der Landwirtschaft ist Stallmist die Grundlage jeder Düngung.

Eine weitere Winterarbeit ist das neue Ueberschiefern des Bodens, was wenn irgend möglich bei einem bestimmten Teil der Weinberge jedes Jahr gemacht wird, denn die Rebe liebt den dunklen Schiefer, der die Sonnenstrahlen einfängt und zurückstrahlt, sie will „die Füße im Feuer" haben. Soll ein neues Stück angelegt oder ein Stück umgebaut werden, so muß es „tiefolt", das heißt zweieinhalb Spaten tief umgegraben werden. Ehe man es sich über all der Arbeit versieht, ist es schon wieder Februar, die Tage werden länger und wärmer, und der Rebschnitt beginnt. Der verhindert, daß die ganze Kraft der Pflanze sich in langwuchernden Trieben verschwendet, sondern sammelt sie sparsam in den niedrig gehaltenen Ruten, damit genug übrig bleibt für die Trauben, die sie tragen. Ohne den Schnitt würden die Trauben nur klein und sauer werden. Um eine edle Kulturfrucht zu gewinnen, muß der Mensch das natürliche Wachstum gewaltsam unterbrechen und in andere Bahnen leiten. Demselben Zweck dient es auch, wenn die übrig gebliebenen Ruten gebogen und festgebunden werden. Auch für alle diese Arbeiten steht nur bestimmte Zeit zur Verfügung. Im März beginnt der Saft zu steigen und quillt dann unter dem Winzermesser an den Schnittflächen heraus. Der Weinbauer darf also nicht so spät schneiden, daß zuviel Saft verloren geht, sonst wird der Stock geschwächt, die Rebe „verblutet". Anfang April soll der Schnitt beendet sein, während für das Binden der April und etwa noch das erste Maidrittel zur Verfügung steht. Dazu wird im März-April der Weinberg schon zum erstenmal durchgehackt, und unter Umständen mit Stickstoff gedüngt.

Zur Zeit der berüchtigten Frühjahrsfröste, der „Eisheiligen", soll der Weinberg nicht bearbeitet werden, um die Frostgefahr nicht noch zu erhöhen. Das ist, da die Eisheiligen es nicht mit der Pünktlichkeit halten,

Jahrgang 1937 (Weltbild, Zander-K)

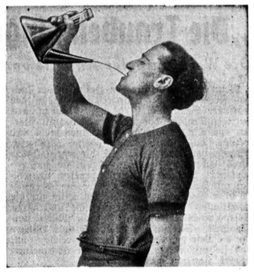
der Städter so genießt, denn ihnen pflegen eisige Nächte mit Bodenfrösten zu folgen, die die zarten, durch die warme Tagessonne hervorgelockten Triebe zu vernichten drohen. Auf viele Weise sucht sich der Weinbergbesitzer dagegen zu schützen, durch Stroh- oder Papierhüllen oder durch „Räucherner", die oft vom ganzen Dorf gemeinsam angezündet werden, auf ein Sturmläuten der Feuerglocke hin.

Ist die Frostgefahr endgültig vorüber, werden die nicht notwendigen Triebe ausgebrochen, die anderen eingekürzt, drei oder vier für das kommende Frühjahr vorgesehene Triebe am Pfahl hochgebunden. Daneben ist aber die Hauptarbeit des Sommers die Schädlingsbekämpfung durch Spritzen von allerhand Giften, eine der anstrengendsten Arbeiten des Winzers. Außerdem soll auch der Boden noch mehrmals durchgehackt werden. Also Arbeit in Fülle, um mit allem fertig zu werden bis zum „Weinbergschluß". Das ist die Zeit, wo der Weinbauer selber seinen Weinberg kaum mehr betritt, die Atempause vor der Lese, während der die Natur das Werk vollenden muß, für das der Mensch sich das ganze Jahr über abgerackt hat. Für die Süße des Weins ist die letzte Zeit des Reifens besonders wichtig, und der Weinbauer wünscht sich darum für den September und die erste Oktoberhälfte Sonne, Sonne und nochmals Sonne. Ist die Witterung günstig, so wird die Lese so lange wie möglich hinausgeschoben, um noch jede Sonnenstunde auszunützen. Aber nicht nach Gutdünken darf der Winzer hingehen und mit der Lese beginnen, sondern der Anfang wird von einer eigens dafür gebildeten Behörde dorfweise festgesetzt, wie es in früheren Zeiten auch bei der Ernte üblich war. So beginnt am bestimmten Tage für das ganze Dorf gemeinsam die mit so viel Hangen und Bangen, Sorgen und Hoffnungen erwartete Zeit, die die Mühe des ganzen Jahres belohnen soll, die Weinlese oder, wie es in vielen Weingegenden heißt, der Herbst.

Wichtig ist, daß die Weinlese bei völlig trockenem Wetter vorgenommen wird, da bei Regen, ja selbst bei Tau oder Nebel den Trauben so viel Wasser anhaftet, daß unfreiwillig eine Verdünnung des Mostes bis zu fünf Prozent erfolgt. Die Trauben werden zunächst einmal in Holzkübeln gesammelt, diese in ein tragbares Sammelgefäß, die Tragkütte oder auch Kogel genannt, entleert und zu den außerhalb der Weingärten stehenden größeren Transportbehältern geschafft, wo sie sofort eingemaischt, d. h. mit sogenannten Traubenmühlen zerquetscht werden. Die Maische wird nun bei der Weißweinbereitung sofort, bei der Rotweinbereitung nach einiger Zeit auf die Kelter gebracht, wo durch starkes Pressen der Traubensaft von den Traubenresten, den Trebern, getrennt wird. Die so gewonnene gelblichgraue Flüssigkeit heißt Most und wird zur Hauptgärung in große Fässer gefüllt. Bei der Gärung zerfetzen die Hefepilze, die sich entweder vorher bereits auf den Trauben befunden haben, meist aber in Gestalt besonders gärkräftiger Hefen dem Most künstlich zugesetzt werden, den im Traubensaft enthaltenen Zucker in Alkohol und Kohlensäure. Die Gärung läßt so lange an, bis aller Zucker gespalten ist, mehr als 18 Prozent Zucker kann aber selbst die beste Hefe nicht spalten, weil der Alkohol in größeren Mengen auf sie selbst als Gift wirkt, so daß ein Wein normalerweise nicht mehr als 14 Prozent Alkohol enthalten kann. (Südweine, die trotzdem einen größeren Alkoholgehalt aufweisen, sind zum Zweck größerer Haltbarkeit „gespritet".) Die während der Hauptgärung aus dem Most entstandene Flüssigkeit, der sogenannte Jungwein, ist noch lange nicht zum Genuß tauglich, da er weder im Aussehen noch im Geruch oder Geschmack den gestellten Anforderungen entspricht. Erst durch verschiedene Kunstgriffe und mehrmaliges Umfüllen des Weines, das sogenannte Abstehen, erhält man ein brauchbares Getränk.

Zu diesen wichtigsten Kunstgriffen gehört das Lüften des Weines. Durch das Hinzutreten der Luft werden nämlich gewisse Stoffe, die den Wein trüben, unlöslich und setzen sich später am Boden ab. Wenn das Lüften nicht genügt, kommt das sogenannte „Schönen" des Weines hinzu, das in der Einführung bestimmter Stoffe, wie Gelatine, Eiweiß, Milch oder einer sehr feinen Tonerde, besteht. Stoffe, die sich sehr bald ablagern und die trübenden Beimengungen des Weines mitreißen. Dieses Schönen wurde in der Neuzeit jedoch immer mehr durch die Filtration verdrängt. Aber auch sonst muß bei der Gärung die Natur oft genug korrigiert werden. In schlechten Jahren muß der fehlende Zuckergehalt der Traube durch Zuckerzufuhr ausgeglichen oder bei hohem Säuregehalt eine Verdünnung des Mostes bzw. Weines durch Wasser herbeigeführt werden, wenn die gleiche Qualität erzielt werden soll, die nun einmal erforderlich ist. Wichtig ist auch das Pasteurisieren des Weines, bei dem durch Einwirkung einer Hitze von 60 Grad alle noch im Wein enthaltenen Bakterien und Pilze abgetötet werden, die sich später möglicherweise vermehren und dem Wein seinen Wohlgeschmack und seine Bekömmlichkeit nehmen können. Man spricht dann von sogenannten Weinkrankheiten, die sich jedoch meist durch eine sachgemäße Behandlung beheben lassen. Schließlich muß auch noch das Verschneiden des Weines, d. h. das Mischen verschiedener Sorten, erwähnt werden, damit eine stets gleichbleibende Qualität gewonnen wird, da ja der Traubensaft in jedem Jahre anders auszufallen pflegt.

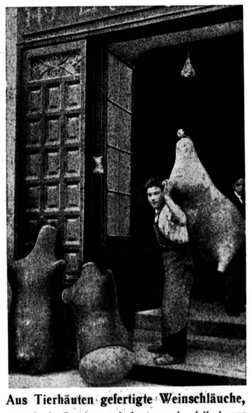
Darum: Hoch die Gläser! Wir trinken auf das Fest der Deutschen Traube und des Weines und den deutschen Winzerstand!



Die größte Rolle spielt der Wein in den südlichen Ländern

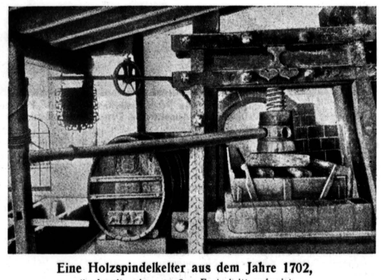
Das volkstümliche italienische Trinkgefäß, Pirone genannt, ermöglicht es, sich den Wein in mehr oder weniger weitem Bogen auf die Zunge zu spritzen.

Traubenlese an den Hängen von Bacharach
(Delius, Presse-Hoffmann, Zander-Archiv 4, K.)



Aus Tierhäuten gefertigte Weinschläuche,
wie sie in Spanien auch heute noch vielfach zur Aufbewahrung und zum Transport des Weines benutzt werden.

Ein frührömisches, dreiteiliges Tonfäßchen,
das in Speyer gefunden wurde und sich dort im Weinmuseum befindet



Eine Holzspindelkelter aus dem Jahre 1702,
die bereits einen großen Fortschritt aufweist

Haus, Hof und Garten

Neuere Dahlien

Groß und abwechslungsreich ist das Farbenspiel unserer Dahlien, mannigfaltig aber auch die Blütenform. Von den kleinen, mit Blütenblättern dicht gefüllten Pompon-Dahlien bis zu solchen mit weit auslandenen Randblüten gibt es die verschiedensten Formengruppen, alle von besonderer Eigenart und besonderer Schönheit. Und so können wir die blühenden Dahlien heute nicht nur nach ihrer Blütenfarbe betrachten und unterscheiden, sondern müssen auch fragen: wie ist der Bau der Blüten, wie ist die Form der Blütenblätter? Und je mehr wir das beachten, desto leichter fällt uns das Zurechtfinden in der großen Zahl der Dahliensorten.

Die kleinsten Blüten zeigen die Knopf- oder Pompon-Dahlien; gleich an Form, in der Blüte aber etwas größer sind die Ball-Dahlien. Die Kaktus-Dahlien besitzen geröllte Blütenblätter auf; die Schmuckdahlien haben große Blüten mit flachen Blütenblättern. Und dann gibt es noch eine ganze Reihe von besonderen Formen, wie die Anemonen-Dahlien, die Halskrausen-Dahlien und die orchideenblütigen Dahlien. Nicht jeder mag jede Blütenform schön und edel finden, und doch haben alle ihren besonderen Reiz.

Riesig ist die Zahl der Dahliensorten, und groß ist die Zahl der jährlich noch auftauchenden Neuheiten, denn unermüdlich sind die Züchter tätig, um Neues und Schöneres durch Züchtungsarbeit zu gewinnen. Um aber eine Ordnung in dieser Vielheit von neuen Farbtönen und Formenbildungen aufrechterhalten, läßt die Deutsche Dahliengesellschaft heute die Neuheiten prüfen, mit älteren Sorten vergleichen und gibt auch ein Werturteil. Allein 1938 kamen so über 50 Sorten zur Prüfung, und vieles war darunter, was als wertvoll gelten muß. Die beiden Abbildungen geben zwei neuere und schöne Sorten wieder, nämlich die Halskrausen-Dahlie „Diadem" und die orchideenblütige Dahlie „Stella"; genannt seien außerdem noch folgende: „Ada Finch", eine anemonenblütige Dahlie; „Ravensberg", eine dunkel orangefarbige Kaktus-Dahlie; „Fickermal", eine sandfarbene Pompon-Dahlie; „Kupferberg Gold", eine orangefarbige Ball-Dahlie auf langem Stiel; „Angriff", eine Schmuckdahlie von leuchtendem Rot; „Landesbauernführer Dr. Wagner", ebenfalls eine Schmuckdahlie; „Silbernixe", eine kleinblütigere weiße Schmuckdahlie, und für Freunde großer Blüten „Salmon Giant".

Halskrausen-Dahlie „Diadem"

Orchideenblütige Dahlie „Stella"

Zeichnungen: Bamboun M

Wohl in jedem Garten bietet sich Gelegenheit, Dahlien anzupflanzen, und wer jetzt durch die Kleingartengebiete wandert oder die Hausgärten betrachtet, findet bestätigt, daß die Dahlie einen großen Freundeskreis besitzt, obwohl sie als Gartenpflanze eigentlich noch jung ist. In Verbindung mit Gehölzgruppen, auf Beeten, neben Wegen sowie auch als Einzelstaude auf Rasenplätzen sind Dahlien — je nach Farbe und Wuchs — ein schöner Blumenschmuck. Ebenso fügt sich die Dahlie aber auch in Staudenbeete mit Herbststauden ein. Und wenn wir einen Bauerngarten betrachten, so werden wir auch dort sehen, daß eine Reihe von Dahliensorten wohl am Platze sein kann, auch wenn sie nicht als „alte Bauernblumen" gelten können. Und nicht zuletzt geben diese Dahliensorten für Vasenschmuck und Blumenbinderei eine wertvolle Bereicherung.

So wird jeder, der einen Garten mit Blumen bepflanzt, jetzt nicht an Dahlienbeeten vorübergehen, ohne zu beobachten, durch welche Form und Farbe er den Flor seines Blumengartens erweitern und verschönern kann.

Blumenpflege im Oktober

Genau so, wie es uns an kühlen Herbsttagen draußen ungemütlich wird, so geht's auch unseren Zimmerpflanzen. Darum holen wir sie jetzt zu uns ins Haus. Aber vorher wird jede von ihnen noch ein Mal auf ihren Gesundheitszustand untersucht und gründlich gereinigt. Ihre sämtlichen Körperteile sehen wir uns mit einer Lupe genau an. In den Blattwinkeln der Kakteen und anderer Pflanzen sitzen oft, gleich kleinen Watteduschen, Wollläuse. Mit einem kleinen Pinsel und Brennspiritus bereiten wir ihnen den Garaus. Oft sitzen auch an den Stämmen und Zweigen Schildläuse — wie ihr Name schon sagt — wie kleine Schilder. Mit einem kleinen Hölzchen entfernen wir sie vorsichtig und tauchen dann die ganze Pflanze ohne Benetzung der Erde in eine stark verdünnte Lösung eines der bekannten Schädlingsvertilgungsmittel, die wir in den Samenhandlungen bekommen. Besonders die Unterseiten der Blätter unserer Zimmerpflanzen müssen wir genau betrachten. So zeigen sich auf unserem Gummibaum öfter kleine gelblich-braune Flecken. Auch auf den Unterseiten der Azaleenblätter finden wir sie. Das sind, wenn wir genau hinsehen, kleine Tierchen, die den Pflanzen durch Aussaugen ihrer Blätter schädlich werden, entweder die Rote Spinne oder die Schwarze Fliege, auch Trips genannt. Größere Blätter waschen wir ab mit einem der bekannten Mittel, kleinblättrige Pflanzen spritzen wir mit diesen Mitteln.

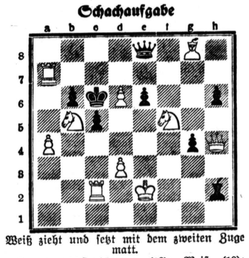
Die Außenseiten der Blumentöpfe und ihre inneren Ränder bis an die Erde werden mit einer Wurzelbürste und Wasser gut von Flechten und Moos gereinigt. Jeder Blumentopf, den man ins Zimmer stellt, erhält einen Untersatz, in den man zwei Hölzchen legt, damit das Abzugsloch des Blumentopfes überschüssiges Wasser leicht ablaufen lassen kann. Solange es keinen Frost gibt, lassen wir die weniger empfindlichen Pflanzen — der Gärtner nennt sie „harte" Pflanzen — noch im Freien. Das sind z. B. Lorbeer, Aucuba, Oleander, Kirschlorbeer. Vorsichtshalber kann man sie ja an kühlen Abenden umlegen und mit einer leichten Decke verdecken. Bringt man diese Pflanzen zu früh in einen Keller oder in einen anderen Ueberwinterungsraum, dann muß man diesen wenigstens an frostfreien Tagen noch so viel wie möglich lüften. Aber unsere Zimmerpflanzen wollen auch im Winter so viel wie möglich Tageslicht genießen. Darum stellen wir sie so nahe wie möglich ans Fenster. Kleinere Pflanzen werden zwischen den Doppelfenstern oder an den Innenfenstern auf Blumenbretter gestellt. Da gibt es ja diese praktischen, die sich der Fensterhöhe entsprechend zusammenschieben lassen. Ist unser Fensterbrett im Zimmer nicht breit genug, um die ganze Pflanzengesellschaft dort unterzubringen, dann stellen wir noch einen Tisch davor und auf diesen die niedrigsten Pflanzen nach dem Fenster und die höchsten nach dem Zimmer zu auf.

Und im Kleingarten? Da ist um diese Zeit die große Ernte von Gemüse und Obst. Aepfel und Birnen werden oft zu früh vom Baum genommen. Je länger man sie hängen läßt, desto reifer und würziger werden sie, und desto länger halten sie sich im Lagerraum. Pflückreif sind sie überhaupt erst dann, wenn sich beim leichten Anheben ihrer Frucht der Fruchtstiel von seiner Ansatzstelle löst. Die Lagerräume für Obst und Gemüse müssen jetzt vollkommen bereit sein, den Ernteresegen aufzunehmen und ihn vor Verderb zu schützen. Obst läßt sich am besten in einem Raum, in dem die Temperatur zwischen +2—5 Grad Celsius bleibt.

Auch das Gemüse lassen wir solange wie möglich im Freien stehen. In seine Ueberwinterungsräume, mögen es Keller, Schuppen, leere Frühbeete, Mieten oder Gruben sein, bringen wir es nur in trockenem Zustande hinein und diese an frostfreien Tagen solange wie möglich lüften.

Schachaufgabe

a b c d e f g h



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (18): Weiß (10): Ke2; Dh4; Lg8; Ta7 und c2; Sb5 und f5; Ba4; b3 und b6. — Schwarz (8): Kc6; De8; Th2; Bb6; c5; e6; g4 und h6.

Ergänzungsaufgabe.

Bad — Tag — Thal — Bock — Mann — Wehr — Land — Satz — Tand — Gut — Riß — Meer — Paß — Fang — Sekt — Ban — Gut — Brett.

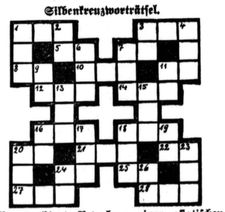
Einem jeden der vorstehenden einsilbigen Wörter ist eines der nachfolgenden einsilbigen voranzusetzen, so daß neue, und zwar zweisilbige Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben, aneinandergereiht, ein Volksfest.

Dampf — Dienst — Eck — Ei — Ei — Eis — Ernst — Grund — Ju(n) — Lauf — Not — Ob — Rast — Rohr — Spieß — Stein — Vers — Wild.

Scherzfragen.

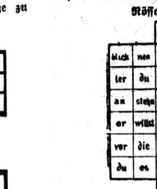
1. Wie kommt es, daß die See oft so unwirsch ist?
2. Welcher deutsche Fluß hat stundenweit kein Ufer?
3. Wann gehen die menschlichen Tage zu Ende?

Silbenkreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Bewohner einer asiatischen Halbinsel, 3. Vorbild, 5. türkischer Richter, 7. kleine Hautöffnung, 8. Nähstübchen, 10. Oper von Verdi, 11. sibirischer Strom, 12. Sprachforscher, 14. Stadt in Italien, 16. klimatischer Kurort an der Riviera, 18. griechische Mondgöttin, 20. Gefängnisleiter in Kirche und Schule, 21. Stadt in Albanien, 22. arabischer männlicher Vorname, 24. weiblicher Vorname, 25. Bruchstück einer Bildsäule, 27. Gegend — Gebiet, 28. Versetkönig. — Senkrecht: 1. Stadt im südöstlichen Kleinasien, 2. Stadt und Bad in Thüringen, 3. Volksstamm, 4. Stadt in Holstein, 6. anderes Wort für Zwiegespräch, 7. Fußkrankheit, 9. griechische Orakelstätte, 11. wie 11. waagerecht 13. italienischer Wallfahrtsort, 15. Veilchen, 16. bäuerlicher Erzieher, 17. nordamerikanischer Staat, 18. Mitglied des Rates der Alten, 19. griechischer Ortsname, 20. Teil des Pferdegeschirrs, 23. römischer Geschichtschreiber, 24. elektrisches Urteilchen, 26. Aschensalz.

Rösselsprung.



Wortbaurätsel.

Die Silben
bei — ge — jo — mon — la
sind entweder ein- oder zweimal in obige Figur einzustellen; es müssen alsdann die senkrechten wie waagerechten Reihen drei gleiche Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:

1. Zusammensetzung von Maschinen, 2. Strom auf der Pyrenäenhalbinsel, 3. Gebirgstrillern.

Das Mittelfeld bleibt frei.

Koppelrätsel.

Alfe — Amme — Auto — Bu — Don — Gast — Gau — Hag — Laub — Lei — Met — Ode — Pan — Pose — Ramm — Saus — Stolz — Ur — Ur — Wind.

Unter Zuhilfenahme der Buchstaben
d — e — e — e — g — h — i — r — r — u
soll aus je zwei der vorstehend genannten 20 Wörter ein neues Wort zusammengekoppelt werden, und zwar ganz andern Sinnes. Die verbindenden Buchstaben ergeben, richtig geordnet, die volkstümliche Bezeichnung für den diesjährigen Wein.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Df8—g7, Ke4×f3; 2. Dg7—g2 matt. a) 1. . . . Ke4—b4; 2. Df3—f4 matt. b) 1. . . . b5—b4; 2. Dg7—b7 matt. c) 1. . . . beliebig; 2. Dg7—g4 matt.

Buchstabenverfeinerungs-Rätsel: Reptil, Essig, Gleis, Efpe, Nora, Borke, Orkan, Gelte, Emir, Nuthe. — Regenbogen.

Silbenkreuzworträtsel: 1. Roman, 2. Meisse, 3. Remis, 4. Sagan, 5. Rill, 6. Vaila, 7. Rabe, 8. Demetrios, 9. Missionar, 10. Ria, 11. Odde, 12. Arno, 13. Onkel, 14. Bärme, 15. Teltow, 16. Niger, 17. Lias, 18. Ente, 19. Elite, 20. Wesel. — Senkrecht: 1. Rosalinde, 2. Menelaos, 3. Reni, 6. Patria, 12. Armenien, 17. Liwe, 21. Mangan, 22. Semiramis, 23. Missionar, 24. Helios, 25. Merino, 26. Odeon, 27. Kamelie, 28. Mittelerde, 29. Kellerassel, 30. Gerte.

Silbenrätsel: 1. Lakur, 2. Andes, 3. Eisner, 4. Bremse, 5. Essgen, 6. Oram, 7. Heirat, 8. Manfen, 9. Emtscher, 10. Latein, 11. Egbert, 12. Ibis, 13. Dogma. — Liebe ohne Leid gibt's nirgends.

Verschmelzungsaufgabe: Klarinette, Oberette, Reliquie, Moorgeist, Blutwurst, Lebehoch, Uganda, Museum, Emilia. — Kornblume.

Bilderrätsel: Nimm Kraft, was dir der Tag beschert. Rätsel: Nichts.

5 Diener, die sehr wenig kosten, tagaus, tagein auf ihrem Posten: Persil · Henko Sil · iMi · ATA

P 176 h

Pipsi und bibsi / Von Otto Hofmann

„Ich trinke" heißt auf Lateinisch „bibo" und die Schüler, die die Formen dieses Zeitwortes ordentlich lernten, wissen dann anzugeben: bibo, bibis, bibere, bibi, potum oder haustum.

*

„Herr Kommerzialrat Pichler, Ihr Sohn hat . . .", der Studienrat sagt es in der Sprechstunde in einem Ton, als wollte er damit ausdrücken, fassen Sie sich, ertragen Sie es als ein Mann mit Ruhe. „Herr Kommerzialrat, Ihr Sohn hat leidlich eine falsche Form gebraucht, eine Form, er hat . . ." Man merkt es dem Studienrat an, wieviel Ueberwindung es ihn kostet, so einen Wechselbalg von Perfectum nur über die Lippen zu bringen, „er hat bibi gesoat!"

Der Herr Kommerzialrat weiß zwar im Augenblick nicht, ob das Lateinisch oder Griechisch ist, vielleicht etwas aus der Algebra oder ein Ding, das Lakmuspapier heißt blau, heißt rot zu färben vermag, aber, daß dieses „bibi" etwas Furchtbares sein muß, erkennt er und murmelt deshalb verstört: „pipsi — entsetzlich!"

Die Männer schweigen.

Endlich ermannt sich Kommerzialrat Pichler: „Ich werde dem Lausbuben schon das austreiben und bin ich Ihnen sehr dankbar für Ihre gefl. Aufmerksammachung!"

Der Studienrat zuckt schmerzlich unter dem ungemanierten, aber nicht einen schönen Deutsch zusammen, indessen der Kommerzialrat ein kleines Büchlein mit der Ueberschrift „Notes" zieht und unterm Heutigen ds. einträgt: „Pipsi".

Nachmittags hat er in der Bank eine Sitzung, irgendeine Jubiläumsfeier. Dazu muß er sich feierlich kleiden. Als seine Gattin den Anzug vom Vormittag verwahren will, muß sie sich sehr ärgern. Wieder die ganzen Taschen voll. Wie schnell da die Anzüge die Form verlieren! Das Schwere da — ah, das ist sein Kalender. Frau Kommerzialrat ist nicht gerade indiskret. Bei der zweiten Hälfte März bleibt plötzlich ihr Blick haften. „Pipsi" liest sie da, just unterm Heutigen ds. Also doch! Nun weiß sie alles. Und Pipsi heißt die Person! Das muß ja ein reizender Käfer sein! Aha und deshalb der neue Dunkelblaue! Jetzt sieht sie endlich klar. Wie bei einem Fischstand, so zahlreich, fallen ihr nun die berühmten Schuppen von den Augen. Und Jubiläumsfeier hat er gesagt?! Nein, diese Perfidität hätte sie Richard bei aller Schlechtigkeit nicht zugetraut.

*

Als am Abend der Herr Kommerzialrat nach Hause kommt, erwidert seine Gemahlin den Gruß nicht. Sie sitzt auf dem Sofa und sieht mit leeren Augen, wie Schiffestrauen auf ergreifenden Gemälden über das Haff trostlos hinblicken, ob sich noch immer nicht die ersehnte Brigg zeige, so sieht die Frau Kommerzialrat über das Pianoforte hinweg in den dämmerigen Salon.

„Ja was ist denn? Was ist denn geschehen? Was hast du denn?"

„Nichts", erwidert sie mit grufttiefer Stimme.

„Willst du mir vielleicht nicht das Theater erklären?"

Sie (mit tiefem Doppelsinn): „Willst du es mir nicht erklären?"

„Ja zum Teufel, sterbst du ich habe Lust. Rätsel zu raten, wenn man den ganzen Tag gearbeitet hat und am Abend müde nach Haus kommt?"

Die Tür kracht dröhnend zu.

Frau Kommerzialrat legt das Gesicht in die Hände und weint.

Grund: Pipsi.

Herr Kommerzialrat stürmt unterdessen in das Kinderzimmer: „Na, was ich heute von dir gehört habe. Schön führst du dich so auf. Stolz kann ich auf meinen Sohn sein! Die ganze Klasse unterhält er mit seinen dummen Antworten. Du wart nur, ich werde dir schon . . ."

Als der Kommerzialrat das Kinderzimmer verläßt, lagt der Sohn — allerdings nicht das Gesicht — in die Hände und weint.

Grund: bibi.

Währenddem hagab sich der Herr Kommerzialrat in sein Arbeitszimmer. Er stützt wütend das Kinn in die Fäuste, verwünscht die ganze Welt und insbesondere sein kommerzialrätliches Dasein.

Grund: Pipsi und bibi.

*

„Das ha — at mit seinem Verse — ecium
Das Verbum bibo getan . . .!"

Zu teuer

„Liebster, du willst schon gehen? Bleibe doch noch ein Weilchen!"

„Nein, Teuerste, ich kann unmöglich. Ich würde mein halbes Leben dafür geben, noch etwas bleiben zu können, aber es geht wirklich nicht."

„Warum denn nicht?"

„Wir haben heute Vereinssitzung, und wer zu spät kommt, muß 50 Pfennig Strafe zahlen." (Jugend)

Die Flunder

Angler sind schlimmer als die Jäger. Agamemnon angelt. Mit dem Mund fängt er mehr als mit der Rute. „Gestern habe ich eine Flunder geangelt", erzählt er im Sande am Strande von Swinemünde, „so groß war sie — so groß — schaut her!" Und er zeichnet mit dem Stock im Sand einen Kreis. Einen Kreis von über zehn Meter Umfang.

Fragt Flach: „Warum zeichnest du zuerst das Auge von deiner Flunder?"

Was nun?

Märchen ist ein verwöhnter Junge. Seine Mutter ist aber auch gar zu unvernünftig, und es ist hauptsächlich eine Folge dieser Unvernunft, daß sie jetzt mit dem Sprößling zu Doktor Cyprian hat gehen müssen.

Doktor Cyprian brauchte sich keine große Mühe zu geben. Er ordnet an: „Geben Sie dem Jungen jetzt mal 14 Tage lang ganz leichte Kost, Milchsuppen und dergleichen. Und überhaupt keine Süßigkeiten!"

O weh — Märchen fängt an zu brüllen. „Was hat der denn los? Was hat der Bengel denn?" fragt Doktor Cyprian ziemlich rauh.

„Ach, Herr Doktor — er wollte ja nicht zu Ihnen mitkommen, und da habe ich ihm eine Tafel Schokolade versprochen." (Fliegende Blätter)

*

Sie verabschiedet sich in der offenen Haustür. „Du bist die Schönste von allen", sagte er, „wie ich dich liebe!"

„Und wie ich d i c h liebe!" antwortete sie. „Du Licht meiner Tage, du Licht meines Daseins, du Licht meiner Gedanken!"

„Susanne", rief da ihr Vater die Treppe herunter, „mach das Licht aus und komm endlich ins Bett!" (Senska Journalen)

Im Hotel

„Wieviel bin ich schuldig?" fragte der Gast. „Welche Zimmernummer hatten Sie, mein Herr?"

„Die Zimmer waren doch alle besetzt, da mußte ich auf dem Billard liegen!"

„Ach ja, das macht also eine Mark zwanzig die Stunde!" (Morgenbladet)

Zwei Einfältige

Lindemann hatte einen Boten mit einem Blumenstrauß zu einer Dame geschickt, in die er verliebt war.

„Hat die Dame nicht gefragt, von wem der Strauß wäre?" erkundigte er sich.

„Doch", sagte der Junge, „sie fragte, ob er von einem Herrn mit einem runden, etwas einfältigen Gesicht käme!"

„Und das hast du natürlich verneint, nicht wahr?"

„Selbstverständlich! Ich wollte Sie doch nicht verraten!" (Karikaturen)

Die liebe Freundin

Frau Inge: „Mein Mann nennt mich immer Aphrodite! Ist das nicht schön gesagt?"

Frau Dora: „Gewiß, er findet natürlich, daß etwas Antikes an dir ist!" (Hemmet)

Eine peinliche Geschichte

Rudi ist mit seinen Eltern bei Bekannten zu Besuch. Nachdem sie schon eine Weile dort sind, ruft der Kleine plötzlich: „Mutti, guck mal, da an der Wand sitzt eine Wanze!"

„Aber Rudi, wie kannst du so etwas sagen, das ist doch ein Nagel!" belehrt ihn die Mutter.

„Nein Mutti!", behauptet der Junge hartnäckig, „es ist bestimmt eine Wanze!"

„Junge, nun sei artig", sagte die Mutter vorwurfsvoll, „es ist ein Nagel!"

Eine Weile ist Ruhe. Dann ruft Rudi plötzlich: „Mutti, sieh mal, jetzt krabbelt der Nagel!" (Dansk Familie Blad)

*

Zu dem Theaterdirektor Laube kam einst eine junge Dame und sagte: „Herr Direktor, was soll ich tun, es drängt mich zum Theaterspielen?"

Laube, der sofort sah, daß er eine Dame vor sich hatte, die keinerlei Talent besaß, fragte: „Sind Sie verheiratet?"

„Nein", erwiderte die Dame.

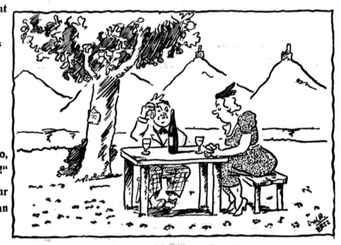
„Dann heiraten Sie", meinte Laube lächelnd, „denn in der Ehe haben Sie die beste Gelegenheit, Komödie zu spielen."

Lustige Weinlese

„Ist diese Aussicht nicht wunderbar, Ottokar?"

„Einfach wunderbar, Frau!"

„Hi, hi! Nicht kitzeln, Herr Raubritter!"



„Je mehr du trinkst, Theo, um so mehr schwitzt de doch!"

„Is doch fabelhaft, je mehr ich schwitze, um so mehr kann ich trinken!"

Weinpresse vor 150 Jahren

„Hast du dir auch die Füße gewaschen?"

„Ne! Ich dachte, weil es blaue Weintrauben sind . . ."

Winzerfest

„Der Felix bringt ja keinen Ton heraus!"

„Der hat auch seine Trompete mit Wein füllen lassen!"

Bei quälendem Husten und zäher Verschleimung

Katarrhen von Kehlkopf, Luftröhre, Bronchien, Bronchialen, Asthma kommt es nicht nur auf Lösung u. Auswurf des Schleimes, sondern auch darauf an, das empfindliche Atmungsorgan weniger reizbar und recht widerstandsfähig zu machen und so die Krankheitsursache zu treffen. Das bejaht der Arzt, wenn er das Spezialmittel „Klipbocain" verordnet, über das so viele gute Erfahrungen und Anerkennungen von Professoren, Aerzten, Patienten vorliegen, daß auch Sie „Klipbocain" voll Vertrauen anwenden können, wenn Sie in solcher Lage sind. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Klipbocain" und lassen Sie keine Nachahmungen. - Packung mit 50 Tabletten RM. 2.75 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlos und unverbindl. Zusendung der interessanten illustrierten Aufklärungsschrift Nr 365 von Dr. phil. nat. Strauß, Werbeschriftsteller.

Ein Katalog mit Denkaufgabe! Die Lösung wird bestehen, Katalog kostenlos. E&P Stricker Spinnerei 38 Brackwede-Bielefeld

GROSS und klein SCHÜTZT seine OHREN mit antiseptt. „AKUSTIKAL" schalldurchlässige Ohrpfropfe bei Zugluft, Wind, gegen Erkältung, Reißen etc. In Apoth./Drog. für 30 u. 90 Pf.

Trauringe ½ Jahr. / Weltmarke 1.- Goldschmied Nehls Hamburg 36/113

Eisbär-Pelle ist Kennzeichnung sind nicht schöner, als meine sauber gegerbt. Heidschnuckenfelle Pr. ab M 7.- Rückstatig. auch ih. Tepich. Beck. Fabrik für W. Meino Lüneburg 25 Fb. Heiden

In Gaschenk, das Freude macht! Laubsägerei- Holz, Vorlagen, Werkzeuge. Liste gratis! Hofmann & Schmitt Limburgerhof 11

Heckenpflanzen per 100 Stck. 30-50 cm hoch, Liguster immergrün, Thuja (Lebensbaum) 10.-, Obstbäume, Halbstämme und Büsche Stck. 2.-, 10 Stck. 18.-, Schattenmorellen Stck. 1.60, Himbeer, Preuße, 10 Stck. 1.80 Zier- und Beerensträucher billigst! Preisliste über alle Pflanzen kostenlos!

Rud. Hartmann Versandbaumschule Pinneberg 14 (Holst.)

Graue Haare sind in 8 Tg. natürl. d. „O-B-V". Rm 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. O. Blocherer Augsburg 11/29

Damenbart entfernt i. Handumdrehen radikal u. dauernd. Unschädl. Selbstbehandlung. Viele Dankschreiben. Aufklärungsschrift gegen Rückporto. Elektrolyse-Institut Dr. Schmidt, Berlin-Charlottenburg 2, Knesebeckstraße 88

Herdfeger putzt Herdplatten

Anzeigenpreise Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 45 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn. Hannover 3504

Katholische Eheanbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. Diskreteste, erfolgreichste, größte, kirchlich gebilligte Vereinigung. In 16 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vorm. Einrichtg. und Arbeitsweise. Neuland-Verlag R, Herne i. W., Mühlenstraße 7

Hellenmarkt Verkäuferin gleich welch. Art, ernst u. strebsam, f. kath. Buchhandlung in Wanfried per bald gesucht. Bewerbung. sind schriftl. erbeten. Eg. Wetzel's Buchhandlg., Heiligenstadt/Eichsf.

Recht deutliche Schrift bei Anzeigen-Manuskripten

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich kaufe Pilzsorte u. ert. Ausk. M. Benecke, Hamburg, Heitmannstr. 12

Pfarrer Kneipp's Tannensaft Tannenblüten-Lungenbalsam ist das bewährteste Mittel bei schwer. Brust- u. Lungenspitzenkatarrh, sowie Bronch.-Katarrh. Der hohe Gehalt a. Kalk u. Kieselsäure bringt Heilung u. Vernarbung, Zunahme d. Appetits, Abn. d. Fiebers u. d. Schweißbildung. Die große Flasche RM. 2.-. Kneippkurwegweiser kostenlos durch: Kneippmittel-Zentrale (Kneippapotheke) Würzburg

Die Anleitung machts! Persönliche Abliefer. frei Haus überall hin. Ritters Nähmaschinen Paderborn (Dom gegenüber)

Die weltberühmte HOHNER sogen. schn. Monatsraten Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teile-Preisen LINDBERG größtes Hohner-Versandhaus Deutschl. MÜNCHEN Telefonnummer 16

Heirats-Wünsche finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntags-Zeitung Der 7. Tag Auflage II. Vj. 37: 29 953 Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Was ist Pulok? Ein glänzend bewährtes, lebhaft anregendes Kräftigungsmittel in Pulverform. Lesen Sie den Prospekt „Mir Unrecht" Sag mir Ihren Pulok! 1.20 Kraussent-Pulok 2.- Lustiges Kinder-Pulok 1.40 Spielen Sie Pulok! 91.-100. Tausend Überall zu haben! Verlag Steinkopf Stuttgart W

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann: Roman, Unterhaltung und Frauenwelt; Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": III. Vj. 37: 26 780. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und den oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.

5. Jahrg. – Nr. 43 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 24. Oktober 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Herbsttage

Schon ins Land der Pyramiden
Flohn die Störche übers Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die süßen Sommertage,
Ach, sie sind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verschlungen,
Der sein stillstes Glück gesehn;
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die schöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unauthaltsam durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Wonne
Rieselt über Tal und Klutt.

Und es leuchten Wald und Heide,
Daß man sicher glauben mag,
Hinter allem Winterleide
Lieg' ein lerner Frühlingstag.

Theodor Storm

Blättertreiben – ganz unpoetisch

Wir müssen uns damit abfinden: die schönen Tage sind gezählt. Wir kommen in den feuchten Herbst, dichte Nebelschwaden legen sich über das Land, und dann kann es sein, daß Tagelang ein feiner Sprühregen niedergeht. Wir flüchten für die langen Abende in warme Zimmerecken, lesen dicke Bücher und schreiben lange Briefe. Das ist schön und gemütlich. Aber Stubenhocker brauchen wir darum doch nicht zu werden. Wir haben Mantel und feste Stiefel; da kann uns ein Regenschauer nichts anhaben, und wenn der Wind etwas scharf geht, so macht das die Gedanken klar und kühl. Mag sein, daß da draußen nicht mehr viel „los" ist, aber es geschieht doch immer etwas, man muß nur zusehen und drüber nachdenken.

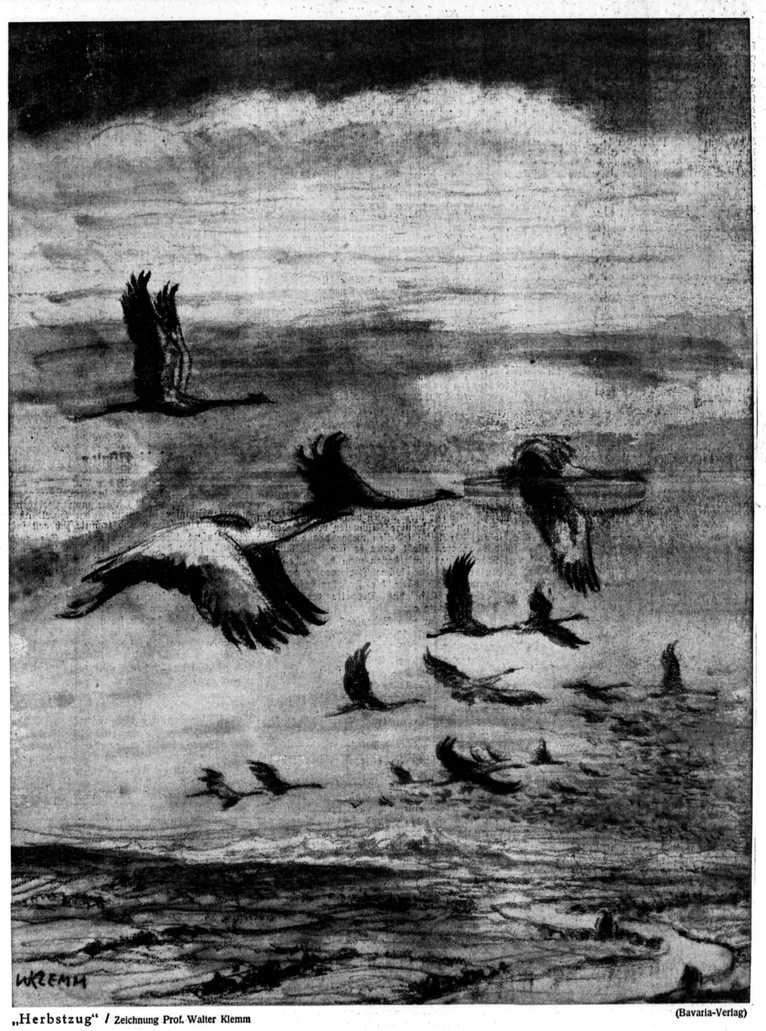
Wahrhaftig, nur ein welkes, dürres Blatt, wie es in diesen Tagen in flatterndem Schraubenzuge von den Bäumen herniederrieselt, soll uns einen Tiefblick in das Naturgeschehen geben. Es scheint ja so selbstverständlich zu sein, daß unser Tritt jetzt wieder durch die Massen der abgefallenen Blätter am Waldboden rauscht. Sie fielen eben ab, weil sie welkten. Warum aber welken die Blätter? Und hier wird die scheinbare Selbstverständlichkeit zum wissenschaftlichen Problem.

Jedes dem Alltag so lästige „Warum" ist für den Lebensforscher Ansporn, besondere Aufmerksamkeit dem „Wie" zu widmen, und wir wollen hören, was uns die Forschung über die Ursachen des Laubfalles zu sagen hat.

Bekanntlich benötigt der Baum seine Blätter zur Atmung und Verdunstung sowie zur Beschaffung für ihn wichtiger Nahrungsstoffe. Dieser letztere Dorgang wird ermöglicht durch die in den einzelnen Zellen des Blattes massenhaft vorhandenen mikroskopischkleinen Blattgrünkörperchen, die wahre Wunder leisten können. Sie stellen gewissermaßen kleinste Laboratorien dar, in denen Mutter Natur spielend das zuwege bringt, was der Chemiker trotz seiner komplizierten Apparate nicht nachahmen kann. Unter der Einwirkung des Sonnenlichtes sind nämlich die winzigen Blattgrünkörper imstande, die Kohlensäure der Luft in ihre Elemente zu zerlegen. Dabei wird der Kohlenstoff in organische Substanzen verwandelt und dem Pflanzenkörper einverleibt, während der Sauerstoff an die Außenwelt abgegeben wird. Ahnen wir nun, daß die winzigen Blattgrünkörper der Ausgangspunkt des organischen Lebens sind?

Sinnend halten wir unser dürres Blatt in der Hand, dessen Daseinszweck sein Ende erreicht hat und das nicht vom Baume „gefallen" ist, sondern das von ihm als entbehrlicher, ja sogar schädigender Ueberfluß abgestoßen wurde. Wenngleich wir auch gewohnt sind, im Herbste die gegebene Zeit für den regelmäßig wiederkehrenden Laubfall zu erblicken, so wird er doch schon den ganzen Sommer hindurch eingeleitet. Schon vom Zeitpunkt der Sonnenwende ab können wir feststellen, daß sich unsere Laubbäume nach und nach entlauben, und zwar werden zuerst jene Blätter abgeworfen, die von den übrigen Blättern beschattet sind. Im verminderten Lichtgenuße können sie nur wenig oder gar nicht mehr die oben geschilderte Arbeit der Assimilation mit Hilfe ihrer Blattgrünkörper leisten. Die erworbenen Nährstoffe — Stärke, Zucker usw. — wandern aus den Blättern aus, lagern als Reservestoffe den Winter über in Stamm und Wurzeln und auch die Blattgrünkörper treten zurück. Dabei finden aber eigentümliche Zersetzungen statt, denen das Herbstlaub seine leuchtende Färbung in Gelb, Braun oder Purpur verdankt.

Auf welche Weise entledigt sich nun der Baum seiner Blätter? Wird die Temperatur des Erdbodens im Herbst geringer und dadurch die saugende Tätigkeit der Wurzeln vermindert, so kann der durch die Wasserverdunstung der Blätter verursachte Wasserverlust nicht wettgemacht werden. Es bildet sich dann am Grund des Blattstieles eine eigene Zellschicht, die sogenannte Trennungsschicht, aus. Sie besteht aus fast reihenförmig angeordneten Zellen, deren lockerer Verband nur mehr einen sehr



„Herbstzug" / Zeichnung Prof. Walter Klemm (Bavaria-Verlag)

gebrechlichen Halt bietet, so daß schon der unbedeutendste Anlaß, ein leiser Windstoß, eine Erschütterung, ja sogar das Gewicht des Blattes allein ausreicht, es zum Abfallen zu bringen. Trotzdem dürfen wir nicht annehmen, daß Schnee und Eis als einzige, unmittelbare Ursachen des Laubfalles in Betracht kommen, denn auch in der Tropenzone, wo die Gegensätze von Hitze und Kälte mit ihren schädlichen Folgen unbekannt sind, können wir das Abwerfen der Blätter feststellen. Allerdings ist dieser Vorgang kaum bemerkbar, denn es gibt dort keinen allgemeinen, gleichzeitigen Laubfall wie bei uns, sondern es findet ein ständiges Erneuern und Abwerfen der Blätter statt, so daß der Gesamteindruck ungestört bleibt.

Hier müssen also auch noch innere, uns freilich noch unbekannte Ursachen im Spiel sein, die den Baum zur Ruheperiode veranlassen, und es scheint damit allen Pflanzen ein aus inneren Gründen bedingter Rhythmus eigen zu sein, der sie zur Ruheperiode zwingt. Es wäre damit auch leicht begreiflich, daß der Laubfall unserer Gewächse nicht als eine Anpassung an die Winterkälte anzusehen ist, sondern nur die Verlegung der Ruhezeit in die kalte Jahreszeit die wirkliche Anpassung darstellt.

E. S.

Der Siegelring / *Mein Freund, der Kapitän erzählt*

Ich führte zum erstenmal ein Schiff. Wir hatten in einem englischen Hafen Ladung eingenommen, die für Chile bestimmt war, und steuerten durch den Atlantik nach Süden. In einer weichen warmen Nacht hatte ich die Wache; ich ging, in tausend durcheinander treibende Gedanken versunken, auf der Kommandobrücke auf und ab und warf nur von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Kompaß, um festzustellen, daß der Mann am Ruder den angesetzten Kurs innehielt. Einmal, wie ich wieder gegen den Kompaß hin wanderte, sah ich, daß der Mann zusammenschrak und als ich näher kam, hatte er ein verfärbtes und verzerrtes Gesicht.

„Was hast du, Hansen?" forschte ich.

„Ach nichts, Kaptein", gab er verwirrt und ausweichend zur Antwort.

„Was nichts!" schalt ich. „Ich habe doch gesehen, wie du zusammengefahren bist, und du guckst noch jetzt wie Gespenster."

Da sah er mich wie ertappt von unten herauf an und sagte leise: „Da, auf dem Kompaß, Kaptein, da war eben ein Finger."

„Was für ein Finger?"

„Ein richtiger Menschenfinger, Kaptein, mit einem großen Siegelring darauf. Und der zeigte auf Ost."

Ich fuhr ihn wie unwirsch an: „Schwatz keinen Unsinn, Hansen! Du schläfst am Ruder."

Aber in Wahrheit war ich tiefinnerlich erregt und nicht vor Zorn. Ich war schließlich doch auch Seemann und dunklen Andeutungen aus der Tiefe des Unfaßbaren zugänglich wie alle meinesgleichen.

Und als ich nach mehrfachem Hin und Her auf der Kommandobrücke wieder am Kompaß angelangt war, da erblickte ich wahrhaftig auch den Finger. Es währte nur ein paar Sekunden, aber ich sah ganz deutlich den großen Stein im Ring, der im Schein des Kompaßlichtes leuchtete. Und der Finger zeigte auf Ost.

Nun war es mit meiner erheuchelten Gleichgültigkeit vorbei. Ich wechte meine Offiziere, die noch abergläubischer waren als ich, wenn man das so nennen soll, hielt einen langen Rat mit ihnen, und das Ende war, daß wir den Kurs auf Osten setzten.

So fuhren wir weiter durch die weiche warme Nacht. Meine Wache lief ab, und ich legte mich in meiner Koje nieder, konnte aber nicht schlafen. Als es Morgen wurde, holte man mich an Deck. Man hatte in der See treibend ein Floß mit Schiffbrüchigen gesichtet. Wir hielten darauf zu und brachten die Unglücklichen an Bord. Es waren ihrer drei: ein alter Bootsmann, ein junges Weib und ihr Mann, der aber war tot, und an dem Zeigefinger seiner rechten Hand trug er einen Siegelring mit einem großen roten Stein.

Der Bootsmann konnte nur den Namen seines Schiffes nennen: es war ein Italiener gewesen, der auf Brasilien gefahren war. Dann brachte er noch das Wort: Explosion! heraus und fiel in einen ohnmächtigen Schlaf. Das Weib gab keinen Ton von sich und machte Augen wie eine Wahnsinnige, ließ sich aber doch, zu Tode erschöpft wie sie war, unter Deck bringen und auf einen Diwan betten.

Der tote Mann aber mußte bestattet werden. Ich entnahm deshalb seinen Kleidern, was die Taschen enthielten, und legte es in eine Kajüte. Auch den Siegelring zog ich ihm vom Finger und steckte ihn zu mir, willens, ihn später mit der Erzählung von seinem vorzeitigen Erscheinen der Frau zu übergeben. Denn wenn es auch niemand gesagt hatte, war ich doch fest überzeugt, daß die beiden zusammengehörten, eben aus dem Geheimnis des Ringes heraus. Nachdem wir alsdann den Toten in ein Stück Segeltuch eingenäht und das traurige Paket mit altem Eisen beschwert hatten, weckte ich die Frau, die inzwischen einige Stunden geschlafen hatte, und fragte sie, ob sie der Versenkung beiwohnen wolle, da ich mich nicht für berechtigt hielt, falls meine Vermutung zutreffen sollte, die Leiche ohne ihr Wissen zu beseitigen. Sie erhob sich auch alsbald und ließ sich wortlos und mit schweren Gliedern von mir an Deck führen. Dort hielt ich wie gebräuchlich eine ganz kurze Ansprache, sprach ein Gebet und gab dann das Zeichen zur Versenkung. Im Augenblick aber, wo die Leiche über Bord verschwand, sprang sie von dem Stuhl, auf dem wir sie niedergesetzt hatten, auf und war im Begriff, sich über die Reeling hinterher zu werfen. Ich riß sie zurück und mußte all meine Kraft aufbieten, um sie zu halten, so verzweifelt wand und warf sie sich in meinen Armen. Mit Hilfe meines ersten Steuermannes brachte ich sie fast gewaltsam in die Kajüte zurück und zwang sie nieder. Aber immer wieder versuchte sie emporzuschnellen, und plötzlich, da alle ihre Anstrengungen vergeblich waren, schrie sie mir ins Gesicht: „Was wollen Sie von mir? Ich muß zu ihm. Sie haben gar kein Recht, mich im Leben zu halten."

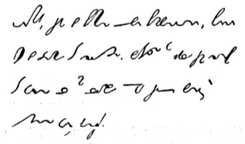
„Kein Recht!" sagte ich in einer Erleuchtung, die mit einem Male über mich kam. Ich zog den Ring hervor und teilte ihr in wenigen Worten mit, was uns damit widerfahren war. „Glauben Sie", schloß ich, „daß mich der Ring in der Nacht gerufen hat, damit ich einen Toten begrüße? Ihr Leben sollte ich retten, und nun ich es getan habe, halte ich Sie fest, verstehen Sie?"

Schon als sie den Ring erblickte, ging eine merkwürdige Veränderung mit ihr vor. Es war, als ob ein Zauber von ihm ausstrahlte. Der krampfige Widerstand ihres Körpers ließ ab, und ein unsagbar rührender Ausdruck des Sichergebens trat auf ihr Gesicht. Ich sah plötzlich, wie schön sie war, und auch die Tränen, die darauf langsam ihre Augen füllten, nahmen ihr nichts von ihrer Lieblichkeit. Und nach einer Weile mußten auch meine Worte ihrem Verständnis eingegangen sein. Denn ein ganz zartes Lächeln der Dankbarkeit ging über ihren Augen auf. Sie nahm den Ring aus meiner Hand, betrachtete ihn lange, führte ihn zum Mund, küßte ihn und schob ihn dann sacht auf meinen Finger. —

„Ja, ja", sagte der Kapitän nach einem längeren Schweigen, „es geschehen auf See schon seltsame Dinge."

Und wiederum nach einer Weile setzte er leise hinzu: „Sie ist jetzt meine Frau."

Kurzschriftuska



Was sind Devisen? Vor dem Kriege war dieses Wort eigentlich nur dem Geldmann, dem Bankbeamten und Kaufmann, der mit dem Ausland arbeitete, bekannt; in der Inflationszeit wurde es dann auch der breiten Masse zum Begriff, und heute spielt es in der Wirtschaftspolitik eine bedeutsame Rolle. Devisen sind Zahlungsanweisungen auf Geldbeträge in fremder Währung, die besonders in Form von Wechseln, in weiterem Sinne auch als Banknoten oder in ähnlicher Form im Inlande vorhanden sind. Man erhält sie dadurch, daß man selbst Waren ausführt und Dienstleistungen für das Ausland verrichtet, z. B. durch Frachten- oder Fremdenverkehr, ferner auch durch Aufnahme von Anleihen. Devisen werden insbesondere zum Ankauf von Waren aus dem Auslande sowie zur Deckung der eigenen Währung benutzt.

Die Herbstreise / Von J. H Rösler

„Und unsere Herbstreise?"

„Wir fahren diesen Herbst zum Bodensee."

Erich sagte es so schlicht und selbstverständlich, als ob er die Taschen voll Geld oder einen Wohnsitz nur wenige Kilometer vom Bodensee hätte. Er hatte indessen weder das eine, noch das andere. Wohl hatte er sich gute hundert Mark gespart, mit denen man bei bescheidenen Ansprüchen eine schöne Ferienwoche verleben konnte, jedoch hätte die Fahrkarte für zwei Personen allein das Doppelte verschlungen. Trotzdem sagte er:

„Wir fahren zum Bodensee."

„Zum Bodensee?"

„Gewiß."

„Du bist ein Narr, Erich!"

„Und Du bist eine altmodische Dame, meine zweiundzwanzigjährige Marianne! Du glaubst noch an die Eisenbahn, das Flugzeug, den Dampfer, wie Kinder an den Storch. Moderne Menschen reisen anders. Moderne Menschen reisen im Auto."

Marianne machte spöttische Augen.

„Dazu müssen moderne Menschen erst ein Auto haben!"

„Es genügt, wenn andere Leute ein Auto haben. Man stellt sich einfach auf die Landstraße, winkt einem Wagen, der Wagen hält an, man steigt ein und kommt ohne einen Pfennig Geld dorthin, wohin man will."

„Und so wollen wir zum Bodensee fahren?"

Erich strahlte:

„Ja. So fahren wir zum Bodensee."

Als Erichs Urlaub begann, packte er am nächsten Morgen seine junge Frau und einen alten Koffer und sie stellten sich auf die Landstraße. Der dritte Wagen nahm sie mit. Sie kamen nur kleine Strecken vorwärts, mußten öfter aussteigen, winken, umsteigen, oft auch unfreundliche Worte hören, Aerger über die Störung. Aber Erich und Marianne lächelten nur und dachten an ihr gutes Geld tief in der Tasche. Später wurden die Reiseabschnitte immer größer, je mehr sie sich der großen Verbindungsstraße zum Süden näherten. Und als sie diese erreicht hatten, machte sich Marianne besonders hübsch und Erich setzte ein Gesicht auf, als ob er mindestens zehn Jahre studiert und ein Schloß in Polen hätte. Dann stellte er sich mitten auf die Straße und winkte. Und siehe, ein schnittiger, großer Tourenwagen hielt an. Er war zwar nicht jüngsten Datums, dafür aber sah ein so reizendes junges Ehepaar am Volant, das just auch an den Bodensee wollte.

„Würden Sie uns bitte —", begann Erich.

„Nichts lieber als das", erwiderte der Herr am Steuer, „die ganze Fahrt suchen wir schon nette Leute, die mit uns fahren wollen. Bitte, steigen Sie ein. Wenn es Ihnen angenehm ist, machen wir heute abend in Rothenburg Station!"

Erich und Marianne war es sehr angenehm Die Fahrt verlief fröhlich, man fühlte sich wirklich als gern gesehener Autogast und als sie am Spätnachmittag in dem verzauberten Städtchen ankamen, wählte man zwei benachbarte Zimmer in einem guten Hotel, aß gemeinsam zu Abend und trennte sich erst spät.

„Unsere Rechnungen schreiben Sie zusammen", sagte der Mann mit dem Wagen mit einer noblen Geste und wandte sich an Erich, „ich hoffe, Sie sind damit einverstanden?"

„O bitte, bitte —"

Erich hatte seinen Ohren kaum getraut und drückte unter dem Tisch seiner Frau die Hand. So viel Glück hatten sie nicht erwartet. Marianne holte ihr schönstes Lächeln aus ihrem großen Vorrat, den jede Frau bei sich hat und sagte ein wenig verlegen:

„Eigentlich — Sie haben schon so viel für uns getan —"

Aber die zwei mit dem Wagen lächelten zurück:

„Es war uns ein Vergnügen."

Am nächsten Morgen — man hatte ein wenig verschlafen, des schweren Weines ungewohnt, und die Sonne stand schon hoch am Himmel — klopfte es an die Tür.

„Herein!"

Der Kellner trat ins Zimmer.

„Sie wünschen?"

„Die Rechnung, mein Herr."

Erich war mit einem Schlag munter.

„Daß muß ein Irrtum sein", stotterte er, „wir haben doch gestern mit dem Wirt vereinbart, daß die Rechnung mit der der anderen Herrschaften zusammengeschrieben wird?"

Der Kellner nickte höflich:

„Das ist auch geschehen. Und zwar, wie die anderen Gäste angeben, auf Ihren Namen. Sie lassen Sie noch schön grüßen und beauftragten mich, Ihnen heute früh vor Ihrer Abreise diesen Brief zu übergeben."

Erich riß dem Kellner den Brief aus der Hand.

„Liebe Freunde", las er, „leider mußten wir heute früh weiter und konnten Euer Erwachen nicht mehr abwarten. Wir wünschen Euch eine gute Weiterfahrt und eine angenehme Autokameradschaft. Wir selbst haben bereits zwei nette Menschen gefunden, die mit uns fahren. Denn sonst könnten auch wir keine Reise machen. Wir haben wohl ein Auto, aber kein Geld. Und so nehmen wir gern überall Menschen mit, die Geld haben, aber kein Auto. Und wie auch die Fahrt nichts kostet, kostet uns das Hotel nichts. Das ist eine ausgleichende Gerechtigkeit. Heute muß jeder reisen, wie er kann. Darum denken wir auch, daß Ihr unsere Rechnung begleichen werdet, und bitten euch nicht zu murren. Mit der Eisenbahn wäre es für euch wohl billiger, aber keinesweas so nett gewesen. Und eine gute Lehre nehmt ihr auch mit nachhause: nichts bekommt man im Leben geschenkt, auch wenn es manchmal zuerst den Anschein hat.

Eure Freunde mit dem Wagen."

Dies nebenbei

Der Käuze sind nicht wenige, die ihr Leben mit dem intensiven Sammeln irgendwelcher kurioser Dinge ausfüllen. Zu ihnen zählt auch Musta Ali Bey, ein 60jähriger, in Konstantinopel lebender Türke, sind zahlreiche große Schränke in seinem bescheidenen Heim doch mit nichts anderem als Stempel vollgefüllt. Da kann man gegen geringes Entgelt einen Gummistempel betrachten, den ein vor zehn Jahren in Serajewo zum Tode verurteilter Heiratsschwindler und Frauenmörder unter die Briefe zu setzen pflegte, mit denen er seine Opfer anlockte. Da ist der Firmenstempel eines Unternehmens, das im Panama-Skandal eine führende Rolle spielte. Musta Ali Beys Ehrgeiz war es immer, Stempel solcher Leute in seinen Besitz zu bringen, die irgendwie von sich reden machten. Sein besonderer Stolz gilt einem Urkundensiegel des letzten Sultans der Türkei, das aus einer Zeit stammt, als das Sultanat nur acht solcher Siegel in Gebrauch hatte.

*

In diesen Tagen hat die Stadt Dorchester an den englischen König eine Summe von 20 Pfund als Steuer gezahlt, wie es seit tausend Jahren der Brauch ist. Seit den Tagen der Könige von Wessex hat Dorchester als persönlicher Besitz des Königs gegolten, und die Steuer von 20 Pfund, die alljährlich von den Einwohnern gezahlt wird, findet in einer Urkunde des Jahres 1221 Erwähnung, als ständige Auflage der Stadt. Im 14. Jahrhundert ließ Eduard II. nachforschen, ob die Steuer in Höhe von 20 Pfund den Verhältnissen der Stadt angemessen sei. Der Sheriff unterzog daraufhin das Einkommen von Dorchester einer genauen Prüfung und kam zu dem Ergebnis, daß 20 Pfund die richtige Summe sei. Seitdem ist die Steuer unverändert und unangetastet geblieben und wird Jahr für Jahr gezahlt.

*

Daß glückbringende Amulette und Maskotten nicht immer die Eigenschaft haben, die man ihnen andichtet, beweist ein trauriger Vorfall, der sich vor einigen Tagen auf der Straße nach Biggleswade in der Grafschaft Bedfordshire (England) abspielte. Das Auto eines Mr. James Day befand sich auf der Fahrt nach Biggleswade, wo die Hochzeit von Joyce Day, einer Nichte von Mr. James, stattfand. Mr. Day wollte dem Hochzeitspaar eine besondere Freude bereiten, indem er seinen Wagen mit allerlei Glücksbringern, Mascotten und Amuletten anfüllte, die als Geschenke gedacht waren. Unter den Gaben befanden sich versilberte Hufeisen, Glücksklee, Glücksschweine aus Porzellan, Glückspilze und Marienkäferchen, indische Amulette, ein Autotalisman, der seinen Besitzer vor Unfällen schützen soll und dergleichen mehr. Zu allem Ueberfluß hatte Mr. Day auch noch einen Kaminkehrer in voller Ausrüstung gebeten, mit ihm zu fahren, um Glückwünsche darzubringen. An einer Kurve kam der „Glückswagen" ins Schleudern und prallte gegen einen Baum. Der Wagen ging in Trümmer, seine beiden Insassen, Mr. Day und der Kaminkehrer, mußten mit lebensgefährlichen Verletzungen ins Krankenhaus gebracht werden.

*

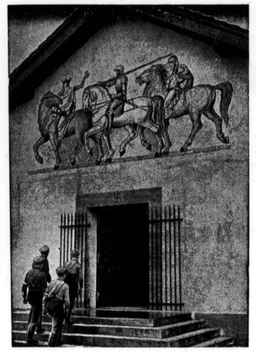
Als das Erdbeben von San Francisco ausbrach, war gerade die Operngesellschaft von Conried in der Stadt, und die großen Sänger wohnten im Palast-Hotel. Unter ihnen war auch die englische Sängerin Edith Walker, die später von ihren Erfahrungen sehr Merkwürdiges zu erzählen wußte. Sie war, als das Erdbeben eintrat, zunächst die Treppe heruntergelaufen. „Unten", erzählte sie weiter, „sagte uns der Hoteldirektor ganz ruhig: ‚Meine Herrschaften! Ich kenne die hiesigen Erdbeben. Jetzt sind die ersten Stöße vorüber — jetzt können Sie ruhig jeder noch auf Ihr Zimmer hinauf und sich das Nötigste holen, was Sie für die nächsten Tage brauchen.' Die meisten von uns wagten den letzten Gang. Es zeigte sich aber, daß wir Frauen doch mehr Hirn haben als ihr Männer. Man mußte sich allerdings in zwei Sekunden entscheiden. Was brachte ich mit von meinen Sachen? Diesen meinen langen Pelzmantel und mein Täschchen mit ein paar Dollars. Eine Kollegin von mir holte sich ihren Schlafrock und ein Paar Reitstiefel. Das war auch ganz vernünftig. Was aber brachten die Männer: Caruso gar nichts; denn er war zu gar keinem Entschluß gekommen. Scotti brachte sich eine Zeitung und einen Kopfpolster (dabei hatte er nichts als Hemd und Unterhose am Leibe), der Kapellmeister sein Zahnbürstchen und eine Flasche Mundwasser — die wohlgefütterte Brieftasche hatte er auf demselben Nachtkästchen liegen lassen. — Burgstaller, der frühere Bayreuther Parsival, brachte — nun, was glauben Sie — seine Kopfbürste in der einen und ein lebendes Huhn in der anderen Hand mit.

*

Nach über zweijähriger Arbeit geht in Newcastle ein Riesenfernrohr seiner Vollendung entgegen und wird in kurzem nach Südafrika geschickt werden, um auf der Sternwarte von Pretoria eingebaut zu werden. Es gehört zu den größten Fernrohren überhaupt und ist das größte, das sich auf der südlichen Halbkugel befindet. Der Spiegel hat einen Durchmesser von 1,85 Metern, und sein Gewicht beträgt zwei Tonnen. Das Rohr aus Duraluminium ist 13 Meter lang. Die beweglichen Teile des ganzen Instrumentes wiegen etwa 35 Tonnen, aber mit Hilfe von 18 Motoren kann jede Bewegung leicht ausgeführt werden. Die Kosten belaufen sich auf 9000 Pfund, also rund eine halbe Million Mark.

General der Flieger Milch in London

Bei seiner Ankunft empfing ihn Vizemarschall Peirs (Planet, Zander-K.)



Die Adolf-Hitler-Weihestätte in Pasewalk

Das ehemalige Reservelazarett im alten Schützenhaus von Pasewalk, in das Adolf Hitler am 21. Oktober 1918 mit einer schweren Gasvergiftung gebracht wurde, ist zu einer würdigen Gedenkstätte hergerichtet worden, deren Uebergabe jetzt, da sich der Tag zum 19. Male jährt, feierlich erfolgt. — Rechts: **Ein Blick auf das Gebäude.** (Weltbild, Zander-K.) — Mitte: **Die Ehrenhalle,** die an Stelle des ehemaligen Lazarettsaales entstand. Ein großes Mosaikbildwerk im Innern trägt die Inschrift: „Anno 1918 wurde in diese Stätte ein Soldat gebracht, der die Sorge um Deutschland wie ein brennend Feuer im Herzen trug." (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Reichsführer ᛋᛋ Himmler in Rom

Die Ankunft des Reichsführers ᛋᛋ in der italienischen Hauptstadt. Von links nach rechts: Botschafter von Hassel, Reichsführer ᛋᛋ Himmler und Polizei-Senator Bochhini. (Associated Preß, Zander-K.)

Ein Mahnmal für die Opfer des Weltkrieges in Pommern

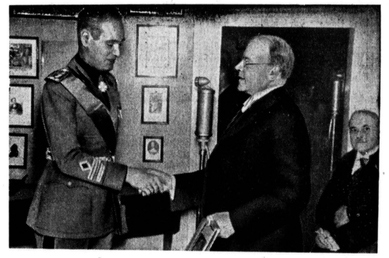
Vor der ältesten Burg Pommerns in Schivelbein wurde am Sonntag ein Mahnmal eingeweiht, das aus bayerischem Porphyr von dem bekannten Berliner Bildhauer Professor Hermann Hosaeus geschaffen wurde. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Polen ehrt seinen Nationalhelden

Am 70. Geburtstag von Marschall Pilsudski pflanzte der polnische Staatspräsident Moscicki in dem Geburtsort des Marschalls, Zulow, eine Gedenkeiche. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Aga Khan in Berlin

Der in London lebende indische Nabob Aga Khan, der sowohl der größte Rennstallbesitzer der Welt ist, als auch der letzten Versammlung des Völkerbundes präsidierte, ist mit seiner Gattin zu einem Besuche der Reichshauptstadt eingetroffen. (Weltbild, Zander-K.)



Ehrung des deutschen Dichters Klopstock durch den Duce

In einer besonderen Feierstunde der Klopstock-Gesellschaft in ihrem Hause zu Quedlinburg überreichte der italienische Generalkonsul Renzetti der Klopstock-Gesellschaft ein Bild Mussolinis mit eigenhändiger Widmung. Anlaß zu dieser Ehrung ist der Umstand, daß der italienische Regierungschef vor längeren Jahren das Leben des deutschen Dichters Klopstock als Thema für seine Doktorarbeit gewählt hat. — Generalkonsul Renzetti übergibt dem Klopstockforscher Dr. Lütcke, Berlin, das Bild des Duce. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

58 neue Jugendherbergen wurden geweiht

Von dem historischen Annaberg in Oberschlesien aus weihte der Reichsjugendführer Baldur von Schirach in einer durch den Rundfunk übertragenen Rede 58 Jugendherbergen in allen deutschen Gauen. Unser Bild zeigt die Feierstunde auf dem Annaberg. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Die Wahabiten wieder in Bewegung

Mit großer Aufmerksamkeit wird im Hinblick auf die Unruhen der Aufmarsch der Wahabiten verfolgt, deren Truppen sich längs der Grenze von Palästina und Transjordanien zusammenziehen. Hier sehen wir Wahabiten auf dem Marsch. Sie sind fanatische Kämpfer für ihren islamischen Glauben.

Flüchtlinge kehren aus Frankreich nach Nationalspanien zurück

Zahlreiche spanische Familien aus Madrid, denen es zu Beginn des spanischen Krieges gelungen war, die von den Roten terrorisierte Hauptstadt zu verlassen und auf französisches Gebiet zu flüchten, kehrten jetzt in ihr Vaterland zurück. Sie passierten bei Hendaye die Grenze nach Nationalspanien.

Zwischen Himmel und Erde

1. Fortsetzung

Verwegene Fahrten mit dem Freiballon

Auf einmal ein Schrei: Wasser! Richtig, genau geradeaus ein blinkender Streifen, der immer größer, immer tiefer wird. Kein Zweifel, das ist ein See, ein Meer — aber welches?

Und da zieht schon wieder eine Wolkenecke heran, unheimlich schwarz drohend, unheilverkündend. Was tun?

Kaum können sie den Gedanken einer schnellen Landung durchdenken, da hat sie auch schon eine Bö gepackt und zu Boden gedrückt, durch den Anprall löst sich der größte Teil der Sandsäcke aus. Nun steigen sie pfeilgerecht gen Himmel, dem Unwetter in den Rachen.

Durch den Anprall sind auch ihre nautischen Instrumente zerstört, ihr Ballon ist ein Wrack, ein hilfloses Werkzeug in des Sturmes Gewalt.

Über der wogenden See

Unvermindert tobt der Sturm. Ein steifer Südwest hat sie in seine Arme genommen und peitscht sie über das Meer. Schon längst ist den Insassen der Gedanke aufgegangen, daß sie vom südlichen Kurse abgekommen sind, der sie nach Süden fahren sollte, ins schöne Frankreich am Mittelmeer, wo man vom Kriege und einer Sturmwahrt in den Wolken nichts kannte.

Es muß eine unheimlich schnelle Fahrt sein, die sie machen. Einer der Insassen verflucht die Briefstaube, die sich ängstlich in einer Ballonecke verborgen hält, an den Rand des Korbes zu setzen und zum Abflug zu bringen. Mit einem durchdringenden, ängstlichen Laut hüpft sie wieder in die Ecke. Ein schlechtes Zeichen, das, meint der Offizier; denn er hat einmal gehört, daß Tauben nur dann nicht losfliegen wollen, wenn die Geschwindigkeit des Gefährts, in dem sie sind, größer ist als ihre eigene.

Nette Aussichten, und nichts als Wolken ringsherum.

Und nun beginnt es zu schneien! Dicke, dichte Flocken tanzen in den Korb. Sie wirbeln mit solcher Geschwindigkeit und Wucht herein, daß innerhalb einer halben Stunde der Korb mit Schnee gefüllt ist. Ein Wunder, daß sie bei dieser Belastung nicht aufs Meer gedrückt werden.

Vergebliche Hoffnung

Da lichtet sich plötzlich das Gewölk, sie schauen hernieder, und trauen ihren Augen nicht: sie sehen ein Schiff unter sich, in geringer Tiefe, hundert Meter vielleicht schweben sie über dem Meer, vielleicht auch noch weniger.

Ein Schiff — und es hat sie gesehen!

Aufgeregt laufen die Menschen auf dem großen Passagierdampfer hin und her. Retten, den Ballon retten, aber wie?

Der Ballonführer läßt Gas entweichen, soviel Gas, daß der Ballon schnell fällt. Auf dem Dampfer hat man schon Rettungsboote klargemacht, um den Balloninsassen zur Hilfe kommen zu können. Aber das scheint nicht notwendig zu sein. Wunderbar ruhig schwebt der Korb auf den Dampfer, auf das freie Deck zu. Sie können sich mit den Passagieren verständigen und von ihnen erfahren, wo sie sind — 150 Seemeilen südwestlich von Irland. — Da fast der Sturm wieder zu und entführt die schon gerettet Geglaubten wieder in die Luft. Der Rettungsversuch mißlang, die „Ville d'Orleans" treibt weiter mit unheimlicher Geschwindigkeit nach Norden.

Die „Ville d'Orleans" erreicht im Laufe der wilden Fahrt über die Nordsee die bis dahin nie erreichte Höhe von 5000 Meter. Und es ist noch immer kein Ende des Sturmes abzusehen, und die dunklen Wolkenbänke treiben noch immer ihr grausames Spiel mit der strapazierten Hülle, die jeden Augenblick den Gewalten einer Bö nachgeben und in ein Nichts zerreißen kann.

In dunkler Nacht rast der Ballon an der norwegischen Küste entlang über das Meer. Schließlich erbarmt sich eine Bö der beiden Offiziere und ihrer Brieftaube und treibt sie in eine Luftschicht, die landeinwärts strebt.

Über Norwegens Schneewüsten

Ein phantastischer und doch grausiger Anblick bietet sich den Ballonfahrern: sie sehen eine weiße Schneelandschaft unter sich, die nur von den gähnenden Fjorden dunkel und unheimlich unterbrochen wird. Fern hinten am Horizont braust der Sturm, hier herrscht Ruhe und Frieden, ja, sie erkennen hier und da ein Licht. Es sind einsame Fischerhütten, deren Insassen nichts merken von dem tragischen Geschick, das sich oben in den Lüften zu vollenden scheint.

Stundenlang währt diese Fahrt über die Schneewüsten Norwegens. Der Ballon ist mannbrierunfähig, er ist ein Wrack, vor sanken es bereits, er ist ein Spielball des Geschickes.

Schwarze Flecken heben sich in der Ferne von der auch in dunkler Nacht hell erkennbaren Schneewüste ab. Es sind Bäume.

Die beiden Offiziere der „Ville d'Orleans" fassen langsam wieder Mut. Sie lassen so viel Gas entweichen, wie heraus will, und erreichen, daß der Ballon langsam, kaum wahrnehmbar, fällt. Er fällt immer mehr, die Hülle schrumpft immer stärker — schließlich sinkt ein großer, zerrissener Sack auf die Baumwipfel. Es knackt und zerrt, es reißt und sticht in den Gliedern der Fahrer. Aber sie packen fest zu, sie meistern die Landung . . . sie haben wieder Boden unter den Füßen . . .

Nach 36stündiger Sturmfahrt sind die beiden Offiziere am „Ziel" ihrer Reise angekommen. Die Brieftaube löste sich aus ihrer Erstarrung und flieht davon; sie kehrt zu ihrem Schlag in Paris zurück, nach drei Tagen hatte sie ihre Heimat bereits erreicht.

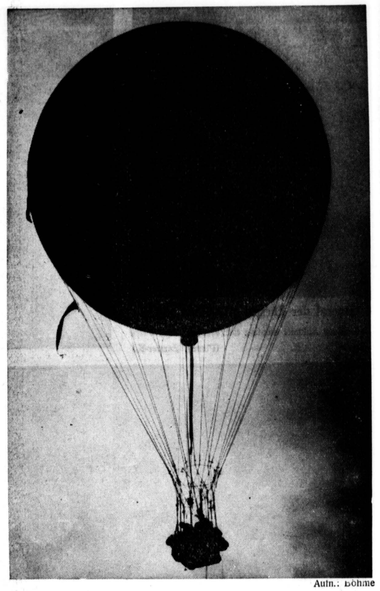
Nun beginnt ein endloser Fußmarsch durch die Schneegefilde Norwegens. Sie marschieren Tage, sie marschieren Wochen. Die beiden Gerettetenflugoffiziere haben äußerlich mit einem Soldaten nichts mehr, mit einem Menschen schlechthin nur wenig gemein. Sie nähren sich von Fischen, die sie an provisorisch verfertigten Angelruten fangen. Zum Feuern verwenden sie Teile der Ballonhülle, von der sie ein großes Stück mitgenommen haben.

Gerettet . . .!

Endlich, genau drei Wochen nach ihrem Aufstieg aus den Tuilerien, gelangen sie an menschliche Behausungen, sie sind wirklich gerettet.

Das Material, das sie über diese Sturmfahrt gesammelt hatten, war für die Erforschung des Luftmeeres das wichtigste, was im 19. Jahrhundert zusammengetragen werden konnte. Man stellte fest, daß sie zeitweise mit einer Stundengeschwindigkeit von 150 Kilometer über das Meer gerast waren, daß sie die Sonne des Windes halb über England getrieben und sie dann doch wieder aufs offene Meer nach Norwegen gejagt hatte.

Die Sturmfahrt der „Ville d'Orleans" rief die Wagemutigen des Freiballons auf den Plan, nun erst wird der Freiballon zu einem Objekt der Weltenbummler. Und darüber hinaus hat die Sturmfahrt der „Ville d'Orleans" auch der Erkenntnis Bahn gebrochen, daß es möglich ist, bei richtiger Navigation große Wasserstrecken zu unternehmen, wie wir sie im Laufe der nächsten Jahrzehnte in großer Zahl erleben.



Aufn.: Böhme

Von der Flaute erlaßt

Eine dichte Wolkenschicht lagert über den Gipfeln des Gebirges. Man muß sparsam sein mit dem Ballast, denn, o Schred, die Fahrt läßt nach, eine Flaute hat den Ballon „Barmen" trotz aller Vorsicht erfaßt und hält ihn einfach fest. Wie festgeankert steht der Ballon über einem Tal, das mit zunehmendem Tageslicht belebter wird. Die Bewohner laufen zusammen und staunen ob dieser Erscheinung, eine Verständigung ist selbst bei starkem Tieferziehen nicht möglich, weil die Leutchen einfach schreiend davonlaufen.

Und Ballon „Barmen" rührt sich kaum vom Fleck. So wird es Nachmittag. Endlich tut sich starker Luftzug auf. „Barmen" bekommt wieder Fahrt.

In 5500 Meter Höhe erkrankt

Der Ballon steigt und steigt. 1000 Meter, 2000, 3000, 4000, 5100—200—300; da, in 5500 Meter Höhe macht Hugo Kaulen auf einmal schlapp. Sein Begleiter glaubt, daß es die blaue Luft sei, die er nicht vertragen kann, und bereitet die Sauerstoffapparate vor. Kaulen atmet, aber das kann es nicht sein; sein Magen rumort, heftiges Erbrechen stellt sich ein, er ist unfähig, den Ballon weiter zu führen.

Nun, das kann ja heiter werden in 5500 Meter Höhe, denkt der Begleiter. Was nutzt es, wenn ich heruntergehe, dann bekommen wir keine Fahrt. Den Wettbewerb etwa beenden, unmöglich aufgeben? Niemals!

Der Kranke selbst besteht weiter zu fahren. er will dem Begleiter Ratschläge für die Führung des Ballons geben, mit einem Male wird er fetzwätzlos.

Und „Barmen" fährt trotzdem weiter. Der Ballonführer hat es ja befohlen!

Im Morgengrauen haben die Fahrer übrigens drei ihrer Konkurrenten erkennen können. Sie kämpfen genau so gegen die Flaute an als sie selbst. Und das schienen die ersten des ganzen Feldes zu sein. Also scheint Ballon „Barmen" doch noch ganz gut im Rennen zu liegen.

Wie der Ballon auf etwa 2000 Meter heruntergeht, schlägt der Erkrankte wieder die Augen auf. Nun, es wird schon vorübergehen, nur weiter, mein Leber, weiter, wir müssen doch endlich einmal einen ersten Platz herausholen.

In der Nacht wird es bitterkalt. Kaulen zittert an ganzen Körper und klappert mit den Zähnen, daß seinem Begleiter angst und bange wird wegen des Risikos, das er als gesunder Mensch mit dem Kranken ja eigentlich übernimmt.

Und plötzlich steigt der Ballon und steigt. Dann fällt er wieder in rasendem Tempo. Anfänglich kann man sich dieses Spiel nicht erklären; bis uns endlich ein Licht aufgeht: Na, das sind Vertikalböen, Vorboten eines schweren Gewitters, das heraufzieht . . .

Aber die Gefahr geht glücklicherweise vorüber, die Nacht verläuft ziemlich ruhig, mit Ausnahme der vielleicht bedrohlichen Tatsache, daß wegen der starken Abkühlung des Ballons wieder stark Ballast gegeben werden muß, so daß am frühen Morgen für den dritten und entscheidenden Tag noch ganze sechs Sack Sand zur Verfügung stehen.

Zunächst hilft der glückliche Zufall. Die aufkommende Sonne zieht den Ballon höher und höher, schnell sind 4000 Meter wieder erreicht. Kaulen befindet sich in einem jämmerlichen Zustand, er kämpft seit einem Tage mit dem Gedanken: Niedergehen und in ärztliche Behandlung kommen, aber weiter fahren und vielleicht doch gewinnen.

Weiter um jeden Preis

Jetzt nimmt er das Glas in die zitternde Hand: Donnerwetter, sind das keine Ballone dort hinten. Der Begleiter sucht den Horizont ab: Jawohl, aber man kann die Namen nicht erkennen. Sie scheinen zwar von der „Barmen" weiter nach rechts, aber nicht viel vor ihr vorwärtszutreiben zu sein.

Kaulen reißt sich zusammen: Wir fahren weiter, um jeden Preis!

Und dann setzt ein Endkampf ein, wie ihn die Geschichte des Gordon-Bennett-Wettrennens der Lüfte bis dahin nicht erlebt hat. Es geht nicht um den Kampf zweier gleichwertiger Rivalen miteinander, nein, es ist eine ungleiche Partie, denn die Amerikaner und Franzosen haben viel besseres Ballonmaterial, die Amerikaner genießen noch den Vorzug, daß sie mit den meteorologischen Verhältnissen in diesem Gebiet viel besser vertraut sind, denn meistens handelt es sich bei ihnen um Offiziere der Luftwaffe.

Und dann kämpft sich auch keinen Kranken Mann im Korb, der gewiß mit seinen schwachen Kräften helfen will, so gut er kann, aber der natürlich nicht viel auszurichten vermag.

Um 9 Uhr morgens wird die Lage äußerst gefährlich. Kaulens Begleiter, der einige Ahnung von der medizinischen Wissenschaft hat, stellt fest, daß der Kranke an einer Vergiftung leidet. Nun wird es höchste Zeit, an das Ende zu denken, diese Verantwortung kann keiner mehr übernehmen.

Noch zwei Säcke Ballast müssen herunter, eine kurze Fahrstrecke hält sich „Barmen" noch in der Luft; ein paar Kilometer geht es noch über einen kleinen See. Das dahinter liegende flache Land erscheint zur Landung wie geschaffen.

Nach 42stündiger Fahrt

berührt der Korb des Ballons „Barmen" wieder die Erde. Er hat noch genau drei Sack Ballast an Bord, hätte sich also immerhin noch etwa eine Stunde in der Luft halten können. Und diese Stunde hätte die Entscheidung gebracht, denn auch die Konkurrenz ist um diese Zeit niedergegangen.

Ein schwerkranker Mann wird sofort aus dem Ballonkorb zur nächsten Bahnstation gefahren; während sein Mitfahrer sich noch beim Verpacken des Ballons befindet, ist Kaulen bereits in ärztlicher Behandlung. Sie stellen fest: „Schwere Fischvergiftung. Wäre der Patient eine Stunde später eingeliefert worden, hätte keine Garantie für seine Rettung bestanden!"

Und dieser Befund der Ärzte ist vielleicht der einzige Balsam, der die Tragik dieser Gordon-Bennett-Fahrt des Ballons „Barmen" im Jahre 1928 lindern kann: Denn bei genauer Nachprüfung der Landungsorte stellte die National Aeronautic Association of America fest, daß der Ballon „Barmen" von dem Ballon des siegreichen Captains Kestner nur um 800 Meter geschlagen worden ist.

Bei dieser Fahrt um den Gordon-Bennett-Preis der Lüfte war der dritten deutsche Sieg in dem ältesten Luftrennen der Welt fällig. Denn es ist ohne weiteres klar, daß, wäre Ballon „Barmen" voll ausgefahren worden, der siegreiche Amerikaner um viele Kilometer übertrumpft worden wäre.

Doch, was nützen „Wenn und Aber", was heißen 800 Meter mehr oder weniger, wenn es um die Rettung eines Menschenlebens geht!

(Fortsetzung folgt.)

Das Gordon-Bennett-Wettrennen 1928 in Amerika

Das Gordon-Bennett-Wettrennen der Lüfte wurde im Jahre 1928 von Detroit, der Automobilstadt Amerikas, aus begonnen. Unter den zwölf Ballonen, die an dem Rennen teilnahmen, befand sich auch Ballon „Barmen" unter der Führung von Hugo Kaulen sen., dem alten bergischen Freiballonpionier. Schon oft hatte er versucht, die Trophäe an sich zu bringen, schon manchmal hatte er einen guten Platz errungen und als Favorit ein Rennen begonnen, ob es ihm diesmal gelingen war zu siegen?

Als die zwölf Ballone sich in die Höhe hoben, ertönte ein ohrenbetäubendes Geräusch, 50 000 Automobilhupen sandten den Luftfahrern ihre Grüße in den Aether nach.

Drei Stunden währt die Fahrt schon. Es geht wenig Wind, um so geschickter muß der Führer manövrieren, um so viel wie möglich davon abzufangen. Jetzt geht es über den Detroit River dem Erie-See zu. Und da hinten liegen auch schon wieder diese verfluchten Gewitterwolken, die Hugo Kaulen im vergangenen Jahr stundenlang durchfahren mußte. Nee, nur fort davon, das ist etwas zu ungemütlich!

Die sechste, die siebente Stunde vergeht, es klappte alles wie am Schnürchen, zwar ein bißchen wenig Wind, aber das wird sich schon machen! Jedenfalls wunderbar ruhige Fahrt, bloß etwas zu wenig aufregend für einen alten Kämpen.

Durch tiefe Nacht

Ein riesiges Lichtermeer taucht auf; Das muß Cleveland sein; Ballon „Barmen" geht bis auf 20 Meter herunter, so daß eine mündliche Verständigung mit der Besatzung eines Leuchtschiffes möglich wird. Standort und Zeit werden berglichen. Dann kann die Nachtfahrt beginnen.

Auf einmal Gefahr aus nächster Nähe. Herrjeh, Cleveland. Da sind doch diese phantastischen Wolkenkratzer, Donnerwetter — und da taucht auch schon so ein ungeheures Ding auf, fast hätte man es im Glanze dieser vielen tausend Lichter nicht erkannt. Knapp, höchstens zehn Meter, nimmt der Ballon dieses Hindernis.

Die Nacht verläuft ziemlich ruhig, nur die starke Abkühlung des Ballons kostet kostbaren Ballast, man muß Sand werfen und immer wieder Sand. Denn im Morgengrauen sieht man eine große, graue Wand entgegenkommen: Das Alleghani-Gebirge! Und das hat es in sich. Das wissen alle Teilnehmer vom vergangenen Jahre her, wo es die meisten Ballone zu sich in die Schluchten und Täler zog. Also aufpassen.

„Alle Räder stehen still..."

Ein Besuch in Deutschlands größten Schmierölfabriken

Fünf Minuten Chemie, Technik und Volkswirtschaft, die alle angehen

„Volk ohne Raum" lautet die eindrucksvolle Charakterisierung des Zustandes, daß Deutschland auf Grund eines trotzen und nach dem Raub seiner Kolonien noch unerträglicher gewordenen Mißverhältnisses zwischen seiner Bodenfläche und der sie bewohnenden Bevölkerungszahl wie kaum ein anderes Land der Erde gezwungen ist, alle Kräfte des Geistes und der Handfertigkeiten zu mobilisieren, um Brot und Arbeit für die Millionen seiner Volksgenossen zu schaffen und sich im Weltwirtschaftswettbewerb der Nationen zu behaupten. Deutschland ist aber auch ein rohstoffarmes Land und so muß das Ziel einer nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik neben der durch den Vierjahresplan zu erreichenden höchstmöglichen Unabhängigkeit von ausländischen Rohstoffquellen vor allem darin bestehen, die für kostbare Devisen eingekauften und nach Deutschland eingeführten unentbehrlichen Rohstoffe durch einen hochentwickelten, mit reicher Arbeit ausgestatteten Veredelungsprozeß so zu verteilen, daß nicht nur zahlreiche Volksgenossen dabei lohnende Beschäftigung finden, sondern die Güter des veredelten Fertigfabrikates auch noch eine Ausfuhr erlaubt, die im Idealfall auf Grund des durch den Veredlungsprozeß bedingten höheren Preises die Kosten der Einfuhr deckt, ja, sie vielleicht sogar noch übersteigt. Ein Musterbeispiel dieser Art liefert die deutsche Mineralölindustrie und so folgte unser Bn. Schriftleiter gerne der Einladung der bedeutendsten Firma dieses Industriezweigs, der zur Royal Dutch Shell Gruppe gehörenden Rhenania-Ossag Mineralölwerke A. G. zur Besichtigung ihrer Werke in Harburg und Hamburg-Grasbrook, deren Ergebnis für unsere Leser im Zeichen des Kampfes um die deutsche Wirtschaftsfreiheit ebenso wie des alle gleichermaßen in seinen Bann ziehenden „technischen Zeitalters" sicher von Interesse sein dürfte.

„Wolle aus Milch", „Seife aus Kohle", „Stoffe aus Holz", „Kunstdünger aus Luft", „Gummi aus Kalk und Kohle", so lauten die alarmierenden Nachrichten über die Großtaten menschlichen Erfindergeistes, und der moderne Mensch des 20. Jahrhunderts ist auf dem Gebiet der Technik und Chemie derart an alle früheren Vorstellungen über den Haufen werfende Umwälzungen gewöhnt, daß meine Scherzfrage, vor einer appetitlich dampfenden Tasse Fleischbrühe im Konferenzsaal des Mineralölwerkes Harburg der Rhenania-Ossag gestellte Frage „Sie haben doch nicht etwa dieses köstliche Getränk auch aus Rohöl destilliert oder raffiniert?" nur mit einem leicht abwehrenden Schmunzeln verneint wird. Nein, solche Tausendkünstler sind die Harburger Shell-Leute nicht, aber was sie aus dem mittels riesiger fast durchweg in Deutschland gebauter Tankdampfer aus Mittelamerika eingeführten „getopften" d. h. entbenzinierten Rohöl alles an für fast jedes Unternehmen der industriellen Wirtschaft unentbehrlichen Dingen herstellen, genügt schon, um uns einen anschaulichen Begriff von ihrer volkswirtschaftlichen Unentbehrlichkeit zu vermitteln.

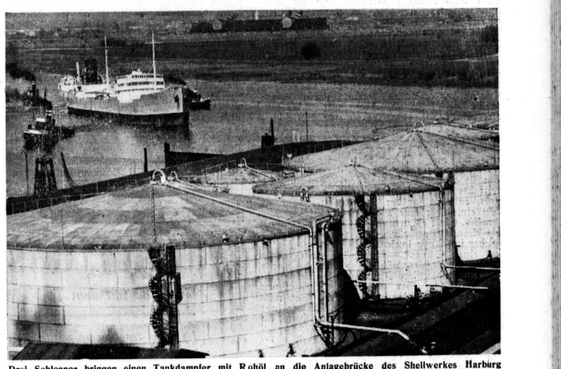
Ein Rundgang durch das Werk

führt uns in die im Schema keineswegs so komplizierte Produktionsmethode ein, wie es beim ersten Anblick der in verwirrender Fülle der baiterieweise nebeneinander aufgebauten großen Kessel, Trichter, Apparate, Wannen, Tanks und eines viele Tausende von Metern umfassenden Systems von Röhren jeden Laiebers zunächst den Anschein hat. Das mittels vom Werk gelieferten Dampfes aus den Tankdampfern gepumpte Rohöl wird zunächst in einem durch hohe Temperaturen erzeugten Destillationsprozeß in die verschiedenen „Fraktionen" des Bitumens, des Gas-, Spindel-, Maschinen- und Zylinderöls getrennt. Der darauf folgende Raffinations- d. h. Veredelungsprozeß scheidet aus den letzten drei Oelen alle die Anteile aus, die dem Schmiervorgang schädlich sind bzw. ihn unwirksam machen, wobei man sich konzentrierter Schwefelsäure und der auch bei der Reinigung der zur Margarineherstellung benötigten pflanzlichen Oele verwandten Bleicherde zur Absorption der unerwünschten Bestandteile bedient. Das anschließend durch große Filterpressen von der Bleicherde befreite „Oel-Raffinat" wird dann in die riesigen Spezialtanks gepumpt, die den Mineralölwerken ihr charakteristisches Gesicht verleihen und in jedem Besucher den bangen Eindruck erwecken

„Grade Gott, wenn hier einmal Feuer ausbricht und die Dinger in die Luft gehen".

In Wirklichkeit ist das halb so schlimm, denn erstens ist in derart riesigen Mengen aufgestapeltes Oel gar nicht so leicht entflammbar und dann sind umfassende Sicherheits-Maßnahmen getroffen, die uns auf Schritt und Tritt auffallen.

So haben wir als erstes unsere Streichhölzer vor Betreten des Werkes im Wagen gleich mit fertig erzeugtem Dampf beliefert werden. Die Tanks selber sind an ein von einer weitabgelegenen Zentralstelle aus zu bedienendes Schaumlöschrohrsystem angeschlossen, das jedes entstehende Feuer in kürzester Frist im Keim erstickt, so daß hier die Forderungen der Reichsarbeitsgemeinschaft Schadenverhütung lassen müssen und Rauchen ist ebenso wie jedes Hantieren mit offenem Feuer streng verboten. Die Lokomotiven, die die großen Tankwagen mit Oel und Bitumen rangieren, haben wohl einen Dampfdom aber keinen Schornstein, weile sie aus Sicherheitsgründen eingehenden Verbedelung unterzogen werden, wollen wir uns hier zunächst mit dem so ungeheuer vielfältigen Verwendungszweck des in Harburg hergestellten Endprodukts Bitumen befassen. Wer hat nicht schon in den Gräben und an den Rainen unserer Landstraßen jene großen meist mit schwarzen „Teerflecken" verzierten Blechtrommeln liegen sehen, die mit Sicherheit auf das Bevorstehen von Straßenausbesserungsarbeiten hindeuten? Und wer hat nicht schon irgendeinmal mit Dachpappe zu tun gehabt, die wegen ihrer isolierenden und vor Nässe schützenden Eigenschaften besonders geschätzt wird. Hier haben wir es mit zwei typischen Bitumenerzeugnissen zu tun, denn die moderne Asphaltstraßendecke ist ebenso wie die Dachpappe ohne diese bei einer gewissen Temperatur flüssig werdende und dann erstarrende Masse gar nicht denkbar. Zahlreiche Straßenprofile, Modelle und andere Schaustücke im Versuchslaboratorium des Harburger Werks vermitteln uns nicht nur ein anschauliches Bild von der hier im Interesse der Wirtschaft geleisteten systematischen wissenschaftlichen Arbeit, sondern überzeugen uns vor allem von der Vielseitigkeit der neuen Methoden, die hier nicht zuletzt in Verfolg der Ziele des Vierjahresplanes beschritten werden, um Deutschland vom Ausland unabhängig zu machen. Keine Reichsautobahn kann Bitumen entbehren, werden doch nicht nur die Fugen der Betondecken mit diesem Rohölbestillat ausgefüllt, sondern auch dort, wo infolge besonderer Bodenverhältnisse (z. B. im Ruhrkohlenbezirk) die Anwendung von unnachgiebigem Beton nicht ratsam erscheint, ganze Straßendecken damit hergestellt.



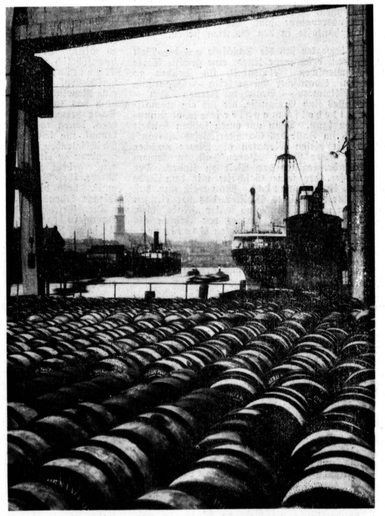
Drei Schlepper bringen einen Tankdampfer mit Rohöl an die Anlagebrücke des Shellwerkes Harburg

Fürwahr ein amüsanter Kreislauf der Dinge: während die schweren mit Gasöl betriebenen Lastzüge der Straßendecke aufs heftigste zusetzen, muß das Schwesterprodukt Bitumen die entstandenen Wunden heilen.

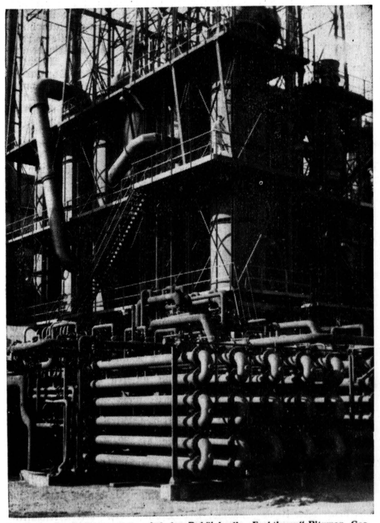
Aber auch für die modernen Wasserstraßen besitzt das Bitumen nach den neuesten Versuchen große Bedeutung, wird doch mit ihm nach einem besonderen Verfahren die Kanalsohle abgedichtet, was eine riesige Ersparnis an Material und Arbeit bedeutet. Isoliermaterial, Kabellitzen, mit Bitumen zum Schutz gegen Säuren ausgegossene Betonröhren, ja sogar mit Bitumen zum Schutz gegen Feuchtigkeit imprägnierte Kunstledersäcke, Wagenplane, Packpapiere, Pappen zeigen die vielfache Veredelungsmöglichkeit und Unentbehrlichkeit dieses mehr als unscheinbar wirkenden Produkts.

Bitumen, das „Mädchen für alles"

Da die durch die Rohölbestillation gewonnenen „Fraktionen" des Spindel-Maschinen- und Zylinderöls zum größten Teil in dem Hamburger Werk Grasbrook einer weiteren



Vom Lagerplatz des Mineralölwerkes Hamburg-Grasbrook gehen jährlich Zehntausende von Tonnen Schmieröl in über 300 Spezialsorten in aller Herren Länder



In dieser Destillationsanlage wird das Rohöl in die „Fraktionen" Bitumen, Gas-, Maschinen-, Spindel- und Zylinderöl durch Erhitzung und Abkühlung geschieden

Tankdampfern gepumpte Rohöl wird zunächst in einem durch hohe Temperaturen erzeugten Destillationsprozeß in die verschiedenen „Fraktionen" des Bitumens, des Gas-, Spindel-, Maschinen- und Zylinderöls getrennt. Der darauf folgende Raffinations- d. h. Veredelungsprozeß scheidet aus den letzten drei Oelen alle die Anteile aus, die dem Schmiervorgang schädlich sind bzw. ihn unwirksam machen, wobei man sich konzentrierter Schwefelsäure und der auch bei der Reinigung der zur Margarineherstellung benötigten pflanzlichen Oele verwandten Bleicherde zur Absorption der unerwünschten Bestandteile bedient. Das anschließend durch große Filterpressen von der Bleicherde befreite „Oel-Raffinat" wird dann in die riesigen Spezialtanks gepumpt, die den Mineralölwerken ihr charakteristisches Gesicht verleihen und in jedem Besucher den bangen Eindruck erwecken

„Grade Gott, wenn hier einmal Feuer ausbricht und die Dinger in die Luft gehen".

In Wirklichkeit ist das halb so schlimm, denn erstens ist in derart riesigen Mengen aufgestapeltes Oel gar nicht so leicht entflammbar und dann sind umfassende Sicherheits-Maßnahmen getroffen, die uns auf Schritt und Tritt auffallen.

So haben wir als erstes unsere Streichhölzer vor Betreten des Werkes im Wagen

Vom Lagerplatz des Mineralölwerkes Hamburg-Grasbrook gehen jährlich Zehntausende von Tonnen Schmieröl in über 300 Spezialsorten in aller Herren Länder

gleich mit fertig erzeugtem Dampf beliefert werden. Die Tanks selber sind an ein von einer weitabgelegenen Zentralstelle aus zu bedienendes Schaumlöschrohrsystem angeschlossen, das jedes entstehende Feuer in kürzester Frist im Keim erstickt, so daß hier die Forderungen der Reichsarbeitsgemeinschaft Schadenverhütung lassen müssen und Rauchen ist ebenso wie jedes Hantieren mit offenem Feuer streng verboten. Die Lokomotiven, die die großen Tankwagen mit Oel und Bitumen rangieren, haben wohl einen Dampfdom aber keinen Schornstein, weile sie aus Sicherheitsgründen eingehenden Verbedelung unterzogen werden, wollen wir uns hier zunächst mit dem so ungeheuer vielfältigen Verwendungszweck des in Harburg hergestellten Endprodukts Bitumen befassen. Wer hat nicht schon in den Gräben und an den Rainen unserer Landstraßen jene großen meist mit schwarzen „Teerflecken" verzierten Blechtrommeln liegen sehen, die mit Sicherheit auf das Bevorstehen von Straßenausbesserungsarbeiten hindeuten? Und wer hat nicht schon irgendeinmal mit Dachpappe zu tun gehabt, die wegen ihrer isolierenden und vor Nässe schützenden Eigenschaften besonders geschätzt wird. Hier haben wir es mit zwei typischen Bitumenerzeugnissen zu tun, denn die moderne Asphaltstraßendecke ist ebenso wie die Dachpappe ohne diese bei einer gewissen Temperatur flüssig werdende und dann erstarrende Masse gar nicht denkbar. Zahlreiche Straßenprofile, Modelle und andere Schaustücke im Versuchslaboratorium des Harburger Werks vermitteln uns nicht nur ein anschauliches Bild von der hier im Interesse der Wirtschaft geleisteten systematischen wissenschaftlichen Arbeit, sondern überzeugen uns vor allem von der Vielseitigkeit der neuen Methoden, die hier nicht zuletzt in Verfolg der Ziele des Vierjahresplanes beschritten werden, um Deutschland vom Ausland unabhängig zu machen. Keine Reichsautobahn kann Bitumen entbehren, werden doch nicht nur die Fugen der Betondecken mit diesem Rohölbestillat ausgefüllt, sondern auch dort, wo infolge besonderer Bodenverhältnisse (z. B. im Ruhrkohlenbezirk) die Anwendung von unnachgiebigem Beton nicht ratsam erscheint, ganze Straßendecken damit hergestellt.

Fürwahr ein amüsanter Kreislauf der Dinge: während die schweren mit Gasöl betriebenen Lastzüge der Straßendecke aufs heftigste zusetzen, muß das Schwesterprodukt Bitumen die entstandenen Wunden heilen.

Aber auch für die modernen Wasserstraßen besitzt das Bitumen nach den neuesten Versuchen große Bedeutung, wird doch mit ihm nach einem besonderen Verfahren die Kanalsohle abgedichtet, was eine riesige Ersparnis an Material und Arbeit bedeutet. Isoliermaterial, Kabellitzen, mit Bitumen zum Schutz gegen Säuren ausgegossene Betonröhren, ja sogar mit Bitumen zum Schutz gegen Feuchtigkeit imprägnierte Kunstledersäcke, Wagenplane, Packpapiere, Pappen zeigen die vielfache Veredelungsmöglichkeit und Unentbehrlichkeit dieses mehr als unscheinbar wirkenden Produkts.

Das Siedlerdorf in der Fischbecker Heide

Wer mit dem Lebenswerk und den Grundsätzen Sir Henry Deterdings, des nunmehr in Deutschland wohnenden geistigen Vaters des Shell-Konzerns vertraut ist, den wird es nicht wundernehmen, daß sich neben Tochtergesellschaften alles getan wird, um im Wettkampf um eine vorbildliche Gestaltung der sozialen Lebens-, Arbeits- und Wohnverhältnissen der Gesolgschaften mit an der Spitze der deutschen Betriebe zu marschieren. So haben wir Gelegenheit, das am Rand der Harburger „Schwarzen Berge" in der Fischbecker Heide im Bau begriffene und zum Teil schon fertig gestellte große Siedlerdorf zu bewundern, in dem, mitten in einer herrlichen Heidelandschaft gelegen, 86 schmucke und dem Landschaftscharakter angepaßte Eigenheime den Stammarbeitern des Harburger Werks eine neue Heimat bieten werden. Jede Stelle ist mit 1200 qm Land versehen, in die allerdings noch mancher Schweißtropfen gesteckt werden muß, und dank einer großzügigen Spende Sir Henry Deterdings brauchen die Siedlungsanwärter auch nicht einen einzigen Pfennig Geld mitzubringen, sondern verzinsen und amortisieren das Baukapital durch eine monatliche Mietszahlung in Höhe von RM 30.— solange, bis sie Eigentümer des Grundstücks geworden sind. Hier lebt es sich, weit ab von den Oel- und Schwefelsäuredünsten des Werkes, in Gottes freier Natur herrlich leben und fast beneiden wir die zukünftige Dorfgemeinschaft um ihre Heime wie um die Arbeit auf eigener Scholle, mit der sie sich den Feierabend verschönern werden.

300 Qualitäten Schmieröl für alle Welt

Welche Fülle von Eindrücken stürmt nicht auf uns ein, als wir uns dann in Hamburg, dem Tor Deutschlands zur Welt, durch das Gewirr der industriellen Anlagen im Freihafengebiet verschönern werden.

(Schluß nächste Seite.)

Immer abends als Letztes
Chlorodont

„Die Affen sind los!"

Unheimlicher Besuch im Schlafzimmer

Allerlei Affentheater

erzählt von Dr. Karl M. Schneider, Direktor des Leipziger Zoo

Es war nicht die erste Affenjagd, die wir erlebten, als zwei Rhesus-Affen plötzlich im Dickhäuterhaus freigekommen waren und im Taubenschlag existierten, wo die guten Brieftauben" entsetzt vor den gelben Teufeln durchs Fluglach stoben. Nachdem die beiden Flüchtlinge den Taubenschlag verlassen hatten, wurde verständlich nichts weiter von ihnen gesehen. Aber nach wenigen Minuten kam die Meldung: Sie hielten sich im benachbarten Häuserviertel auf; an einem Haus seien sie am Blitzableiter emporgestiegen, von einem Erker zum anderen geklettert, saßen nun im zweiten Stock auf einem Fensterbrett und guckten auf die Straße. Ein Erkundungstrupp zieht los und kommt vor das Gebäude. Das ist aber verschlossen; es ist ja Sonntag nachmittag. Endlich wird Einlaß gewährt. Ein Schutzmann schließt sich an. Dann geht es die zwei Treppen hinauf, es kommt eine Wirtin entgegen; dann liegt eine leicht verdrossene Zimmerfee durch die Tür: Die Dame des Hauses sei nicht zu sprechen, sie sei im Bad. Und Affen? Affen hätten sie überhaupt nicht; hier sei eine herrschaftliche Wohnung. Ehe sie aber das Vorsaal-Fenstercken zuknallt, tritt der Herr Wachtmeister vor. Als sie den sieht, entsinkt ihr der Mut und sie läßt ihn drei ein. Der kühne Mann springt sofort ans Fenster, wirft es zu und stellt sich davor, damit die kleinen Durchgänger nicht etwa rückwärts wieder ins Freie sausen. Die ihrerseits hocken auf einem Schrank — knapp an einer feuren Vase vorbei. Hiere nähert sich ihnen der zweite Wärter, und unsere Flüchtlinge trabeln unters Bett. Der Verfolger kriecht ihnen nach, die Bedrängten machen einen Satz nach dem Fensterkloß, und mitten im Sprung faßt sie hier der Wachtmeister mit der Hand im Genick.

Wer klopft denn da?

Das ist übrigens bei stärkeren Affen gar nicht so einfach! Noch deutlicher zeigte sich das, als einmal einem Schauspieler auf der Leipziger Herbstmesse zwei Rhesus-Affen entwischten. Die waren entwichen, und alle Absuchung war einem „Rhesus" zu danken! Das Mädchen kann ich schon verstehen, das in einer Septembernacht in ihrem Zimmer, noch licht hatte und plötzlich zusammenschrak, als zwei solche Kobolde vom Fensterbrett aus an die Scheibe klopften. Nun kam eine Aufforderung nach der anderen an den Zoologischen Garten: er möge die kleinen Mörder holen, die ihn eigentlich gar nichts angingen. Der rechtmäßige Besitzer meldete sich aber auch nicht. Der stellte sich übrigens erst ein, als die Ausbrecher wieder hinter Gittern saßen! Kein Tag verging ohne Beschwerde. Gleich am zweiten hatten sie in Gohlises Gärten die Birnbäume geplündert. Die Verfolgungen mit dem Netz verliefen ergebnislos, denn die Missetäter flüchteten durch die Baumkronen. Einmal schien die Gelegenheit ganz günstig. Ich verständigte die Feuerwehr. Die Rhesus-Affen sind ja Feuerscheu. Dabei wurden die beiden Lumpels wohl versprengt, fanden sich aber bald wieder zusammen. Der eine führte den anderen. Im gleichen wurde schon nicht mehr von zwei, sondern von drei wilden Affen geredet. Vielleicht haben sie Junge gekriegt, hieß die Erklärung. Der Spaß hörte jedoch auf, als die Nachricht einlief, die ausgebrochenen Affen-Sprößlinge säßen auf einer Veranda an der Wiege eines Säuglings. Nun wurde im Einwernehmen mit einem tierverständigen Herrn in dessen Laube eine Falle gebaut; ein Stein sog die Tür zu, sobald die Mörder nach aufgehängten Bananen sprangen. Der Fang wäre schnell gelungen, wenn nicht ausgerechnet an diesem Tage eine Frau dort unbedingt ihre Wäsche aufhängen mußte. So wurden die Gesuchten abermals vertrieben. Schließlich gingen sie doch noch auf den Leim. Ihr Lotterleben hatte ein Ende.

Der Affe im Schornstein

Zum Ulkigsten freilich was mir mit Klein-Affen vorgekommen ist, gehört ein Erlebnis aus dem Zirkus. Es paßt hierher, weil es einem Tierbändiger-Ehepaar widerfuhr, das mit einer Leipziger Löwengruppe in die Nähe von Dortmund geschickt wurde und dem die Zirkusleitung die „Exoten" anvertraut hatte. Eines Tages sind die Affen raus! Die ganze Mannschaft zieht auf Affenfang. Einer von den Affen hat sich auf einen einzeln stehenden Baum geflüchtet. Was tun? Der Stamm wird abgesägt. Und da man findet, daß sich ein Affe auf einem Ast besser ausnimmt als auf einem Brett, soll der Wiedergefangene ein Stück Baum in seinen Käfig kriegen. Los geht's. Aber während der Zimmermann den Ast in den Kasten setzt, ist unser Affe zum zweiten Male draußen. Diesmal sitzt er auf einem Mast. Den kann man nicht gut auch noch absägen. Für heute muß er oben bleiben, zumal sich die Besucher schon zur Abendkasse drängen. Die Vorstellung ist voll im Gange. Da erscheint zu aller Erstaunen — der Affe im Zelt, klettert seelenruhig an einer Stange empor und guckt sich die Vorführung von oben mit an — auch ohne Eintrittskarte. Der Direktor ist wild über die Störung. Den ganzen nächsten Tag wird gejagt und hinter dem Lausekaffen hergeprescht. Der Affe bleibt verschwunden, und der Zirkus muß weiterziehen; er haut ab und verladet nach Osnabrück. Frühzeitig wird unter dem Jubel der westfälischen Stadtjugend aufgebaut. Da schreien die Kinder: „Ein Affe ist ausgerückt!" Es ist der Ausbrecher! Kurz vor der Abfahrt aus Dortmund war er in einen anderen Zirkuswagen geraten und mit nach Osnabrück gefahren.

In Wellensbüttel auf dem Spielplatz angekommen, zog er wieder auf Abenteuer aus. Flog bei einem Dienstmädchen in die Kammer ein und fraß ihr die Ostereier weg. Der Zirkus bekam die Schadenersatzforderung. Inzwischen ging es an zu regnen. Unser Affe hatten sog die Konsequenzen und brachte sich in Deckung. In einen Schornstein. Als es aufgehört hatte zu regnen, kam auch unser Freundchen wieder zum Vorschein, diesmal aber schwarz wie ein Satan. Dann darf er sich in demselben Hause in die herrschaftliche Ostereierstube. Aber darauf hatte bloß einer vom Zirkus gewartet, der sich fünf Mark verdienen wollte. Und wäscht sich Fräulein sich einiger Marzipaneier annahm, schloß der ausgelassene Häscher das Fenster. Der Eierfresser wurde erwischt und der Pelz wurde ihm gewaschen; aber noch acht Tage lang sah er wie ein Schornsteinfeger aus. Das kümmerte ihn wenig. Viel näher ging es ihm wohl, daß er die nächste Reise nicht mehr als blinder Passagier auf eigne Kosten und Gefahr mitmachen durfte.

Seeräuber unserer Zeit

„Jaron", das Gangsterschiff

Geschäfte mit dem Tod - Waffenschmuggel unter falscher Flagge

Im Hafen von Odingen spielte sich kürzlich auf dem Dampfer „Jaron" eine blutige Meuterei ab, die damit endete, daß das Schiff unter Zurücklassung eines Teiles der Mannschaft, ohne die überzunommenen Kohlenvorräte und die Hafengebühren bezahlt zu haben, in See stach. Mittlerweile erfährt man, daß mehrere Ostseehäfen mit der „Jaron", die bald die britische und bald die griechische Flagge führt, in Wirklichkeit aber ein heimatloses Gangsterschiff ist, das sich mit Waffenschmuggel befaßt, sehr schlechte Erfahrungen gemacht haben.

Man sage nicht, daß die „Seeräuberromantik" in unseren Tagen ausgestorben sei. Die Geschichte des „Gangsterschiffes Jaron" ist abenteuerlicher als die manches mittelalterlichen Piraten. Man muß nur die Berichte der fünf griechischen Matrosen, die von der „Jaron" soeben im Hafen von Odingen abgesetzt worden sind, anhören, um sich davon zu überzeugen, daß es auch im 20. Jahrhundert Seeräuberromane gibt, die jegliche Schriftstellerphantasie in den Schatten stellen.

Je bewegter sich die Schicksale auf der Welt gestalten, desto mehr findet eine gewisse Sorte von Menschen Gelegenheit, im Trüben zu fischen. Spanischer Bürgerkrieg — Spannung im Mittelmeer — Brand im Fernen Osten — das alles sind Ereignisse, die sich ein ehemaliger Alkoholschmuggler sehr wohl zunutze machen kann. Denn um einen solchen handelt es sich im Falle des Gangsterschiffes „Jaron". Das seit vielen Monaten die Meere unsicher macht. Der Name „Jaron" ist in keinem Schiffahrtsregister der Welt zu finden. Der Dampfer, der seine Geschäfte mit dem Tode macht, ist heimatlos. Man weiß nur, daß der „Neder" dieses Schiffes, das vor einigen Jahren noch „Orion" und später „Make" hieß, ein Amerikaner ist, der es vor Jahren als Ahnführer einer der berüchtigten Rumflotten und später für den Alkoholschmuggel verwandte. In dieser Zeit verdiente das Gangsterschiff, solange die Prohibition über die Vereinigten Staaten verhängt war, manche Million mit seiner alkoholischen Ladung.

Gejagt und gehetzt über die Meere der Welt

Dann wurde das Alkoholverbot aufgehoben, die „Orion", die schon damals mitunter in der Südsee auftauchte, um in Odingen polnisches Bier für USA. zu verladen, hatte ihren Zweck verloren. Aber ihr Besitzer war nicht gewillt, auf seine dunklen Geschäfte zu verzichten. Er sah sich nach einem anderen Tätigkeitsfeld um, und die Weltgeschichte kam ihm zu Hilfe. Seitdem ist die ruhelose „Jaron" unaufhörlich unterwegs, um Waffen und Munition an alle Fronten der Welt zu verschieben. Wo immer Krieg ausbricht oder eine Revolution angezettelt wird, da stellt sich auch das Gangsterschiff ein, besetzt mit einer Schar verwegener Abenteurer aus allen Ländern, denen es nur auf eine hohe Heuer ankommt, um seine verhängnisvolle Ladung dem Meistbietenden auszuliefern. So ist die „Jaron" gezadezu zu einem Phantom der Meere geworden, gehetzt und gejagt durchpflügt sie die Meere, ihre Rumpf bald grau, bald rot übermalt, bald die griechische, bald die britische Flagge führend.

Die Geschäfte dieses modernen Piraten-Dampfers begannen mit dem abessinischen Krieg. Zu dieser Zeit tauchte sie damalige „Orion" in „Make" um und begann, dem Negus Waffen und Munition zu liefern. Obgleich sie zweimal von italienischen Fliegern mit Bomben versehen wurde, kam sie glücklich ans Ziel. Freilich mußten eine Reihe von Matrosen dabei ihr Leben lassen, aber was kümmerten den ehemaligen amerikanischen Bootlegger-König Menschenopfer, wenn er Geschäfte machen konnte. Die Flucht des Negus stellte die „Make", die nun „Jaron" getauft wurde, vor neue Aufgaben. War doch inzwischen der spanische Bürgerkrieg ausgebrochen, und man konnte schön verdienen, wenn man Munition nach Rot-Spanien lieferte. Da eine Zeit lang sehr gut z. die internationale Kontrolle der spanisch n Häfen die Waffenlieferungen erschwerte, wenngleich sie, nach den Berichten der erwähnten fünf griechischen Matrosen, keineswegs den Waffenschmuggel zugunsten der „bolschewistischen" Banditen in Valencia unmöglich machte. Immerhin wollte der Unternehmer nicht riskieren, daß sein Schiff womöglich durch die Aufmerksamkeit der Italiener im Mittelmeer der Beschlagnahme verfalle. Aber wozu gab es denn einen Konsul in Fernen Osten? Die Chinesen kaufen Gewehre und Maschinengewehre um jeden Preis, Geschäfte mit dem Tod sind allenthalben auf der Welt zu machen.

Meuterei in Gdingen

So befindet sich die „Jaron" jetzt nach einem höchst unerfreulichen Gastspiel in einigen Ostseehäfen auf dem Weg nach China. Daß man zum erstenmal Näheres über ihre geheimnisvollen Aufgaben erfährt, hat seine Ursache in einer Meuterei, die sich im Hafen von Gdingen an Bord des Dampfers abspielte. Die „Jaron" mußte ihre Besatzung ergänzen. Sie lief zunächst unter griechischer Flagge den Hafen von Riga an, den sie bei Nacht und Nebel verließ, um einige lettische Seeleute, verlockt von der hohen Heuer, hinten anwerben lassen, wieder verließ unter Verzicht auf ihre Schiffspapiere und ohne die Hafenabgaben entrichtet zu haben. Dann lief das Schiff, diesmal von der britischen Flagge geziert, den Hafen von Danzig an, wo es auf der Reede von Gdingen ankerte und Kohlenvorräte aufnahm. Inzwischen hatte es sich unter der neuen Besatzung herumgesprochen, daß die „Jaron" mit Waffen und Munition beladen sei und nach dem Fernen Osten fahre, was man den Matrosen bei der Anwerbung verschwiegen hatte. Es kam zu einer Meuterei, die Besatzung forderte, gestützt von einigen griechischen Matrosen, angesichts des Risikos die Verdoppelung der Löhnung. Um ihrem Verlangen größeren Nachdruck zu geben, schlossen die Leute einen der Offiziere in seiner Kajüte ein.

Der Kapitän, angeblich ein Grieche mit dem Namen Leonidas Papmanivopulos, lehnte die Forderung ab, es gelang ihm, mit Hilfe der Stammmannschaft unter Anwendung von Waffengewalt der Meuterei Herr zu werden und die Hauptaufrührer, die erwähnten fünf griechischen Seeleute, in Ketten zu legen. Die fünf wurden fürchterlich verprügelt und halb bewußtlos am Land gebracht, während die „Jaron", diesmal ohne die Kohlen bezahlt zu haben, schleunigst das Weite suchte. Die fünf zurückgelassenen Matrosen erstatteten den Hafenbehörden von Gdingen Anzeige, die sich daraufhin mit den österreichischen Behörden in Verbindung setzten, um durch rationellste Ausnutzung und Wiedereinnahme von Devisen den volkswirtschaftlich größten Nutzen zu erzielen.

Eine weiße Frau nach Lhasa. Als erste weiße Frau, die eingeladen wurde, Lhasa zu besuchen, ist jetzt die Gattin des amerikanischen Forschungsreisenden Cutting auf dem Wege nach Tibet, wo sie im Auftrag des amerikanischen Museums für Naturgeschichte und des Botanischen Gartens von Brooklyn ethnologische und botanische Sammlungen durchführen will. Mrs. Cutting ist schon zweimal in Tibet gewesen und wurde mit den verstorbenen Dalai Lama bekannt. Sie will ihren Gatten auch besonders in den photographischen Aufnahmen unterstützen. Die Reise wird in ihrem letzten Teil bis Lhasa mit Ponys ausgeführt werden, und nach kurzem Aufenthalt in der heiligen Stadt wird das Ehepaar sich nach Osten wenden und durch Sechuen kommen. Die bisher einzige Reise von einem Weißen, einem Geheimagenten der britischen Regierung durchquert worden sind.

Schluß des Artikels:
„Alle Räder stehen still . . ."

hafengebiet zur Schmierölfabrik Grasbrook durchwinden, die dem beengten und nur mit viel Geld aufzuwiegenden Platz im Hafengelände entsprechend die Werke des Hartwerks Werks völlig vermissen läßt und ihre räumliche Ausdehnungsmöglichkeit wie die Hoch- und Lagerhäuser nur nach oben suchen kann. Tausende von erell bemalten und sauber beschriebenen Oel-Blechkästen liegen hier auf dem Lagerplatz dicht aneinandergereiht und die Aufschriften ihrer Bestimmungsorte führen uns im Geist in alle Herren Länder. Hier liegen Fässer für Sidney und Melbourne, dort für Kopenhagen und Manchester, für Curacao, dem Ursprungsort des eingeführten Rohproduktes, für Alexandrien und Karachi, für Bombay und Tokio wie für alle bedeutenden Handelsplätze und Industrien der Welt und vermitteln so einen starken Eindruck von der weltumspannenden Bedeutung der deutschen Mineralölindustrie. Die frische Brise, die vom Hafen herweht und der Anblick der großen Seeschiffe, die an den benachbarten Kais festgemacht haben, verstärkt noch den romantischen Zauber der Ferne, der uns nüchterne Landratten hier umfängt und uns einen Blick in die Weite der Welt tun läßt.

Zunächst müssen wir allerdings bei der Besichtigung des Werks noch einmal eingehend mit ihrer Enge Bekanntschaft machen und uns die hellen Ueberganasmäntel fest umschlagen, **damit wir nicht die Spuren der Oelverede**lung und -Mischung und der Schmierfett-kocherei auf unseren Kleidern mit nach Hause nehmen. In großen Scheiderichtern werden hier in einem noch „raffinierteren" Raffinationsverfahren als in Harburg die unerwünschten und die Schmierfähigkeit des Oeles beeinträchtigenden Stoffe ausgeschieden und das so gewonnene Produkt je nach den Wünschen und Bedürfnissen der Besteller vielfältig in großen Mischbottichen gemixt.

300 verschiedene Oel- und 100 Fettqualitäten werden so erzeugt und vom Flugzeug bis zum mechanischen Webstuhl, von der schlichten Wagenschmiere des Landmanns bis zum U-Boot-Schmierstoff, von den höchste Leistungsfähigkeit und Dauer erfordernden Schmierstoffen der Reichsbahn bis zu den hundertfältig verschiedenen Maschinen und Apparaten der Elektroindustrie dienenden Oelen ist hier alles nur denkbare an Oelen und Schmierfetten vertreten.

Wie gewissenhaft hier gearbeitet wird, verrät uns ein Blick in das große Werkslaboratorium, in dem mit den verschiedensten, in den einzelnen Absatzländern gebräuchlichen Meßinstrumenten genaue „Diagnosen" über die Viskosität, den Flamm- und Stockpunkt u. a. m. der einzelnen Oele gestellt werden.

50 Länder der Erde

werden von hier aus mit mineralischen Oelen und Fetten versorgt und der volkswirtschaftliche Nutzen, der darin liegt, daß aus billigen Rohstoffen ein hochwertiges und entsprechend teureres Fertigerzeugnis hier Inlandsbedarf wie zum Export hergestellt wird, dürfte für jeden klar ersichtlich sein. Ueber 100 000 to ertüchtigter Schmieröle werden so jährlich aus dem an Rohölen so armen Deutschland ausgeführt, das das vierzehnfache Schmierölexportland der Welt ist, und dreiviertel davon entfällt auf die Produktion der Stollwerke, die es ihrer weitverzweigten Absatzorganisation in allen Erdteilen verdanken, daß abgesehen von der restlosen Deckung des durch den Wirtschaftsaufstieg Deutschlands bedingten gesteigerten Eigenbedarfs, fast 75 % der gesamten Rohöleinfuhrkosten wieder durch die Ausfuhr gedeckt werden. Die restliche Spanne wird durch umfangreiche Bestellungen von Tankschiffen, Blechen, Röhren und sonstigen Industrieprodukten so weit ausgeglichen, daß hier ein Multiplikationsgeschäft für volkswirtschaftlich richtigen Einsatz der Kräfte erblickt werden kann. Selbstverständlich findet in diesen Mineralölwerken ebenso die restlose Verarbeitung der aus natürlichen Erdölbohrungen anfallenden Rohölmengen statt, die im Zuge des Vierjahresplanes eine steigende Bedeutung gewinnen, wie die Benzine der inländischen synthetischen Treibstoffe durch die großen Importraffinerien dieser Branche seit langem vertraglich sichergestellt ist.

So bieten wir unseren Lesern einen durch Zahlen und komplizierte technische und chemische Vorgänge nicht allzusehr belasteten interessanten Einblick in einen Produktionszweig der deutschen Wirtschaft, vermittelt zu haben, ohne den sich heute in Deutschland im wahrsten Sinne des Wortes kein Rad, kein Propeller und keine Schiffsschraube drehen würde und der darüber hinaus ein anschauliches Bild davon vermittelt, wie deutscher Erfindergeist und deutsche Schaffenskraft am richtigen Punkt eingesetzt werden müssen, um durch rationellste Ausgabe und Wiedereinnahme von Devisen den volkswirtschaftlich größten Nutzen zu erzielen.

Ein Bildausschnitt der vorbildlichen Arbeiterwohnstätten — Siedlung in der Fischbecker Heide
Werkfoto (3), Bergemann (1)

Stanley KLÄRT DEN FALL

Kriminalroman von Hanns Stehle

Schluß

Der Untersuchungsrichter steckte sich eine Zigarre an. „Mätselhafte Angelegenheit! Ich habe schon manchen schwierigen Fall in meiner Praxis erlebt. Aber ich muß zugeben, dieser ist einzig dastehend! Ich habe auch das Gefühl, daß da irgend etwas nicht stimmt, eine Macht im Spiel ist, die wir nicht greifen können."

„Madras wohl . . ."

„Der Hellseher?", der Zigarrenrauch bildete große Ringe. „Er ist völlig verstockt und weigert sich, Farbe zu bekennen."

„Das nützt ihm weiter nichts. Die Anklageschrift ist bereits entworfen. Er wird um das „Schuldig" nicht herumkommen."

„Die Gesellschaftsreise nicht zu vergessen . . ."

„Alles berücksichtigt! Der Mord wird seine Sühne finden."

Plötzlich erschien Sopron wieder, sehr aufgeregt, eine Depesche in der Hand. „Nachricht von Rom! — soeben eingetroffen. Hören Sie zu." Er setzte sich, las vor: „Torcello ohne allen Zweifel am Leben. Identität ohne allen Zweifel festgestellt. Gibt an, sich zwecks Erholung mehrere Tage auf abgelegener kleiner Insel aufgehalten zu haben. Hat keine Zeitungen gelesen, darum über Gerüchte nicht orientiert. Will sich Vorgänge im Erprezzug nicht erklären können. Buchprüfung in Victoria-Bank durchgeführt. Alles in Ordnung befunden. Erwarten weitere Nachrichten."

Eine Pause trat ein.

„Das ist alles?" fragte der Staatsanwalt.

„Alles." Sopron wischte sich den Schweiß von der Stirn, obwohl es im Zimmer recht kühl war. „Was sagen Sie dazu?"

„Sonderbar, reichlich sonderbar! Wenn die römische Polizei Torcellos Identität so sicher festgestellt hat, kann kaum daran gezweifelt werden."

„Ich gestatte mir aber dennoch, diese Angaben zu bezweifeln! Ich behaupte, die Leute in Rom haben sich täuschen lassen! Eine Art Doppelgänger scheint sich da eingeschlichen zu haben. Jawohl! Diese Angaben klingen unglaubwürdig. Abgelegene Insel . . . zur Erholung . . . ohne Zeitungen! Soll man das etwa glauben? Ein Bankier, der keine Zeitungen liest? Ich hätte gute Lust, verehrter Herr, noch nach Rom zu fahren und dort meine Untersuchungen anzustellen."

„Das müssen wir nun leider den römischen Kollegen überlassen." Staatsanwalt Vasary sah bedächtig vor sich hin. „Soviel steht einmal fest — nur einer von den beiden kann der echte Bankier sein — entweder der zurückgekehrte hier, oder der in Rom oder der Ermordete. Die Möglichkeit, daß der letztere ein Schwindler war, besteht natürlich auch."

Sopron zuckte die Achseln. „Die Möglichkeit — allerdings. Aber eine schwache Möglichkeit. Ich bitte Sie: Welches Interesse sollte ein Fremder haben, als Bankier nach Budapest zu reisen?"

„Das ließe sich schon denken. Vergessen Sie nicht, daß der Ermordete eine große Geldsumme mit sich führte! Es könnte sein, daß der Mann sich das Geld vorher auf der Bank angeeignet hat."

„Stimmt nicht. Dieser Raub wäre zum mindesten jetzt, da der echte Torcello in Rom wieder auf der Bildfläche erschienen ist, aufgedeckt worden. Davon ist aber keine Rede. Auch die Prüfung der Bankbücher hat kein Manko ergeben. Und dann: Der römische Detektiv hat doch bestimmt keinen falschen Mann verfolgt, der hätte sich doch nicht täuschen lassen . . ."

„Ich schlage vor, die Leiche nochmals einer Besichtigung zu unterziehen!"

„Einverstanden! Aber im Beisein dieses Fräulein Dagmar Wendland. Ich glaube, man kann sich von der Gegenüberstellung einiges versprechen."

Im selben Augenblick erschien ein Sekretär und meldete Herrn Doktor Zorn an, der um eine Unterredung bitten lasse.

„Soll warten!" sagte Sopron streng, und der Untersuchungsrichter fügte hinzu: „Lassen Sie Fräulein Wendland vorführen!"

*

Langsam trat Dagmar ein. Sie sah sehr bleich und mitgenommen aus und setzte sich, ohne die Anwesenden besonders zu beachten, auf den Stuhl, der ihr angeboten wurde.

„Fräulein Wendland", begann der Herr von Karczag und schlug wieder den österreichischen Ton an, den er schon verschiedentlich angewandt hatte und von dem er sich immer wieder Erfolg versprach. „Fräulein Wendland, ich möchte Sie nun zum letztenmal bitten, ein freimütiges Geständnis abzulegen. Sie können jetzt nicht mehr leugnen. Es hat sich herausgestellt, daß Sie mit dem Psychologen Madras gemeinsame Sache gemacht haben."

Sie schlug die Augen voll auf und erwiderte ruhig: „Ich bin unschuldig, Herr Richter. Bitte, glauben Sie mir! Auch mit Herrn Madras habe ich nicht das geringste zu tun."

„Das können Sie uns nicht weismachen! Sie sind in der Wohnung des Hellsehers angetroffen worden, und das sagt ja wohl genug."

„Sie tun mir Unrecht. Der Schein spricht vielleicht gegen mich. Aber ich bin mir nicht des geringsten Unrechtes bewußt. Ja, im Ernst, ich könnte Ihnen nicht einmal sagen, was ich bei Madras wollte, ich ging hin, — wie soll ich sagen? — unwillkürlich . . . Ich wußte selber nicht genau, was ich ihn fragen wollte . . ."

„Soviel Naivität können wir Ihnen wirklich nicht zutrauen! Ihr Besuch muß doch einen Zweck verfolgt haben . . ."

„Es ist so, wie ich Ihnen sage . . ."

„Sie standen doch mit Madras auf vertrautem Fuß — alles spricht dafür . . ."

„Nein, das ist nicht wahr."

„Woher wußten Sie denn seine Wohnung?"

Sie gab keine Antwort.

„Sehen Sie da stocken Sie schon! Und natürlich kannten Sie auch den Ermordeten. Leugnen Sie nicht mehr, Fräulein Wendland! Nennen Sie jetzt seinen Namen! Es ist in Ihrem Interesse. Sie erleichtern dadurch Ihre Lage, wenn Sie die Wahrheit sagen. Wer war der Mann im Schlafwagenabteil 105?"

„Ich kann nur immer wiederholen: Ich weiß von all' dem nichts", erwiderte Dagmar tonlos.

„Dann können wir ja die Aktion beginnen", rief Herr Sopron ungeduldig dazwischen, und Herr von Karczag fuhr hinzu: „Bitten, folgen Sie uns, Sie sollen jemand gegenübergestellt werden."

Dagmar ging mit den drei Herren folgsam hinaus, nahm zwischen ihnen im Kraftwagen Platz. Während der Fahrt sah sie bewegungslos vor sich hin, ruhig und gefaßt und mit einem Ausdruck, der den Willen bekundete, alles über sich ergehen zu lassen. Nach einigen Minuten hielt der Wagen vor einem niedrigen, massiven Gebäude mit festvergitterten Fenstern. Man stieg aus. Eine breite Tür öffnete sich und gab in einen kalten, kellerartigen Raum Einlaß. Dagmar schritt mit ihren Begleitern vorwärts, stutzte, sah plötzlich etwas Entsetzliches vor sich, obwohl sie beide Hände und Schulter auf: „Nein, nein!" Im nächsten Augenblick fiel sie bewußtlos zu Boden. Zwei Wärter trugen die Ohnmächtige hinaus.

„Sie hat sich verraten", sagte der Polizeichef triumphierend. „Es ist immer dasselbe: Sünden vergehen, Sünden den Anblick seines Opfers ertragen. Ich wundere mich nicht, wenn sie nachher ihre Tat eingesteht."

„Aber wir wissen noch immer nicht", meinte der Staatsanwalt und deutete auf den Toten, „um wen es sich da eigentlich handelt. Vom Gesicht ist so überhaupt nichts mehr zu erkennen. Was ist das für ein Siegelring am Finger?"

„Er zeigt die Buchstaben L. T. — Luigi Torcello — ein Beweis mehr, daß wir den echten Bankier vor uns haben. Eigentlich müßte ich vorschlagen, auch noch Madras hierher zu führen."

„Das dürfte zwecklos sein. Ein abgefeimter Schurke wie der, verrät sich nicht, trotz Ihrer Theorie."

„Es käme auf einen Versuch an. Ich möchte doch empfehlen, es gelegentlich nachzuholen."

„Sehen Sie da stocken Sie schon! Und natürlich kannten Sie auch den Ermordeten. Leugnen Sie nicht mehr, Fräulein Wendland! Nennen Sie jetzt seinen Namen! Es ist in Ihrem Interesse. Sie erleichtern dadurch Ihre Lage, wenn Sie die Wahrheit sagen. Wer war der Mann im Schlafwagenabteil 105?"

„Ich kann nur immer wiederholen: Ich weiß von all' dem nichts", erwiderte Dagmar tonlos.

„Dann können wir ja die Aktion beginnen", rief Herr Sopron ungeduldig dazwischen, und Herr von Karczag fügte

der Polizeichef Sopron leise zu dem neben ihm auf der Zeugenbank sitzenden Herrn von Karczag und betrachtete eindringlich die drei Angeklagten, Madras, Dagmar Wendland und den Japaner. Der meisten Zeugen hingegen bemächtigte sich eine nervöse Spannung. Insbesondere Doktor Zorn und der Oberst konnten ihre Erregung nur schwer verbergen.

Mehrere Minuten vergingen. Plötzlich öffnete sich die Saaltür, und ein Mann in hellem Sportanzug erschien. Rasch und federnd schritt er durch den Saal und blieb dicht vor dem Vorsitzenden stehen, ein leises Lächeln spielte um seine Lippen. Er verbeugte sich und sagte mit lauter Stimme und unverkennbar amerikanischem Akzent:

„Ich bin William Stanley. Wie ich bereits gestern erklären ließ, habe ich wichtige Aufschlüsse zu geben. Darf ich sprechen?"

„Woher kommen Sie?" fragte der Vorsitzende mit gerunzelter Stirn. „Wo haben Sie sich bis jetzt aufgehalten?"

„O — auf meinem ungarischen Gut — keine 200 Kilometer von hier — in der Nähe von Kiskinda."

Der Vorsitzende machte erstaunte Augen. Er mochte sich fragen, wieso es unter diesen Umständen dem Fahndungsdienst nicht gelungen war, den verschwundenen Amerikaner aufzufinden. An das Einfachste hatte man wieder einmal nicht gedacht. Er unterdrückte aber eine diesbezügliche Bemerkung und erkundigte sich kühl:

„Was also haben Sie vorzubringen?"

„Ich will gleich mit der Hauptsache beginnen, über die heute noch große Unklarheit herrscht. Die Person des Ermordeten nämlich . . ."

Stanley legte eine Kunstpause ein, sah sich im Kreise um, sprach weiter:

„Nicht der Bankier Torcello ist getötet worden, sondern . . ." Er stockte.

„Sondern?"

Neugierige Spannung lag über dem Saal. Die Zuhörer reckten die Köpfe. Das Warten war peinigend.

„. . . sondern der Detektiv," brachte Mr. Stanley den Satz zu Ende. „Ich meine den römischen Detektiv Alberto Danieli, der mit Torcellos Ueberwachung betraut war."

Immer noch herrschte so große Stille, daß man die berühmte Stecknadel hätte fallen hören.

„Jetzt brauchen Sie nur noch zu behaupten," warf Staatsanwalt Vásary spöttisch ein, „daß der Bankier Torcello der Täter war!"

„In der Tat, so ist es, Herr Staatsanwalt! Zwar handelt es sich um keinen Mord, sondern um einen Akt der Notwehr."

„Das müssen Sie uns schon beweisen!" sagte der Vorsitzende streng.

„Sofort! Ich werde die Vorgänge genau wiedergeben. Torcello, dessen Bank sich in Schwierigkeiten befand, war mit einer großen Summe Geldes unterwegs und beabsichtigte, nicht mehr zurückzukehren. Danieli, der ihn verfolgte und um das viele Geld wußten, das Torcello mit sich führte, faßte den Plan, den Bankier zu berauben und mit der Beute nach Amerika zu entfliehen. Er schmuggelte die Opiumzigaretten in die Kabine des Schaffners und nahm sich dieser Gelegenheit das Blatt mit dem Namen der Schlafwageninsassen an sich. Mit dem Dolch, den er bereits vorher aus dem Gepäck des Japaners entwendet hatte, schlich er zum Abteil 105, klopfte leise und fiel, als Torcello ahnungslos öffnete, über ihn her. Er hatte aber nicht mit dessen Gewandtheit gerechnet. Der Bankier verstand es, sich zu wehren. Er entwand dem Hochstapler im letzten Augenblick die Mordwaffe und verteidigte sich damit so energisch, daß der Detektiv getroffen zu Boden sank. Es war ein Akt der Notwehr. Unter den geschehenen Umständen scheute sich Torcello, vor die Polizei zu kommen. Er besann sich ja auf der Flucht, und so verfiel er auf den Gedanken, die Rolle des Toten zu spielen und sich als Detektiv auszugeben. Kurz entschlossen machte er das Gesicht des Getöteten unkenntlich, nahm dessen Papiere an sich, setzte die Hornbrille auf und begab sich in dessen verlassenes Abteil. Er rechnete damit, nicht erkannt zu werden, da er sich ja auf der ganzen Reise niemandem angeschlossen hatte und annahm, daß auch der wirkliche Detektiv sich sehr zurückhaltend benommen hatte. Außerdem bestand eine gewisse, wenn auch nur ganz oberflächliche Aehnlichkeit, die durch die Hornbrille verstärkt wurde und für ihn genügte, um Danielis Paßbild als sein eigenes zu bezeichnen."

„Eine schöne Geschichte, die Sie uns da erzählen," fiel hier der Vorsitzende ein. „Aber wo ist der Beweis?"

„Auch damit kann ich dienen." Der Amerikaner zog ein kleines, in Leder gebundenes Buch aus der Tasche. „Das Notizbuch des Detektivs! Er pflegte darin persönliche Aufzeichnungen zu machen und hat auch die Absicht, den Bankier zu berauben, aus irgendeiner sonderbaren, rätselhaften Laune heraus schriftlich festgehalten. Torcello hat das wichtige Beweisstück, zusammen mit den anderen Papieren des Detektivs, an sich genommen. Ich erlaube mir jetzt, einige wichtige Stellen daraus vorzulesen:

„Mittwoch vormittag. Ich verfolge einen Mann, der eine Unmenge Geld bei sich trägt, so viel Geld, daß dessen Besitz es mir erlaubte, nicht mehr arbeiten zu müssen und in Amerika ein sorgenloses Leben führen zu können . . . Die Chance ist groß und einmalig . . . Ein Bankier auf der Flucht, welche Gelegenheit! Er hat keine Ahnung, daß ich ihm auf den Fersen bin . . . Ich glaube, ich kann der Versuchung nicht widerstehen . . . und will es auch nicht! Und wenn er sich wehrt, wende ich Gewalt an . . . Es soll mir auf einen kleinen Totschlag nicht ankommen. Der Verdacht wird nie auf mich fallen. Ich habe vorgesorgt — wozu ist man Detektiv? Ich habe dem Japaner, der mit im Wagen fährt, einen kleinen Dolch entwendet, der mir als Waffe dienen wird . . . Dem Schaffner habe ich bereits Opiumzigaretten zugeschoben, und er wird für die nächste Zeit etwas taub sein. Auch das Blatt mit den Namen der Schlafwageninsassen befindet sich in meinen Händen . . .

Mitternacht ist längst vorüber . . . Diese Zeilen schreibe ich in dem leeren Abteil, das neben Torcello liegt . . . Von Zeit zu Zeit lege ich das Ohr an die Wand und lausche, ob er drüben noch nicht zur Ruhe gegangen ist . . . Dann, dann . . . werde ich ganz leise klopfen . . . und wenn er schlaftrunken die Tür öffnet . . . dann . . . Glück auf, Millionär Danieli!"

Jetzt schwieg Mr. Stanley. Er hob den Kopf und wartete.

„Wollen Sie mir das Notizbuch einmal zur Einsicht geben?" fragte der Staatsanwalt. „Es wird festzustellen sein, ob der Schreiber tatsächlich mit dem römischen Detektiv Danieli identisch ist."

„Darüber besteht absolut kein Zweifel! Die Bestätigung eines Schriftsachverständigen liegt bereits vor."

„Und woher wissen Sie denn das alles? Woher haben Sie die Aufzeichnungen? Ich möchte um Aufklärung bitten!"

„Aber sogleich;" Der Amerikaner lächelte unbekümmert. „Damit komme ich zum zweiten Teil meiner Ausführungen. In jenem Morgen, da die Entdeckung der Tat erfolgte und Fräulein Wendland im Abteil 105 angetroffen wurde, faßte ich den Entschluß, auf eigene Faust an der Aufklärung der Sache mitzuarbeiten. Ich ahnte, daß die junge Dame der Mordtat beschuldigt würde, und ich hielt sie vom ersten Augenblick an für völlig unschuldig. So zog ich einfach die Notbremse und verließ auf freier Strecke den Zug, ohne daß ich gesehen wurde."

„Das war unerhört . . ."

„. . . aber notwendig, damit ich freie Hand über weitere Maßnahmen hatte. Aus den Zeitungen ersah ich dann auch sofort, daß die Polizei sich auf völlig falscher Fährte befand."

„Wozu Sie durch Ihr Verschwinden beitrugen!"

„Das tut mir leid! Wie gesagt, ich befürchtete von vornherein die falschen Schlüsse der Mordkommission. Mir persönlich erschien beispielsweise der Detektiv ziemlich merkwürdig. Und noch einigem Ueberlegen kam mir eine Idee, die sich auch als richtig erwies. Ich schickte dem angeblichen Herrn Danieli eine Visitenkarte auf sein Zimmer, in der ich ihm auf gut Glück mitteilte, ich wisse alles und erwarte ihn unten im Wagen. Er kam sofort, ich nahm ihn auf meine ungarische Besitzung mit, und da gestand er mir alles."

„Dann wären Sie verpflichtet gewesen, sofort Anzeige zu erstatten!"

„Ich habe das, verzeihen Sie, nicht als meine Pflicht angesehen! Mein Verhalten wird Ihnen vielleicht zunächst etwas unverständlich sein, und ich sehe mich infolgedessen genötigt, hier einige Erklärungen einzuschalten. Sehen Sie — seit Beginn meiner Tätigkeit beschäftigt mich das Problem des Indizienbeweises, und häufig habe ich in meinen Zeitungen dazu Stellung genommen und in grundsätzlichen Erörterungen ausgeführt, welche Vorsicht bei einer richtigen Auswertung von Indizien geboten ist. Es ist das ja nicht einmal eine Frage, die sich in erster Linie an die Justiz richtet. Diese hat in ihrem bewährten und bewährten Rechtsstab — wird die Unschuld des Beschuldigten nicht restlos nachgewiesen — gerade umgekehrt: Irgend etwas bleibt immer hängen . . ."

„Was Sie hier vorbringen, ist ja alles sehr hübsch," unterbrach ungeduldig der Vorsitzende, „aber was soll das hier?"

„Der heute zur Verhandlung stehende Fall schien mir von vornherein geeignet, meine soeben vorgetragenen Ansichten zu bestätigen; denn gerade hier haben wir gesehen, wie leicht Indizien zu falschen Schlüssen und Vermutungen und damit zu unberechtigten Verdächtigungen verführen. Ich sage damit nichts gegen den Indizienbeweis an sich. Kein Gericht der Welt wird ohne ihn auskommen können. Es werden eben nur wenige Verbrecher den gegen sie ins Feld geführten Beweismitteln mit einem Geständnis begegnen, und ein lückenlos geführter Indizienbeweis muß deshalb eine Verurteilung ermöglichen. Aber — sage ich nun — peinlichste Gewissenhaftigkeit und äußerste Umsicht sind geboten, ehe man zu der Feststellung gelangen darf: durch diese Indizien ist der Angeklagte nun wirklich überführt."

Wieder unterbrach der Vorsitzende:

„Wenn ich Sie richtig verstanden habe, Herr Stanley, wollen Sie damit also behaupten, unsere Strafverfolgungsbehörden hätten die erforderliche Sorgfalt vermissen lassen?"

„Im Gegenteil, Herr Präsident," entgegnete lebhaft der Amerikaner. „Ich würde ja sonst in den Fehler verfallen, den ich soeben verurteilte. Sowohl die Staatsanwaltschaft wie der Untersuchungsrichter haben alles nur Menschenmögliche getan, um Licht in das Dunkel dieser Affäre zu bringen. Deshalb ist der Fall ja so interessant. Die ganzen Umstände zwangen die Polizei doch geradezu, so und nicht anders zu handeln, und es wäre unverantwortlich gewesen, hätte man die vorliegenden Indizien unbeachtet gelassen. Fräulein Wendlands Fingerabdrücke an den Weingläsern ergaben allein schon ein Indiz, das unbedingt gegen die Angeklagte sprechen mußte. Und doch war — wie wir jetzt klar sehen — die Beweiskette nicht geschlossen. Wenn tatsächlich eine ganze Reihe von Personen, die nichts mit der Tat zu tun hatten, verdächtigt werden, so erklärt sich das sehr einfach daraus, daß die Behörden in diesem Fall vor ganz besondere Schwierigkeiten gestellt wurden. Ich erinnere nur an das Intermezzo mit dem Oberst, der ein Opfer dieses Erpressers wurde, an die unsinnigen und plumpen Verdächtigungen eines eitlen und idiotischen Friseurs, die zur Verhaftung der Marchesa . . ."

„Ich protestiere," schrie Cappellotto empört dazwischen und sprang erregt auf.

„. . . zur Verhaftung der Marchesa geführt hätten," fuhr der Amerikaner unbeirrt fort, „wenn ich sie nicht rechtzeitig in Sicherheit gebracht hätte."

„Was haben Sie?" rief der Staatsanwalt erstaunt.

„Ich war so frei, sie mit meinem Auto abzuholen und als Gast auf meine Besitzung zu bringen."

„Ah, das war wohl der geheimnisvolle Wagen? Falsche Nummer dazu, wie?"

„Aber gar nicht. Vielleicht etwas undeutlich . . ."

„Mit Absicht undeutlich, meinen Sie?"

„Das habe ich nicht gesagt. Kann ich etwas für die schlechten Augen einer nicht sehr geschickten Privatdetektivin?"

„Ich habe sehr gute Augen," meldete sich nun Fräulein Bolvary. „Der Wagen machte durch

Trickfilme auf neuen Wegen

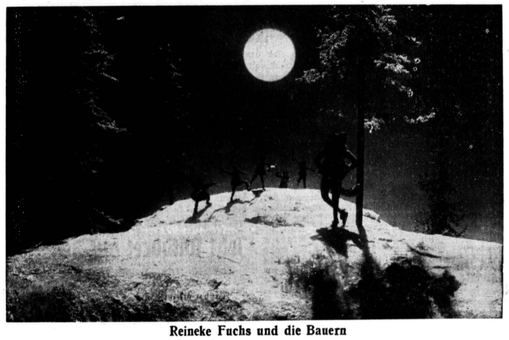
Reineke Fuchs als Filmstar

Schauspieler aus Wachs und Gummi

Ein Besuch im Atelier des Künstlers Starewitch

In ein seltsames Reich der Fabelwesen und Traumgebilde glaubten wir einzutreten, als wir während unseres Besuches der Pariser Weltausstellung den Filmkünstler Starewitch in seinem Atelier aufsuchten, das wir in einem Vorort der Seinestadt suchen mußten. Miniaturgestalten von Löwen, Bären, Wölfen, Affen, Füchsen und sonstigem Getier aus Busch und Wald bevölkerten den nicht übermäßig großen Raum, in dem wir den Künstler mitten bei seiner Arbeit trafen. Ein Zwergenreich mit zierlichen Krappen und Requisiten, das da aufgebaut und bot dem Auge einen Anblick romantischer Landschaften und Szenerien, die ihrer künstlerischen Geschlossenheit die Meisterhand eines schöpferischen Menschen verrieten.

„Alle Puppen, die Sie hier sehen", erzählt uns Starewitch, „sind Filmdarsteller, wenn auch keine wirklichen Stars, sondern nur Phantasiegebilde. Sie alle haben aber tragende Rollen in meinem Film ‚Reineke Fuchs', den ich im Anschluß an Goethes berühmtes Epos drehe. Sie folgen dem Ruf Seiner Ma-



Reineke Fuchs und die Bauern

jestät des Wüstenkönigs, um über die Missetaten des listigen Fuchses Gericht zu halten. Da sehen die Meister Langohr, wie er auf Pergament das Protokoll über die Mordtaten des Reineke niederschreibt, und da den Dachs, wie er in heuchlerischer Weise gewichtige Worte bei der Verhandlung vorbringt. . . ."

1000 Bewegungsszenen an einem Tag

Starewitch ist sehr bescheiden und zurückhaltend und möchte am liebsten gar nichts über seine künstlerische Arbeit erzählen, zumal er das Französische nur schlecht beherrscht. Aber in seiner aufgeweckten Tochter, die übrigens seine einzige Gehilfin und Mitarbeiterin ist, finden wir eine willige Interpretin und Führerin durch das kleine Reich der Filmdarsteller aus Wachs und Plastilin. „Mein Vater geht ganz neue Wege in der Herstellung des Trickfilmes", plaudert sie mit uns, „da er nicht wie Walt Disney in seinen Mickymausfilmen Zeichnungen zur Erreichung der filmischen Illusion, sondern ausschließlich bewegliche plastische Figürchen verwendet. Wachs, Plastilin und knetbarer Gummi sind im wesentlichen das Material, aus dem er seine kleinen Modelle herstellt. Es handelt sich keineswegs um die Verfilmung eines Ma-

Reineke betrügt den Fischer um seinen Fang

Ist das Reinekes letzte Stunde?

rionettentheaters, in dem Puppen sich starr und mechanisch bewegen, sondern um ein Spiel, das durch unmittelbar an den Figuren vorgenommene Veränderungen in Gesichtsausdruck, Haltung und Gliederstellungen entsteht. Erst durch diese von Bild zu Bild vorgenommenen Aenderungen ist es möglich, den Ausdruck der handelnden Figuren dem Charakter der Handlung restlos anzupassen; die kleinen Fabelwesen werden gleichsam beseelt von dem lebendigen Odem, den der Künstler als ein wahrer Schöpfer ihnen einhaucht . . ."

Zwei Jahre lang arbeitet Starewitch bereits an diesem neuartigen Trickfilm, der mit seiner Länge von 2000 Meter die Vorführungsdauer eines gewöhnlichen Spielfilms erreicht. Nur weil er über langjährige Erfahrungen verfügt, war es ihm möglich, an manchen Tagen bis zu 800 oder gar 1000 Bewegungsszenen zu erfassen. Der Kinobesucher mag sich vielleicht den Kopf darüber zerbrechen, wie es möglich ist, daß alle Gestalten dieses Puppenfilms sich so natürlich und ungezwungen geben. Wenn man Starewitch

Der Bär ist gefangen — und Reineke lacht

in seinem kleinen Atelier bei der Arbeit zusehen konnte, mit welch künstlerischer Vollendung und wahrhafter Engelsgeduld er jede kleinste Bewegung in vielen Einzelbildern festhielt, dann findet man eine Erklärung für das plastisch-eindrucksvolle Spiel und die verblüffende Lebendigkeit in dem Gebaren seiner Figuren. Oftmals verschob er zu einer neuen Einstellung die Gelenke seiner Tiere nur um Millimeter oder nahm an den wächsernen Gesichtern kaum wahrnehmbare Veränderungen vor, um eine größtmögliche Naturtreue des mimischen Ausdrucks zu erreichen. Wenn er an einem Tag 800 Einstellungen filmte, so heißt das also, daß er 800 mal eine oder mehrere Gestalten verändern mußte. Wie mühsam diese Arbeit ist, ermißt man daran, daß die 800 Bilder später im Kino in etwa einer halben Minute an den Augen der Zuschauer vorüberhuschen!

Berge und Städte im Spielzeugformat

„Die Aufnahmen werden nicht wie bei einem Spielfilm hintereinander gedreht", erklärte Starewitch, „sondern Bild für Bild muß in kurzen Zeitabständen einzeln photographiert werden. Das Spiel der Puppen wird in Teilbewegungen zerlegt und das Mienenspiel in den Gesichtern durch geringfügige Aenderungen am Modelliervachs hervorgebracht, deren einzelne Phasen eine Zeitrafferkamera festhält. Von jeder einzelnen Puppe baute ich mir zuerst ein wirkliches Stelett, an dem mit winzigen Scharnieren die Glieder beweglich angebracht sind. Dann formte ich mit Plastilin, einer knetbaren Tonmasse, die kleinen Körper, denen ich zuletzt eine Haut, ein Fell, Federkleid oder ein historisches Kostüm überzog — je nachdem, wie es die Rolle verlangte."

Starewitch, dieser russische Naturwissenschaftler, Bildhauer und Theaterregisseur, den die bolschewistische Revolution nach Paris verschlug, ist also Autor, Spielleiter, Produktionsleiter und Kameramann in einer Person. Seine Schauspieler sind Geschöpfe seiner Phantasie, er entwirft, modelliert, kleidet sie und haucht ihnen den Atem des Lebens ein. Seine Maskenkunst gibt den Figuren Ausdruck, er ist es, der ihre zierlichen Körper bewegt, dessen Hände um die Fabelgebilde herum Berge und Städte im Spielzeugformat aufbauen, der durch das Objektiv der Kamera diese ganze Szenerie zu eindrucksvollem Leben auf der Leinwand erweckt.

Benommen von all den Eindrücken, die man bei dem Besuche des russischen Künstlers empfing, wußte man nicht, was man mehr bewundern sollte, die Naturtreue, die den zierlichen Puppen in allen Einzelheiten — vom Gebiß des mächtigen Löwen etwa bis zu den Tatzen des täppischen Bären — anhaftete, die Kunst, mit der er die Zwerggestalten seiner Arche Noah zu beseelen vermochte, oder die unendliche Geduld, die nötig war, um durch tausend und abertausend Einstellungen in jahrelanger Arbeit das geschlossene Filmgeschehen aufzunehmen. Als wir aus der Puppenwelt hinaustraten in die Weite der Pariser Vorortslandschaft, da meinte Starewitchs Tochter zum Abschied, daß das kleine Atelier ihres Vaters für die vielen tausend Puppen, Marionetten und Masken schon ein Riesenreich sei . . .

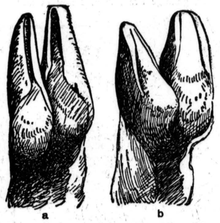
Der Lorbeer aus der Königin Hand für Reineke Fuchs

(5 Fotos Ufa)

Haus, Hof und Garten

Die Pflege der Ziegenklauen / Von Dr. J. Kliesch

Wenn auch das Verständnis für den Wert einer sachgemäßen Klauenpflege in den Kreisen der Ziegenhalter immer mehr Boden gewonnen hat, so trifft man doch sehr häufig Tiere mit mehr oder weniger vernachlässigten



a b

Abb. 1. a stark vernachlässigte Ziegenklaue b ordnungsgemäß beschnittene Ziegenklaue

Klauen. Vielfach wird die Behandlung der Klauen unterlassen, weil man sich über die Folgen einer derartigen Vernachlässigung nicht klar ist; vielfach scheut man auch die damit verbundene Arbeit und glaubt, daß der Weidegang das zuviel gewachsene Horn beseitigen würde. Das ist aber nicht der Fall, und man sollte daher in gewissen Zeitabständen die Klauen seiner Ziegen nachsehen und nötigenfalls beschneiden. Die Klauenpflege ist kein Luxus, sondern für das Wohlbefinden und damit für die Leistungsfähigkeit der Tiere unerläßlich.

Die Ziege, die in sehr vielen Fällen fast ausschließlich im Stall gehalten wird oder nur einen sehr beschränkten Auslauf auf weicher Grasnarbe hat, ist nicht in der Lage, ihre Klauen in einer dem normalen Wachstum der Hornteile entsprechenden Art und Weise abzunutzen. Infolge des dauernden Nachwachsens der Hornteile verändern die Klauen dann sehr bald ihre natürliche Form. Der Zehenteil wird übermäßig lang, und das Horn der Seitenwände wächst allmählich über der Sohle zusammen. Die Folge sind Mißbildungen der verschiedensten Art an den Klauen, die man dann als Stallklauen, Pfostenklauen usw. bezeichnet. Die Formveränderung der Klauen erschwert den Tieren das Stehen und Gehen außerordentlich, bereitet ihnen Schmerzen und führt in fortgeschrittenem Stadium zu einer unnatürlichen Belastung und Beanspruchung der Sehnen und Gelenkbänder. Ganz abgesehen davon, daß dadurch der Stand der Gliedmaßen und der Gang schlecht wird, treten in der Folge Klauenentzündungen sowie Dehnungen und Zerrungen an den Bändern ein. Ist dieser Zustand von Dauer, so sind nicht nur Verkrümmungen von Gliedmaßen die Folge, sondern es leidet auch die Leistungsfähigkeit der Tiere.

Vielleicht noch wichtiger als bei den weiblichen Tieren ist eine sorgsame Ueberwachung der Beschaffenheit der Klauen bei den Böcken. Viele Ziegenhalter sind erstaunt, wenn ein sonst gut gehaltener und gepflegter Bock nach einiger Zeit schlecht deckt. Der Grund hierfür liegt sehr häufig nur in einer vernachlässigten Klauenpflege. Die Tiere haben während des Deckens beim Aufrichten auf die Hinterbeine infolge der über die Sohle gewachsenen Hornteile keinen festen Halt oder empfinden infolge der eintretenden Zerrungen Schmerzen, so daß es kein Wunder ist, wenn sie deckunlustig sind.

Das Beschneiden der Klauen ist sehr einfach und kann von dem Ziegenhalter leicht selbst vorgenommen werden, wenn er sich vergegenwärtigt, wie eine Klaue bei normaler Beanspruchung aussieht. Wichtig ist vor allen Dingen, daß man keine lebenden Teile verletzt und nicht etwa so tief schneidet, daß Blutungen auftreten. Im allgemeinen genügt es, wenn die Klauen nicht zu stark vernachlässigt sind, das tote Horn von der Sohle zu entfernen und die Seitenwände und die Klauenspitzen entsprechend zu beschneiden. Man verkürzt zunächst den zu lang gewachsenen Zehenteil und beschneidet dann die Seitenwände von den Ballen beginnend nach der Zehenspitze zu. Die Ballen werden geschont und nur das tote Horn entfernt.

Nach der Spitze zu kann man etwas tiefer schneiden, und zwar so weit, daß die Seitenwände mit der Klauensohle eine glatte Fläche bilden und kein totes Horn zwischen den Seitenwänden bleibt. Bei stark vernachlässigten Klauen, an denen die Seitenwände über die Ballen gewachsen sind, müssen die überflüssigen Teile natürlich auch über den Ballen entfernt werden.

Abbildung 1a zeigt eine Klaue, wie man sie leider noch in vielen Ziegenställen sehen kann. Die Seitenwände der Zehen sind nach unten über die Sohle gewachsen, schließen sich fast über derselben zusammen und erschweren naturgemäß dem Tier das Laufen. Der Zehenteil ist stark verlängert. Abbildung 1b zeigt dieselbe Klaue fertig beschnitten. Der Zehenteil ist zeitlich, das über die Sohle hinausgewachsene Horn der Seitenwände wegeschnitten und die toten Hornmassen, die in Schichten über der festen Sohle lagerten, sind entfernt.

Besondere Gerätschaften sind für das Beschneiden der Klauen bei der Ziege nicht notwendig, wenn es hierfür auch besondere Klauenscheren gibt. Im allgemeinen genügt zum Beschneiden ein scharfes Taschenmesser. Sehr erleichtert wird das Beschneiden besonders bei härterem Horn, wenn man eine gute Garten- oder Rosenschere benutzt. Mit dieser läßt sich sowohl die zu lange Klauenspitze wegschneiden wie auch die Seitenwand kürzen. Das Entfernen der abgestorbenen Hornsohle und das eigentliche Ausputzen der Klauen erfolgt dann mit dem Taschenmesser oder mit einem guten Rinnmesser, wie es bei der Huf- und Klauenpflege der großen Haustiere Verwendung findet und das nur wenig kostet.

Wie die Tiere beim Klauenputzen am besten gehalten werden, zeigt Abbildung 2. Man tritt seitlich hinter das Tier, ergreift mit der linken Hand die zu putzende Klaue dicht am Gelenk und führt mit der anderen Hand das Beschneiden mit der Schere aus. Wer jedes Vierteljahr die Klauen seiner Tiere nachsieht, wird sie mit geringer Mühe in Ordnung halten können und sich vor unliebsamen Ueberraschungen, wie Klauenerkrankungen, die leicht zu dem Verlust eines Tieres führen können, schützen.

Abb. 2 Zweckmäßiges Halten des Tieres während des Beschneidens der Klauen

Zeichnungen (3): Wolfermann M

Farbenpinsel, die nicht in Gebrauch sind und auch nicht in der Farbe oder in einer Flüssigkeit stehen, soll man in einem kühlen Raum aufbewahren, weil in der Wärme der Pinselstiel eintrocknet und das Holz sich zusammenzieht, somit die Borsten mehr oder weniger lose werden und nachher beim Gebrauch leicht ausfallen. —t.

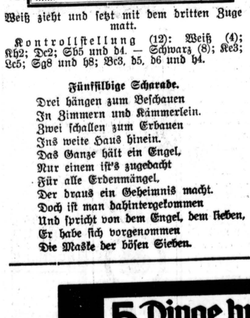
Aus praktischer Hand

Zeichnung: Zumbonn M

Zweckmäßig erfolgt das Abladen der Kartoffeln vom Kastenwagen folgendermaßen: Zwischen die Speichen des Vorder- und des Hinterrades wird je ein Knüppel gesteckt. Diese Knüppel drücken auf der Innenseite der Räder gegen den unteren Teil des Wagens. Auf der Außenseite ist ein Brett darüber gelegt. Auf dem Brett sind gut ein oder mehrere Körbe aufzustellen, die vom Wagen aus mit Kartoffeln gefüllt werden und dann wegzutragen sind.

Dr. Hubmann.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (12): Weiß (4): Kh2; De2; Sb5 und d4. — Schwarz (8): Ke3; Lc5; Sg8 und h8; Bc3, b5, b6 und h4.

Fünfsilbige Scharade.

Drei hängen zum Beschauen
In Zimmern und Kämmerlein.
Zwei schallen zum Erbauen
Ins weite Haus hinein.
Das Ganze hält ein Engel,
Nur einem ist's zugedacht
Für alle Erdenmängel.
Der draus ein Geheimnis macht.
Doch ist man dahintergekommen
Und spricht von dem Engel, dem lieben,
Er habe sich vorgenommen
Die Maske der bösen Sieben.

Silbenkreuzworträtsel.

Waagerecht: 1. Stadt in Italien. 3. Stadt in Italien. 6. See in Rußland. 7. weiblicher Vorname. 9. Singstimme. 11. Stadt in Rußland. 12. Streifwache. 14. höchster Trumpf im Kartenspiel. 16. ungestalteter Stoff. 17. Telegraphenleitung. 18. duftende Blume. 19. Feldblume. 20. kurze Jacke. 22. Gesichtsteil. 24. sagenhafte Gründerin von Karthago. 25. Fehlbetrag. 27. ehemaliges deutsches Schutzgebiet. 29. waagerechter Strich. 31. Wirbelsturm. 32. Erzengel. — Senkrecht: 1. Blutader. 2. Name eines Sonntags. 4. Hauptort von Kamerun. 5. fürstlicher Titel. 6. Oper von Weber. 8. weiblicher Vorname. 10. Oper von Bellini. 11. ehemaliges englisches Königshaus. 13. Zeitabschnitt. 15. Uebersichtstafel. 16. Stadt in den Vereinigten Staaten. 19. Stadt in Dalmatien. 20. männlicher Vorname. 21. größere Erzählung. 23. anderes Wort für Reihe. 24. römische Göttin. 26. Tropenvogel. 28. Kraftmaschine. 30. französischer Marschall.

Gegensatzrätsel.

An Stelle eines jeden der nachstehenden Wörter ist ein im Gegensatz zu ihm stehendes Wort zu setzen. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben alsdann eine sportliche Betätigung.

1. hager — 2. gehorsam — 3. flink — 4. ewig — 5. fest — 6. zugestimmt — 7. wertvoll — 8. ungefällig — 9. uneins — 10. unhöflich — 11. ruhig — 12. altfränkisch 13. abgeneigt.

Zerschnittaufgabe.

Die schwarzen Flächen sind auszuschneiden und so zusammenzusetzen, daß die weiße Silhouette des Kopfes eines Gärtnerburschen umschlossen wird.

Silbenrätsel.

Aus den 37 Silben:

a — a — biel — cho — de — di — e — emu — er — fen — fi — ge — ge — hin — i — lern — mal — mann — mot — neb — ni — pee — pfl — ra — rad — re — scha — senk — son — son — te — te — te — ter — um — weiß — zel

sind 13 Wörter zusammenzustellen, die folgende Bedeutung haben:

1. Afrikaforscher, 2. amerikanischer Physiker und Erfinder, 3. indischer Fürst, 4. Bierpflanze, 5. Naturerscheinung, 6. Seefisch, 7. Himmelskörper, 8. Maschengewebe zum Ruhen, 9. Stadt in Italien, 10. niederländische Insel 11. Argonautenheld, 12. Metallfluß zur Tiefenmessung, 13. Muse.

Richtig geformt, ergeben die Wörter in ihren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und Endbuchstaben, von unten nach oben, ein Sprichwort.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Dh4—h5, Ke6—d5, 2. Sf5—e7 matt. a) 1. . . ., beliebig anders, 2. DT5 matt.

Ergänzungsaufgabe: Dampf-Bad, Nail-Tag, Grund-Thal, Spieß-Bock, Dienst-Mann, Not-Wehr, Ei-Land, Rohr-Spatz, Vers-Fand, Ob-Hut, Grund-Riß, Eis-Meer, Lauf-Paß, Wild-Fang, Jn(n)-Sekt, Ei-Bau, Stein-Gut, Eck-Brett. — Dresdner Vogelwiese.

Scherzfragen: 1. Weil ihr Plan so oft durchkreuzt wird. 2. Der Rhein, wenn er durch den Bodensee fließt. 3. Wenn die Hundstage beginnen.

Silbenkreuzworträtsel: 1. Araber, 3. Aden, 5. Kadi, 7. Vare, 8. Nadel, 10. Nida, 11. Xena, 12. Philolog, 14. Gravina, 16. Mentone, 18. Selene, 20. Kantor, 21. Valona, 22. Ali, 24. Ida, 25. Lorio, 27. Region, 28. Darius. — Senkrecht: 1. Adana, 2. Berta, 3. Ire, 4. Altona, 6. Dialog, 7. Podagra, 9. Delphi, 11. wie 11, waagerecht, 13. Loreto, 15. Viole, 16. Mentor, 17. Nevada, 18. Senator, 19. Rea, 20. Kandare, 23. Vivisi, 24. Jon, 26. Soda.

Rösselsprung: Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben — Willst du die andern verstehn, blick in dein eigenes Herz. (Schiller.)

Wortbaurätsel: Montage, Tajo, Gepäckel.

Doppelrätsel: Pan(d)Ur, Laub(e)Gast, Amme(r)Gau, Met(h)Ode, Hag(e)Stolz, Ur(u)-Ku, Alle(r)Lei, Pofe(i)Don, Auto(g)Ramm, Sanft(e)Wind. — Der Heurige.

5 Dinge brauch' ich jeden Tag, wovon ich keines missen mag:
Persil × Henko × Sil × iMi × ATA
P 172 b

Glatte Rechnung

Der Maurer als Mathematiker: „Wenn i 120 Arbeitstag bruche, um es Hus z'baue, dann müßte 12 Manne das Hus in 10 Tag fertig ha . . .! Das stimmt doch? — Guet . . . und 120 Manne würde in eim Arbeitstag — 960 Manne in einer Stund — 57 600 Manne in einer Minute — und 3 456 000 Manne in einer Sekunde das Hus baue. Nach der Mathematik isch also es Hus fertig, bevor überhaupt en einzige Stei gmuret würde cha . . .!"

(Schweizer Illustrierte.)

*

Gast: „Sie sind schon sehr lange in dieser Familie, nicht wahr, Johann?"

Der alte Diener: „Jawohl, Herr, ich diene jetzt bereits der dritten Degeneration."

(Die Woche.)

*

„Warum weinten Sie denn, als meine Tochter die italienische Romanze sang? Sie sind wohl Italiener?"

„Nein, aber Gesangslehrer!"

*

„Kommst du mit ins Kino? Man gibt ‚Die ewige Liebe'."

„Leider habe ich nur zwei Stunden Zeit."

„Genügt vollkommen; länger dauert die ‚Ewige Liebe' bestimmt nicht!"

(Allg. Wegweiser.)

Jupp interessiert sich für moderne Möbel

Zeichnung: Ertz

Vorsichtig

„Rauchen Sie?"
„Nein!"
„Trinken Sie?"
„Nein!"
„Spielen Sie Karten oder Kegel?"
„Nein!"
„Gehen Sie oft ins Theater, ins Kino?"
„Nein!"
„Gut, dann können Sie mir hundert Mark borgen!"

(Koralle.)

*

Bei einem säumigen Schuldner klopft es heftig an die Tür: „Sie, machen Sie auf!"

Stille.

„Oeffnen Sie, ich weiß sehr gut, daß Sie zu Hause sind!"

Stille.

„Tun Sie nicht so; Ihre Schuhe stehen ja auf dem Korridor!"

Die Stimme von drinnen: „Das besagt noch gar nichts — ich bin in Pantoffeln fortgegangen!"

(Wieczor Warszawski.)

*

„Also mit dieser Flüssigkeit reiben Sie die schmerzenden Stellen dreimal täglich ein."

„Vor oder nach dem Essen, Herr Doktor?"

*

Chef: „Merken Sie sich, Müller, das Hauptbuch heißt nicht deshalb so, damit Sie Ihr müdes Haupt darauflegen sollen!"

*

Er: „Warum hast du ausgerechnet so ein kleines Kindermädchen engagiert?"

Sie: „Na, wenn sie doch mal das Kind fallenlassen sollte . . ."

Abgekürztes Verfahren

Der dreijährige Fritz fährt in Begleitung seines Vaters auf der Eisenbahn. Neben ihm sitzt eine Dame, die den Kleinen mit Fragen aller Art überhäuft: wie alt er sei, wohin er fahre, was er besonders liebe usw. Fritz läßt, ohne eine Miene zu verziehen, wortlos die Ergüsse über sich ergehen. Plötzlich wendet er sich an seinen Vater, und laut tönt sein Kinderstimmchen durch den Wagen: „Papa, bitte, mach die Frau tot!"

*

„Alle Explosivstoffe enden auf die Silbe it. Denke an Dynamit, Ekrasit . . . Kannst du mir weitere Beispiele sagen, Fräulein?"

„Ja, zum Beispiel unsere Tante Judith."

Zu alt

„Glauben Sie nicht, Mademoiselle Yvonne, daß Sie mich mit der Zeit lieben würden?"

„Niemals, Monsieur!"

„Dacht ich's doch: Zu alt zum Lernen!"

(Pages Gaies.)

*

„Warum gehst du mit Otze nicht mehr paddeln?"

„Er hat zu abstehende Ohren. Bei Gegenwind kommt man nicht vom Fleck."

Das schönste Erlebnis

Der Schotte McGreen kommt aus Paris zurück und erzählt: „Also, Kinder, das Schönste, was ich erlebt habe, war die Tischrede eines Amerikaners im Ritz."

„Was sagte er denn?"

„Kellner, was macht das alles zusammen?"

*

Wütend kommt eine Dame in ein Drogengeschäft, wirft ein Paket auf den Ladentisch und schreit: „Das soll ein Waschmittel sein? Das soll die Wäsche blütenweiß machen? Das soll . . ."

„Einen Augenblick!" sagt der Verkäufer. „Ihre Tochter verlangte ein Paket Waschfreude und ein Paket Puddingpulver. Das ist das Puddingpulver!"

Da erbleicht die Kundin: „Allmächtiger, mein schöner Pudding . . .!"

(Koralle.)

Sportverständnis

Zu einem Fußballkampf, der schon längst angefangen hat, kommt atemlos ein verspäteter Zuschauer angerannt.

„Wie steht denn das Spiel?" keucht er.

„Null zu Null."

„Ein Glück — dann habe ich ja noch nichts versäumt."

Mißverständnis

Frischen hört zu, wie man sich über eine Malerin unterhält.

„Sie malt Fresken", sagt jemand.

Eines Tages sitzt Frischens Mama gegenüber, die eifrig mit dem Pinselstift hantiert.

„Mutti", sagt der Junge, „laß dir dein Fresken doch von der Malerin malen."

Warum er keine Ferien bekam

Besucher: „Warum weinst du denn so, Kleiner?"

Der kleine Willi: „Ja, alle meine Brüder haben nun Ferien bekommen, nur ich nicht!"

Besucher: „Das ist ja schlimm! Wie ist es denn gekommen?"

Willi (schluchzend): „Ach . . . ich . . . ich gehe . . . noch nicht in die Schule!"

*

Frischen erzählt beim Abendessen von seinen Straßenerlebnissen, und es stellt sich heraus, daß ihm sein Freund Kurt tüchtig eine gefleht hat.

„Hast du nicht dem Kurt gleich wieder eine gegeben?" fragt der ältere Bruder.

„Nein . . . vorher", antwortet Frischen da lächelnd.

Fallende Blätter

„Sind Luftbäder gut für Rheumatismus?"
„Ja, ich habe meinen davon!"

„Minna, Sie könnten die Teppiche etwas stärker klopfen!"
„Aber, gnädige Frau, dann staubt es ja!"

„Du prügelst dich ja heute gar nicht mit deinem Freunde?!"
„Wir haben uns verzankt!"

„Sie können sich gleich wieder setzen, ich will nur das Schild aufhängen."

Kurt: „Tante, hattest du nicht gesagt, wenn ich das Marktstück wiederfände, das dir heruntergefallen ist, dürfte ich es behalten?"

Tante: „Jawohl, mein Junge!"

Kurt: „Dann bekomme ich noch neunzig Pfennige; es war nämlich nur ein Groschen!"

(Allg. Wegweiser.)

*

Mutti will Hänschen zum Frühaufstehen erziehen und zählt ihm zu diesem Zweck eine Reihe passender Sprichwörter auf. Zuletzt das schöne Wort: „Der frühe Vogel fängt den fetten Wurm."

Hänschen denkt eine Weile nach, dann meint er: „Siehst du, Mutti, wär' er nur länger im Bett geblieben — der fette Wurm."

(Koralle.)

*

Arzt: „Trinken Sie laufend Bier oder Wein?"

Patient: „Nein, Herr Doktor, nur im Sitzen!"

Lehrer: „Paulchen, sage mir die Vergangenheitsform von ‚aufwachen'".

Paulchen: „Schlafen, Herr Lehrer!"

*

Onkel: „Paulchen, hast du dir das Bilderbuch schon angesehen, was ich dir vor vier Wochen mitbrachte?"

Paulchen: „Nein, Onkel, Mutti hat gesagt, ich müßte mir erst die Hände waschen!"

*

Großes Gebrüll im Kinderzimmer.

„Was ist denn hier schon wieder los?" fragt die Mutter.

„Walter und Fritz hauen sich um den Apfel!"

„Und wo ist der Apfel jetzt?"

„Bei mir", sagt Rudi, „ich bin der Rechtsanwalt!"

*

„Ich war mit meinem Auto in der Schweiz. Es war sehr schön, nur die Wege — Steigung bis zu 50 Grad!"

„Was denn — im Schatten?"

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Heiraten

Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Einzelnde Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Nachsendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Mädel, Mitte 30, mittelbl., 1,63 gr., wünscht mit einfachem, nettem u. solidem Herrn, in fester Stellung, bekannt zu werden zwecks

Heirat

Wäscheausst. und Ersparnisse vorh. Nur ernstgem. Off. m. Bild u. Nr. 7/180 an „Der 7. Tag", Paderborn.

Kath. Bauerntochter, 23 Jahre, ansehnliche Erscheinung, wünscht charaktervollen Herrn in sicherer Lebensstellung zw. bald.

Heirat

kennenzulernen. Komplette Ausst. vorhanden. Ang. unter Nr. 7/178 an „Der7.Tag", Padd.

Katholische Ehe-anbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. Gältteste, erfolgreichste, größte kirchlich geblligte Vereinigung. In 10 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vorm. Einrichtg. und Arbeitsweise. **Neuland-Verlag R,** Herne i.W. Mühlenstraße 7

Auf gesunde Schlankheit!
Und das Getränk? Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee. Er hat schon Tausenden zu Schlankheit und jugendfrische verholfen. Kein Fettansatz, keine Schlacken, denn das Blut zirkuliert freier und der Stoffwechsel ist in bester Ordnung. Wollen Sie schlank, beweglich und jung bleiben auch im Alter? Dann trinken Sie nur den echten **Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee**
AUCH IM TABLETTENFORM: DRIA-TABLETTEN

Herdfeger für Herd und Messer

Bestecke mit 90 gr Silberauflage, 30 Jahre Garantie, liefere ich preisgünstig. 10 Monatsrat. Katalog gratis. **J. Ostern, Wiesbaden 144.**

Laubsägerei-Holz, Vorlagen, Werkzeuge. Liste gratis! **Hofmann & Schmitt** Limburgerhof 11

Je länger Sie zögern, die Zeitungsanzeige in den Dienst Ihrer Kundenwerbung zu stellen, **Je schwerer** wird es Ihnen gemacht, sich im Konkurrenzkampf zu behaupten.

Ein Geschenk, das Freude macht! Eisbär-Felle als Reisemuff sind nicht erbeten, als meine sauber gegerbt. Heidschnuckenfelle Pr. ab M 7.- Bildkatalg. auch üb. Teppich., Deck. u. Fußsäcke fr. **W. Heine** Lüneburg 26 Bz. Soltau

Eisbär-Felle

Ziel

bewußte Insertion

belebt das Geschäft!

Ein Katalog mit Denkaufgabe! Die Lösung steht schon, Katalog kostenlos. E.F.P. **Stricker** Fahrradfabrik Brackwede Bielefeld 345

Ansicht kostenlos wie man von **Bettnässen** befreit werden kann. Alter und Geschlecht angeben. Versand der Eisenbach Methode **F. Kramer, München 16** Dachauerstr. 15

Zick-Zack-Nähmaschinen für das Handwerk, besond. preiswert **Ritter Paderborn** Dom gegenüb.

Die weltberühmte **HOHNER** gegen zehn Monatsraten Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teilz.-Preisen **LINDBERG** Größtes Harmonika-Spezialhaus Deutschl. **MÜNCHEN,** Kaufingerstraße 10

Trauringe ½ Amt. / Wochenrate 1.- **Goldschmied Nohls Hamburg 36/113**

Inserieren bringt Gewinn

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": III. Vj. 37: 26 790. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und den oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.

6. Jahrg. – Nr. 44 Einzelnummer 10 Pf. Sonntag, 31. Oktober 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Neuer Roman!

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Das Tor zur Ewigkeit / Zeichnung von Ernst H. Grünwald — Bavaria-Verlag, Gauting

Sterben *und* Werden

Wir schreiten durch falbes, raschelndes Laub und sehen den Acker seine letzten Gaben verschenken. Ein reicher Sommer liegt hinter uns, und es naht die Zeit, wo die Natur in ihren Winterschlaf versinkt. Ein Jahreslauf neigt sich seinem Ende zu, ein neuer rüstet und sammelt Kraft aus dem Segen des Gestern. Die letzten falben Blätter weht der Herbststurm nieder, aber in den Ackerfurchen harrt das Samenkorn der wärmenden Sonne. Sommer, Winter: ewiger Kreislauf der Schöpfungen unter ewigen Firmamenten.

Der Gedanke an diesen ewigen Ablauf in der Natur, der sich in jedem Jahre mit unerbittlicher Regelmäßigkeit wiederholt, lenkt die Aufmerksamkeit des Menschen ganz von selbst auf das eigene Leben, in dem gleichfalls Frühling und Sommer vom Herbst und Winter gefolgt sind. In den abgefallenen, achtlos am Boden liegenden Blättern, die noch vor Wochen mit ihrem frischen Grün das Geäst der Bäume belebten, erkennt er die Vergänglichkeit des eigenen Daseins. Fünfzig Sommer erlebt der Mensch, und wenn er begnadet ist, zweimal fünfzig. Dann ist sein Tagewerk getan, und nur der Schatten seiner Werke bleibt auf der Erde zurück. Das ist das unerforschliche Gesetz, das unbestechlich ist.

***

Dieses Stirb und Werde in Natur und Leben hält die Menschen umfangen, die in diesen stillen Tagen um Allerheiligen, Allerseelen und Totensonntag hinausziehen zur Stätte der Toten und des Todes, dorthin, wo sich jene stillen und stummen Reihen von Schlafenden finden, bei denen der Lärm des Tages längst verrauscht ist, über die nur die heilige, feierliche Ruhe der Ewigkeit ausgebreitet liegt.

Tiefer Schmerz umflort das Auge, warmer Trost durchdringt das Herz, lichtvolle Hoffnung beschwingt die Seele.

Wir gedenken der Toten. Ihr Bild hebt sich aus dem Gedächtnis empor. Wir sehen sie vor uns lebensvoll und und frisch, wir sehen ihnen tief ins getreue Auge, betrachten ihre lieben Züge, hören ihre trauten Stimmen, gewahren ihren Schritt und Tritt. Um sie ersteht ihre Umgebung: der Schreibtisch oder Arbeitsraum. Wir erinnern uns jenes Briefes, Telegrammes oder Ferngespräches, die uns die schmerzliche Kunde brachten: „eingegangen in die Ewigkeit" und sehen uns beim letzten Abschied am Grabe. Was uns nach dem Nachhausegehen verblieb, waren vielleicht ein Bild oder ein Brief, ein Andenken! Erinnerungen sind das Erdreich, aus dem wir wachsen und Kraft ziehen, und ein Mensch ohne einen Schatz an schönen und schweren Erinnerungen ist der Aermste unter den Armen. Wer treu in diesen Dingen ist, ist treu auch in der gegenwärtigen Lebenserfüllung, und deshalb ist niemand gefühlsselig oder weichlich, der versucht, mit dem äußeren, heilig gehaltenen Andenken das innere Angedenken festzuhalten. Und während diese Bilder vor unserem sinnenden Auge emportauchen, flechten wir Blumen und

Am Ende

Von Hans Friedrich Blunck

Männer wie Sturm auf den Meeren,
Frauen wie Sommergeleucht
Geleiten dein Leben, Gefelle,
Wie sie dein Leben gezeugt.

Und dennoch mußt du nach allem
Gewaltigen einsam sein,
In deines Lebens Neige
Vorm Tod bist du allein.

Und ob du Völker richtest,
Turmhoch die Brücken wölbst,
Am Ende folgt dir keiner,
Bleibst du vor Gott du selbst.

Zweige zu Kränzen und Sträußen, mit denen wir die Gräber schmücken. Wir legen lebende Blumen auf die Hügel der Toten, weil wir der Hoffnung sind: „Was wir bergen in den Särgen, ist der Erde Kleid, was wir lieben, ist geblieben, bleibt in Ewigkeit." Liebende Hände bringen die letzten Herbstblumen zu den Gräbern und verwandeln die Stätte des Schweigens und der Trauer in einen Hain des Glaubens und der Treue.

***

Es ist etwas Ergreifendes um den Abend des Allerheiligenfesttages, wenn schon die frühe Dämmerung herniedersinkt und die Menschen in Dorf und Stadt hinaus zum Gottesacker ziehen. Bald strahlen dann die Lichtlein auf den Gräbern, vor denen die dunklen Gestalten der Menschen in stiller Andacht stehen und derer gedenken, die ihnen im Leben nahestanden. „Gottesacker" — unsere Vorfahren haben den Namen gefunden, der wie kein anderer der Heimstätte der Toten gerecht wird. Gewiß herrscht unter der Hügeldecke die Vergänglichkeit. Aber wenn das Korn nicht verwest unter der Ackerkrume, kann es nicht fruchtbringend auferstehen. Die aber dort eingesenkt sind, sind Gottes Saat, bestimmt zu neuem Leben, um wieder Frucht zu bringen in Unverweslichkeit. Darum hat das Totenfeld, der Gottesacker keinen Schrecken, und die stille Wehmut, mit der wir an den Gräbern stehen und der Toten gedenken, hat nichts von Verzweiflung oder Resignation an sich, sie ist gemildert und verklärt von der Wiedersehenshoffnung. Die aufsteigende Flamme der Lichter ist das Sinnbild des Lebens, und der Anblick der Gräber wirkt tröstlich und verklärend.

***

Der Gang zu den Gräbern soll sein eine Stunde freudigen Gedenkens und Dankes. Die mit uns durch die Bande des Blutes und der Liebe verbunden waren, taten uns im Leben viel Gutes. Und jene, die ihr junges, schönes, hoffnungsfrohes Leben hingaben, daß der Krieg von der Schwelle unseres Hauses ferne blieb, jene, die sich im Ringen um des Volkes Freiheit und Wohlfahrt opferten, sind zu Helden vor uns geworden, vor ihrem Vaterlande, weil sie ihr irdisches Dasein hingaben für eine Idee, für das Dasein ihres Volkes, das über dem Leben des Einzelnen steht. Sie kämpften und starben im Dienst an ihrem Volk und Vaterland, den Blick gerichtet auf das Walten der Vorsehung, in deren Händen das Schicksal ihres Volkes ruht. So ist das Gedenken gerade an diese Toten ein Aufblick zu Gott, und so wird der Gottesacker an diesen Tagen zur Stätte echter und inniger Volksgemeinschaft, auf der wir uns treffen zur Bezeugung der letzten und tiefsten Verbundenheit mit unseren Brüdern, in der großen Gemeinschaft vor Gott, die über das Grab hinaus besteht. Gr.

Meisterfälscher – ohne es zu wissen

Der Mann, der eine Weltkrise des Kunsthandels verschuldete.

Alceo Dossena, der „König aller Fälscher", starb

In Rom ist der vor einigen Jahren zu eigenartiger Berühmtheit gelangte „Meisterfälscher" Alceo Dossena im Alter von 60 Jahren an einem Gehirnschlag gestorben.

Will man das Rätsel um die Person des Alceo Dossena verstehen, so muß man sich in die Umgebung versetzen, der dieser Mann entstammte. Er war in Cremona geboren, jener italienischen Stadt, die von ihrer großen Vergangenheit lebt. Tausende von Existenzen sind von den Fremden abhängig, die hier die Zeugen früherer Jahrhunderte suchen und gerne ein Reiseandenken mit nach Hause nehmen wollen. Ein Riesenheer kleiner Handwerker verdient seinen Unterhalt mit dem Kopieren alter Plastiken, Gemälde und kunstgewerblicher Gegenstände, die Cremona in Hülle und Fülle bietet. Einer von ihnen war Alceo Dossenas Vater, einer von ihnen wurde er selbst.

Mit neun Jahren schickte man ihn zu einem Steinmetz in die Lehre, wo er mit den Anfangsgründen der Bildhauerei vertraut gemacht wurde. Natürlich lernte er nebenbei — in Cremona eine Selbstverständlichkeit — die Kunst des Geigenbaus; seine Geigen, die er als junger Mann anfertigte, standen den besten Kopien der alten Meisterinstrumente kaum nach. Er entwarf Pläne für Kirchen und Wohnhäuser, schuf Plastiken und Fresken im Stil früherer Epochen. Denn Dossena war von Natur aus ungewöhnlich begabt. Einige seiner Arbeiten fielen Kunsthändlern auf, und nun begann er für die nächsten zehn Jahre für solche Händler gegen den üblichen geringen Stundenlohn Bildwerke im Stil alter Meister herzustellen. Ohne den leisesten Argwohn ging er dieser Arbeit nach, und gelegentlich fragte er Kollegen: „Ob meine Auftraggeber wohl dabei auf ihre Kosten kommen?"

Er besuchte Provinzmuseen, vertiefte sich in alte Kunstwerke, machte oberflächliche Skizzen des Werkes, das er schaffen wollte, und begann dann sofort die Arbeit am Material. Und was er zustandebrachte, war ganz außergewöhnlich. Er verstand es nicht nur, seinen Plastiken in Holz und Stein das täuschende Aussehen des alten, von Bruch, Beschädigung, Patina und Holzwürmern gezeichneten Materials zu verleihen, sondern traf auch den künstlerischen Stil des kopierten Meisters so hervorragend, daß die Auftraggeber ihre helle Freude daran haben konnten und überdies keine Mühe hatten, die Werke Dossenas als echt zu verkaufen.

Eine ganze Welt in Aufregung

Es ist fast unglaublich, daß es den frechen Betrügern, die Dossena ausnützten, zehn Jahre lang gelungen ist, ihre Käufer, unter denen sich unzählige Fachleute befanden, an der Nase herumzuführen. Diese Gauner haben schätzungsweise insgesamt vierzig Millionen Lire verdient, von denen der stunden- und stückweise entlohnte Dossena nur ein paar Tausend erhielt. In Europa und Amerika waren diese Fälschungen sehr beliebt und wurden als Werke von Simone Martini, Verrocchio, Donatello, Mino da Fiesole, Nicolo Pisano und anderen zu glänzenden Preisen abgesetzt. Erste Kapazitäten, darunter sogar Wilhelm von Bode, bestätigten in ausführlichen Gutachten die Echtheit. Viele dieser Werke wurden als kunstgeschichtliche Entdeckungen gefeiert. So hatte man zum Beispiel Simone Martini vorher nur als Maler, nicht aber auch als Plastiker gekannt . . .

Im Herbst 1928 platzte die Bombe. Eine Pisano-Plastik schien den Experten doch ein wenig anrüchig zu sein, die Kunsthändler schworen Stein und Bein, es gab Polemiken und Prozesse — da trat ein bisher völlig unbekannter kleiner Kopist aus Cremona, namens Alceo Dossena, vor die Oeffentlichkeit und erklärte, dieser „Pisano" stamme von ihm, und nicht nur diese, sondern auch folgende Plastiken, und er fügte eine lange Liste seiner sämtlichen Werke, die in den Handel gekommen waren, mit genauer Beschreibung bei.

Der ganze Schwindel der italienischen Kunsthändler brach wie ein Kartenhaus zusammen. Alceo Dossena war der Held des Tages. Aber im Kunsthandel drohte eine schwere Krise auszubrechen. Denn wenn diese alten Meisterwerke von einem Zeitgenossen unseres Jahrhunderts stammten — wer garantierte dafür, daß nicht auch Tausende anderer angeblich echter Plastiken falsch waren? Eine Weltkrise des gesamten Kunsthandels aber hätte Milliardenverluste verursacht. Nur mit vieler Mühe gelang es durch genaue Aufrollung des „Falles Dossena", das Mißtrauen langsam wieder zu beheben. Durch die europäischen Hauptstädte zog eine Wanderausstellung mit Dossena-Plastiken, die mehr Besucher zählte als alle anderen Kunstmuseen zusammen. Da sah man nun die Wunderwerke des Meisterfälschers: stark verwitterte Marmorbüsten oder einen Engel mit lädierter Nase und Flügeln, von denen der Goldlack fast ganz abgeblättert schien, und die nur noch gebrechlich am Rücken der Figur klebten, durch die der Holzwurm tiefe Rinnen gebohrt hatte . . . während es in Wirklichkeit ein paar geschickt abgefeuerte Schrotschüsse waren.

Er war kein „Seher"

Fachleute besuchten Dossena in seinem Atelier und schauten ihm bei der Arbeit zu. Aber die ging ohne jede „innere Schau", ohne das leiseste mystische Erlebnis vor sich; Dossena pfiff irgend einen Gassenhauer dabei und lachte seinen Besuchern freundlich zu. Von einem Trancezustand des Hineinversetzens in die Seele der alten Meister, wie Romantiker es vermuteten, war keine Spur zu bemerken.

Nun ist der große Fälscher tot, und die Mißtrauischen brauchen nicht mehr zu befürchten, daß er sie auf dem Umweg über einen Kunsthändler „hereinlegen" wird. Aber die bittere Moral, die der Fall Dossena so handgreiflich demonstrierte, hat mit dem Tode dieses Mannes ihre Berechtigung nicht verloren: nämlich, daß der Name Schall und Rauch ist, und daß das Werk selbst alles gelten sollte.

Abessinien *verändert sein Gesicht*

Hier spricht der Sender Addis Abeba. — Die größte Moslem-Universität der Erde im Bau

Wie anders ist doch diese Stadt geworden, in der noch vor zwei Jahren der Negus, heute ein vergessener und erledigter Mann, seine Macht entfaltete! An den acht größten und belebtesten Plätzen von Addis Abeba rufen riesige metallene Lautsprecher: „Laßt euch impfen! Anmeldung zur Impfung täglich! Erhöhet auch durch Schutzimpfung die Gesundheit eurer Kinder!" In zwei Sprachen tönen diese Worte in das Straßengewirr hinein, in Arabisch und Amharisch. Zuerst haben die Bewohner von Addis Abeba erstaunt und furchtsam diese „sprechenden Säulen" betrachtet, nun sind sie schon daran gewöhnt. Sie lauschen der Impfpropaganda, die ihre Wirkung nicht verfehlt, mit derselben Aufmerksamkeit, mit der sie die Sendungen der neuen Rundfunkstation in der abessinischen Hauptstadt verfolgen. Und schon erhebt sich in Harrar das Stahlgerüst eines neuen Großsenders, des stärksten auf dem afrikanischen Kontinent. Die Technik hat in Italiens jüngster Kolonie ihren Einzug gehalten.

Kampf um die Volksgesundheit

In einem Lande, in dem Krankheiten bisher weit verbreitet waren und in dem Ausfälle auf dem Markt Lebensmittel verteuten, müssen die Bemühungen um die Erhaltung der Volksgesundheit besonders groß sein. Daher die Impfpropaganda, darum auch die unablässigen Bestrebungen der italienischen Gesundheitsbehörden, die im Volke weit verbreiteten Geschlechtskrankheiten auszurotten. Zu den in Aethiopien vorherrschenden Krankheiten gehört ferner die Lepra, und gerade jetzt werden besondere Maßnahmen zur Absonderung und ärztlichen Behandlung der Leprakranken getroffen. Schon hat man in allen größeren Städten einen Desinfizierungsdienst ins Leben gerufen und Schlachthäuser eingerichtet, in denen alle zur menschlichen Ernährung bestimmten Tiere unter behördlicher Aufsicht getötet werden müssen, schon hat man an verschiedenen Orten hygienische und bakteriologische Forschungsanstalten in Betrieb genommen — auch hinsichtlich der sanitären Zustände hat die Hauptstadt Aethiopiens ihr Gesicht verändert. Freilich wird es noch einige Zeit erfordern, bis eine moderne Kanalisation angelegt ist.

Unter der Herrschaft des Negus gab es keine geschriebene Gesetzsammlung. Raub, Mord und andere Verbrechen galten als Vergehen an der Person und nicht als öffentliche Verbrechen; die Bestrafung blieb daher dem Geschädigten oder seinen Verwandten überlassen. Man bezahlte „Blutgeld" oder einigte sich auf irgend eine andere Weise mit dem Gegner. Um ein Fundament zu haben, hat man als Grundlage für die moderne Rechtspflege vorerst das italienische Strafrecht in Abessinien eingeführt. Verbrechen kommen vor die Schwurgerichte, die in allen Hauptstädten des Landes tagen. Die Eingeborenen haben dabei die Möglichkeit, durch alle Instanzen hindurch Berufung einzulegen — bis hinauf zum Kaiser des italienischen Imperiums.

Harrar wird Universitätsstadt

Völlig umgestaltet worden ist bereits auch das Schulwesen. In Harrar wird gegenwärtig die größte Moslem-Universität der Welt gebaut. Allenthalben in den Städten sind Eingeborenen-Schulen errichtet worden. Man gewinnt bei der Besichtigung einer solchen modernen Schule in Addis Abeba den Eindruck, daß die äthiopischen Kinder recht intelligent sind. Freilich stellt sich nach dem 12. Lebensjahr eine gewisse Neigung zu geistiger Abgestumpftheit ein. Die Schulen sind durchweg mit Schwimmbädern versehen, der Turnunterricht, dem besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird, ist meist von Alpinileutnants geleitet. Jeder Schüler bekommt beim Nachhausegehen einen Laib Brot mit. Es ist vielleicht der größte und kühnste Plan des Duce, daß innerhalb von fünf Jahren eine Eingeborenen-Armee von drei Millionen Mann geschaffen werden soll. 800 000 Soldaten werden ständig unter den Waffen bleiben, jeder Reservist muß sich einmal im Monat an einer militärischen Uebung beteiligen.

In den größten Städten Aethiopiens hat man Lokalzeitungen ins Leben gerufen. In Asmara kommt der „Corriere Eritreo" in italienischer und arabischer Sprache heraus, in Addis Abeba erscheint der „Corriere dell' Impero" auf italienisch, amharisch und arabisch. In der Hauptstadt werden übrigens auch alle aktuellen Tagesnachrichten mit den bereits erwähnten Lautsprechern verbreitet; dieser praktische Dienst soll in Kürze auf alle größeren Städte ausgedehnt werden.

Kraftwagen — in Aethiopien hergestellt

In der Provinz Harrar hat man bekanntlich größere Eisen- und Kohlenschätze entdeckt. Schon sind die Pläne für die Errichtung großer Stahlwerke ausgearbeitet. Zunächst ist hier nur die Herstellung von Eisenbahnschienen vorgesehen, aber in fünf Jahren wird es nach den Schätzungen der Sachverständigen bereits möglich sein, hier, im Herzen Ostafrikas, Automobile zu bauen. Natürlich liegen auch schon Projekte für die Ausbeutung des Baumbestandes und vor allem der Wasserkräfte vor. Im übrigen geben die Italiener den einzelnen Eingeborenen-Stämmen bei der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten mehr Freiheiten, als die in anderen Kolonialgebieten üblich ist. Zum Beispiel unterstehen die Galla, die früher amharischen Häuptlingen untertan waren, jetzt ihren eigenen Häuptlingen, die ihrerseits von den italienischen Behörden anerkannt und respektiert werden.

Die beste Siedlungsgegend Abessiniens liegt im Staate Galla-Sidomo, wo der Boden von außergewöhnlicher Güte und das Klima für Europäer sehr geeignet ist.

Dies nebenbei

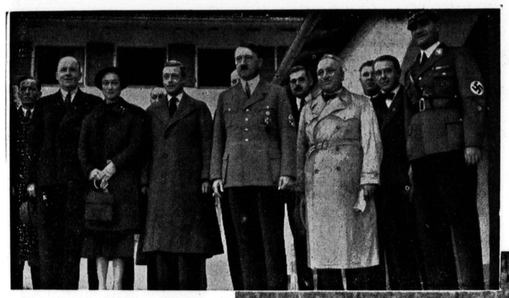
Nach längeren Gerichtsferien waltet die Londoner Justiz nun wieder ihres Amtes. Aber als sich die Richter in ihre Garderoben begaben, um sich für die Eröffnungssitzungen einzukleiden, stellten sie zu ihrer Bestürzung fest, daß die historischen Perücken, die Englands Richter bei der Ausübung ihres Amtes tragen, von einem unbekannten Täter gestohlen worden waren. Wie sollte man aus dieser peinlichen Situation einen Ausweg finden? Richter ohne Perücken — das wäre etwas gewesen, worüber das ganze traditionsbewußte Imperium die Köpfe geschüttelt hätte. So benachrichtigte man die Polizei und ließ zugleich eilige SOS-Rufe an sämtliche Londoner Friseure los, um auf diese Weise wenigstens „Not-Perücken" zu erhalten. In der Tat hatten die Friseure für Londons bedrängte Justiz Verständnis und lieferten so schnell wie möglich eine Anzahl von Perücken, so daß die Verhandlungen mit einiger Verspätung begonnen werden konnten. Indessen fahndet man immer noch nach dem gestohlenen Kopfschmuck der Richter, der einen recht beträchtlichen Wert repräsentiert.

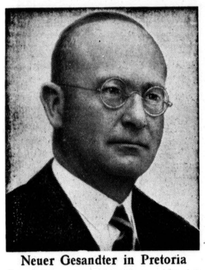
*

In Wien gibt es eine eigene Amtsstelle, die über die Räusche der Wiener getreulich Buch führt. Das Fürsorgeamt der Polizei verfügt über ein umfangreiches Register jener Personen, die in alkoholisiertem Zustand die Aufmerksamkeit der Behörden erweckt haben. Wahrhaftig — Wien ist eine trinkfreudige Stadt! Nicht weniger als 100 000 Namen sind im Laufe der Jahre in dem „Trinker-Register" verzeichnet worden. Jeder Wiener, der die Autofahr-Prüfung machen will, muß zunächst nachweisen, daß er nicht in der Rauschkartei der Polizei verzeichnet ist. Auch bei Vergehen wenden sich die Behörden an das Fürsorgeamt der Polizei, um zu ermitteln, ob der Missetäter ein notorischer Liebhaber des Alkohols war. Im Jahre 1926, als diese Amtsstelle gegründet wurde, sind die meisten Beanstandungen, nämlich über 20 000, registriert worden. Im Vorjahre ist diese Ziffer auf 6536 gesunken, sie läuft genau parallel mit dem Rückgang des Alkoholkonsums in Wien, der nicht zuletzt eine Folge der ungünstigen Wirtschaftsentwicklung ist.

*

Kemal Atatürk, der türkische Staatschef, hat Fräulein Emei Gazimihal nach London geschickt, wo sie in der dortigen Rundfunksprecherschule einen Kurs mitmachen wird. Die dunkeläugige 25jährige junge Dame wird der erste weibliche Rundfunkansager der Türkei sein. Bekanntlich hat die neue Türkei der Frau jegliche Gleichberechtigung gegenüber dem Mann zuerkannt, und es gibt keinen Beruf, der dem weiblichen Geschlecht verschlossen ist. Indessen wurde das Amt des Rundfunksprechers bisher ausschließlich von Männern ausgeübt, da sich die Türkinnen als stimmlich nicht geeignet für diese Tätigkeit erwiesen. Erst Fräulein Emel Gazimihal erfüllt die Anforderungen einer Rundfunksprecherin, sie wurde unter zahlreichen Bewerberinnen in Ankara ausgewählt und erhielt den Titel „Mädchen mit der goldenen Stimme". Sie spricht perfekt Englisch, Französisch und Deutsch, und wird auch in diesen drei Sprachen — von ihrer Muttersprache abgesehen — ihre Meldungen durch den eben erst eröffneten Großsender von Ankara in den Aether schicken.





Neuer Gesandter in Pretoria

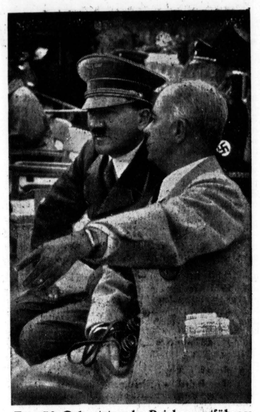
Der Führer und Reichskanzler hat den Vortragenden Legationsrat Leitner zum Gesandten in Pretoria ernannt. (Zander-K.)

Sieg des deutschen Fußballsports

Der deutschen Fußballelf im Olympia-Stadion zu Berlin gelang es, die Scharte von den Olympischen Spielen mit einem 3:0-Sieg gegen Norwegen wieder auszuwetzen. Unser Bild: Im Olympiastadion . . . Moment vor dem norwegischen Tor. (Zander-K.)

Der Herzog von Windsor beim Führer auf dem Obersalzberg

Zum Abschluß seiner Studienreise durch Deutschland wurde der Herzog von Windsor vom Führer und Reichskanzler auf dem Obersalzberg empfangen. Der Führer mit dem Herzog und der Herzogin von Windsor sowie Reichsorganisationsleiter Dr. Ley auf dem „Berghof". (Presse-Hoffmann, Zander-K.)



Zum 50. Geburtstag des Reichssportführers

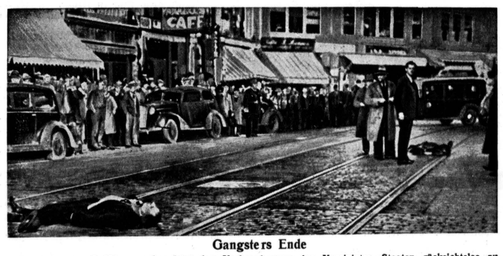
Am 25. Oktober beging der Reichssportführer von Tschammer und Osten seinen 50. Geburtstag. Unser Bild zeigt ihn mit dem Führer. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Ein deutscher Pavillon auf der Internationalen Mustermesse in Rio de Janeiro

Die zwei großen Hallen des Deutschen Pavillons auf der Internationalen Mustermesse in Rio de Janeiro, die sich bei allen Messebesuchern des größten Interesses und der größten Beliebtheit erfreuen. (Presse-Hoffmann, Zander-K.)

Neue Standarten der Britischen Legion geweiht

Die Britische Legion weihte in der St.-Pauls-Kathedrale zu London vier neue Standarten, die in feierlicher Prozession zum Weiheort geleitet wurden. Menschen aller Berufszweige wohnten dem feierlichen Akt bei. (Pressephoto, Zander-K.)



Gangsters Ende

Die bekannten G.-Männer gehen jetzt dem Verbrechertum der Vereinigten Staaten rücksichtslos zu Leibe. Die Central-Street, die Hauptverkehrsstraße der amerikanischen Stadt Bangor, wurde kürzlich der Schauplatz der Schlußszene einer Gangsterjagd, bei der zwei Mitglieder der „Newdillinger-Bande" erschossen, und der dritte Mann verhaftet wurde. Im Vordergrund liegt Al Brady, der zuletzt „Staatsfeind Nr. 1" war. (Presse-Photo, Zander-K.)

Die „Autonomie" der nationalen Minderheiten,

die Wilson einst versprach. Dieses einzige von den Vorfällen in Teplitz-Schönau vorhandene Bild zeigt, wie die „Selbstverwaltung" wirklich aussieht. Und zwar ist es der Augenblick, da sich vier Polizisten brutal mit Gummiknüppeln auf den Abgeordneten der Sudetendeutschen Partei, Frank, stürzen. Er ist bereits zusammengebrochen. Man sieht nur noch einen Teil seines Kopfes. (Weltbild, Zander-K.)

Erst Mordbrenner — dann „bedauernswerte" Flüchtlinge

Nach dem Siege der nationalspanischen Truppen bei Gijon setzte eine Massenflucht der Bolschewisten nach Frankreich ein. Hier verlassen sie den rotspanischen Dampfer in einem Hafen an der Südwestküste Frankreichs. (Associated-Preß, Zander-K.)

Die englische „Befriedungsaktion" in Palästina

Der Kampf der Araber, als Antwort auf den englischen Teilungsplan Palästinas, hat England zu drakonischen Maßnahmen veranlaßt, die eigentlich sonst von der „freiesten Demokratie der Welt", dem Inselreich, nur den „autoritär regierten Staaten" vorgeworfen wird. Hier werden die Häuser, in denen sich angeblich arabische Terroristen befinden, mit Dynamit in die Luft gesprengt. (Presse-Hoffm., Zander-K.)

Kleine Nachtmusik

Von K. R. Neubert

Seit einiger Zeit besaß sie ein Koffergrammophon. Sie hatte sich das Geld dafür Mark für Mark zusammengespart. Wie für ihre Schneeschuhe zum Beispiel, oder für den Fotoapparat. Das Koffergrammophon hatte ihr noch gefehlt. Sie liebte es, sich die Abende, wenn sie allein war, zu kleinen Festen auszuschmücken. Dazu gehörten gute Bücher und Musik. Nun hatte sie also das Koffergrammophon und für den Anfang drei, vier gute Schallplatten. Mit der Zeit würde ihr Repertoire schon größer werden. Es war schön, dafür zu sparen und dann in den Laden zu gehen, sich wieder etwas auszusuchen und mit dem neuen Besitz heimzueilen. Es war schön, dann in den eigenen vier Wänden das Koffergrammophon hervorzuholen, die neue Platte aufzulegen und träumend dazusitzen. Ihre letzte Erwerbung war Mozarts „Kleine Nachtmusik", aber sie hatte sich erst die eine Platte mit dem ersten und zweiten Teil kaufen können. In drei Wochen, wenn es wieder Gehalt gab, würde sie sich die noch fehlende zweite Platte besorgen.

Inzwischen spielte sie fleißig die eine Platte. Sie war ganz versteift in ihre „Kleine Nachtmusik". Es störte sie gar nicht, daß die beiden letzten Sätze fehlten. Sie merkte es gar nicht. Der Reichtum der Melodien füllte ihr Herz. Wenn die Musik verklungen war, klang ihr Herz weiter.

Wieder einmal feierte sie ihr „kleines Fest". Das hübsche Zimmer, das sie bei Frau Krause abgemietet hatte, war mit Blumen geschmückt, die sie billig auf dem Markt gekauft hatte. Eben war sie mit dem Abendbrot fertig geworden. Sie räumte den Tisch ab und setzte sich in den bequemen Sessel am Ofen. Nur die Stehlampe brannte, mit dem zur Decke gekehrten Schirm.

Es war die Stunde des Abends, in der man noch unentschlossen zu überlegen pflegt, ob man nicht doch fortgehen sollte. Man erinnert sich, daß jemand den und den Film gelobt hat. Die Reklame auf einem U-Bahnhof fällt einem ein, ein neues Tanzlokal . . . Man denkt an Lichtsäulen im Häusermeer. Das Bild eines großen Kaffeehauses ersteht vor uns, man hört Stimmengewirr, eine Kapelle rauscht auf mit einer bekannten Ouvertüre, dann wird alles still, als wäre eine Tür zugeschlagen.

Man sitzt immer noch in seinem Zimmer. Die Uhr tickt. Die Zeit rinnt ratlos weiter, tröstend wir zaudern. Man lauscht. Jemand geht die Flurtreppe hinunter. Wohin? Noch einmal lockt der Abend in seine Lichtflut. Ob man nicht doch lieber fortgeht? Warum ruft niemand an? — Noch unentschlossen greift man zu einem Buch oder zum Koffergrammophon. Man beginnt zu lesen oder Musik zu hören. Und plötzlich denkt man: eigentlich ist es schön, so zu Haus! Wenn nur niemand anruft — Auch Maria hatte so ihr Koffergrammophon hervorgeholt und wieder einmal ihre Mozartplatte aufgelegt. Sie bedauerte nicht mehr, nicht fortgegangen zu sein. Immer, wenn sie diese Musik hörte, wurde sie still, fast wunschlos; eine sanfte Heiterkeit erfüllte sie. Ganz in Gedanken zog sie das Grammophon wieder auf, und in diesem Augenblick fiel ihr ein, daß sie sich die zweite Platte nun aber bald besorgen müßte. So ließ sie die Walze leer wieder abrollen, und sie war eben im Begriff, das Grammophon wegzustellen, als es draußen klingelte. Da sie wußte, daß ihre Wirtin ins Kino gegangen war, ging sie öffnen. Ein Junge stand da und sagte: „Das soll ich hier abgeben!" Verwundert nahm Maria einen Brief und einen Karton in Empfang. Auf dem Brief stand: „An das Fräulein mit dem Grammophon."

„Hallo!" rief sie dem Jungen nach, der rasch wieder hinuntergeeilt war. Der Junge meldete sich nicht mehr, im ersten Stock klappte eine Tür zu. „Seltsam!" dachte Maria und ging in ihr Zimmer. Dann las sie den Brief: „Nehmen Sie mir bitte nicht übel, mein verehrtes Fräulein mit dem Grammophon, daß ich Ihnen anbei den zweiten Teil zu Mozarts „Kleiner Nachtmusik" übersende. Ich habe das Vergnügen, unter Ihnen zu wohnen. Vergnügen sage ich mit Absicht, weil ich Musikfischhaber bin. Sie haben ein paar schöne Schallplatten, wie ich feststellen durfte, wenn ich des Abends allein war. Hören Sie aus dieser Feststellung jedoch den Vorwurf heraus, daß Sie zu laute Nadeln zum Spielen verwenden, ich wünschte, ich könnte Ihr Abendkonzert noch besser hören. Glauben Sie mir, daß ich manchmal fortgehen wollte und dann doch weiß, weil Ihre schönen Platten spielten. Ich sitze dann so still und gedankenvoll im Sessel, wie Sie vermutlich auch. Vielleicht steht Ihr Sessel sogar auf demselben Platz. Vielleicht haben wir sogar ähnliche Gedanken. Gedanken über Alleinsein, über Musik, über, na ja . . . über die Liebe.

Seit einiger Zeit spielen Sie eine Mozartplatte. Ich muß Ihnen bekennen, daß ich ein glühender Mozartverehrer bin. Die „Kleine Nachtmusik" ist mir besonders lieb. Sie ist ein Juwel. Eben darum bin ich seitdem Sie diese Platte spielen, aufgeregt und traurig. „Ah!" sagte ich erfreut, als ich zum erstenmal die Mozartplatte bei Ihnen hörte. Sie waren mir gleich ungemein sympathisch, daß Sie diese Platte ausgesucht hatten. Sie haben Geschmack, sagte ich mir, Sie sind musikalisch. Beim zweitenmal aber war ich erstaunt, denn Sie ließen es wieder beim Allegro und Andante. Beim drittenmal war ich erschrocken. Jetzt werde ich nervös, so oft Sie mit der „Kleinen Nachtmusik" anfangen. Ich kann Sie richtig sehen, wie Sie die Platte auflegen. Wenn sie abgelaufen ist, sitzen ich. Was kommt jetzt? Legt sie endlich die zweite Platte auf? Spielt sie endlich einmal das Stück zu Ende? Aber es bleibt oben still oder — nach einer Weile klingt etwas ganz anderes auf. Dann fluche ich. Verzeihen Sie! Ich fluche gewissermaßen mit einer leisen Nadel. Sie können es nicht hören. Ueberdies sind Sie ja daran schuld. Verzeihen Sie! Und bedenken Sie, daß ich ein Mozartverehrer bin. So darf ich Sie wohl bitten, die noch fehlende zweite Mozartplatte von mir annehmen zu wollen.

Paul Bode, Untermieter bei Frau Schulz."

„So eine Frechheit!" sagte Maria — gewissermaßen mit einer leisen Nadel. Sie war ganz rot geworden. Der Mensch da unten schickt ihr wirklich die zweite Mozartplatte. Er sollte hören, wie sie auf dem Fußboden zerbröckelte. Nein, wie dumm! Was konnte Mozart oder die Schallplatte für die Frechheit dieses Herrn Bode? Zurückschicken mußte man die Platte. Wenn Frau Krause da wäre, müßte sie gleich hinuntergehen. Sie selber konnte es doch nicht tun. Na, morgen! Sie stellte nun energisch das Koffergrammophon in die Ecke, verschloß die Platten, auch die von Herrn Bode, und vertiefte sich in ein Buch, das ihre Gedanken ablenkte.

Aber als sie im Bett lag und nur noch die kleine Nachttischlampe brannte, griff sie noch einmal nach dem Brief, und nun fand sie ihn gar nicht mehr so ärgerlich, sie kicherte sogar vergnügt vor sich hin und schlief lächelnd ein. Im Traum erschien ihr Herr Bode wie der Riese Atlas, jedoch nicht mit der Weltkugel, sondern nur mit einer ungeheuren Schallplatte auf dem Rücken, und ächzte, daß sie ihm doch die Last abnehmen möge, aber sie stand dabei und lachte ihn aus, daß er vor Wut mit den Zähnen knirschte und schrecklich fluchte, bis sie ihm endlich die riesengroße Schallplatte von den Schultern nahm, aber da war sie auf einmal ganz federleicht und klein, und sie brach die Schallplatte schnell entzwei und sagte zum Riesen Bode: „Da, sieh! So mache ich das!"

In Wirklichkeit brach sie aber auch am nächsten Tage die Schallplatte nicht entzwei, sie lief sie auch nicht durch Frau Krause zurückbringen. Wohlgemerkt lag sie bei den anderen Schallplatten, doch hatte Maria seit jenem Abend eine gewisse Scheu, ihre Mozartplatte zu spielen. Mit Herrn Bode war sie inzwischen ein paarmal im Flur zusammengetroffen, er hatte sie gegrüßt, und war rasch, kaum daß sie mit dem Kopf nickte, weitergegangen. Es schien ihr das Beste, Herrn Bode, seinen Brief und seine Schallplatte zu ignorieren.

Vier Wochen hatte sie schon ihr Grammophon unbenutzt gelassen. Sie war abends öfter ausgegangen. Aber einmal hatte sie doch wieder das Bedürfnis, ihre Schallplatten zu spielen. Gleich als erste legte sie ihre Mozartplatte auf. Ob Herr Bode zuhörte? Vielleicht war er gar nicht zu Hause? Sie war unwillig, daß sie an Herrn Bode dachte. Was ging er sie an? Sie spielte doch für sich. Und überhaupt: was waren das für dumme Gedanken bei einer Musik von Mozart! Sie konzentrierte sich wieder auf die Musik. Schloß die Augen. Lauschte. Ihr doch konnte sie nicht verhindern, daß ihre Gedanken zu Herrn Bode abirrten. Ja, die Musik verleitete sie gerade dazu. Sie sah ihn in seinem Zimmer. Bei den ersten Takten der „Kleinen Nachtmusik" war er wie elektrisiert zusammengefahren. Jetzt lauschte er. Jetzt begann er nervös mit den Fingern auf dem Tisch zu trommeln. Es zuckte in seinem Gesicht. Oh, die Platte war abgelaufen. Jetzt kam die Rückseite daran. Kleine Pause. Maria mußte die Kurbel drehen. Der zweite Satz begann. Herr Bode mochte nervöser werden. Bei dieser himmlischen Musik. Er mochte nervöser mit den Fingern auf den Tisch trommeln! Bei Mozart! Aber vielleicht war er gar nicht zu Hause! Schade! Warum schade?

Auch die Rückseite war abgelaufen. Maria drehte wieder auf. Sah nicht Herr Bode durch die Decke? Hörte sie nicht seinen Atem heraufleuchen? Hörte sie nicht das Trommeln seiner Finger? Einen Augenblick, Herr Bode, einen Augenblick . . .

Es war nur die Eingebung einer Sekunde. Es war nur der Instinkt der Finger, die nach den Schallplatten griffen. Sie hatte gar nicht gewußt, daß sie die Handvoll ergreifen können. Aber nun war es die zweite Mozartplatte. Sind Sie zufrieden, Herr Bode? Ich wollte eigentlich nicht . . . aber ich mußte . . . plötzlich . . . Sie sehen mich so an . . . Oder sind Sie gar nicht zu Hause? Schade! Maria dachte es zum zweitenmal. Die Schallplatte lief. Die Musik brach in die Stille. Das ganze Zimmer war voll Musik. Maria begann sich plötzlich zu bewegen, sich zu wiegen. Sie tanzte. Es war ein graziöses Schreiten und Wiegen. Es war, als schritte sie über eine Wiese im Mondlicht. Die Zimmerwände waren gefallen, man konnte ringsum über Wald und Feld sehen, und darüber stand der Sternenhimmel.

Es gab ein Knacken im Apparat, die Platte war abgelaufen und automatisch abgestellt. Maria erwachte aus ihrem kleinen Rausch, eilte zum Grammophon und zog es rasch wieder auf. Still im Sessel sitzend, hörte sie dann das Finale. Eine große Heiterkeit war in ihr. Auch als die Musik verklungen war, blieb sie noch eine Weile wie gebannt sitzen. Sie lauschte. Sie war ganz blaß vor Spannung. Ja, jetzt . . . Herr Bode da unten . . . er hatte es gehört, jetzt klopfte er an die Decke, dreimal. Da klopfte sie wieder, auch dreimal. Es klang wie „Danke schön!" und „Bitte sehr!"

Von da ab beschränkte sich ihre Unterhaltung nicht nur auf Klopfzeichen. In der Folge genügten zum Austausch ihrer Empfindungen nicht mal mehr die schönsten Mozartplatten . . .

Ob Frauchen noch nicht kommt? (Zander-M.)

Zollrevision / *Von Kurt Miethke*

„Sieh mal rasch hin", sagte James und deutete mit den Augen nach einem Herrn, der auf dem Mittelflensteer lehnte.

„Und?" fragte Betty.

„Aehnelt er nicht sehr Lewis?"

„Keine Spur."

„Was tut er? Ah, er kauft Kirschen. Hm, hm. Lewis würde keine Kirschen kaufen, höchstens Schnaps. Wenn das Lewis wäre, weißt du, Betty, das wäre mir sehr unerwünscht. Vor dessen Nachgier habe ich doch so was wie Angst."

„Ich weiß nicht, James, aber ich habe so ein dummes Vorgefühl, als ob die Geschichte schief gehen würde. Die Zollrevision soll doch so unglaublich streng sein an dieser Grenze."

James steckte sich grinsend eine Zigarette an.

„Das einzige, was man von deinem sogenannten Vorgefühl sagen kann, ist, daß es wirklich dumm ist, wie du es selber genannt hast. Du kennst meine Freckheit eigentlich doch zur Genüge."

„Was nützt die die ganze Frechheit, wenn sie das Paketchen mit den Diamanten finden!" jammerte Betty.

James gähnte und würdigte Betty keiner Antwort mehr, sondern streckte sich auf den Polstern des Abteils aus, das er mit Betty zusammen innehatte, und schloß die Augen, als sich der Zug langsam in Bewegung setzte. Er schlief auch tatsächlich ein, und erst, als der Zug an der Grenze hielt, wachte er wieder auf.

Betty saß ihm gegenüber und flüsterte:

„Sie müssen gleich kommen."

„Wer?" gähnte James. „Wer muß kommen?"

„Die Zollbeamten."

James sprang auf und steckte die Hand in die rechte Westentasche. Dann begann er sich an die Tür des Abteils und später hinaus. Aha, da kommen sie. Sie kamen zu viert

„Päsße bitte."

James reichte seinen Paß hin, der auf den Namen Tad Charlestown nebst Frau Mary lautete.

„Tut mir leid, Mister Charlestown", sagte der Beamte, „aber wir müssen Sie bitten, uns zu folgen, desgleichen Ihre Gattin."

„Wohin?" feixte James.

„In den Durchsuchungsraum. Wir haben behördliche Anweisung, das Gepäck eines Reisenden Tad Charlestown genau zu durchsuchen. Weil die Gefahr besteht, daß ein bekannter Hochstapler, der sich unter diesem Namen verbirgt, versuchen wird, Diamanten einzuschmuggeln."

Betty stieß einen entgemachten Entrüstungsschrei aus.

„Soll ich etwa auch untersucht werden?"

„Bedauere, gnädige Frau, aber ich muß tun, was meine vorgesetzte Behörde von mir verlangt. Sie werden überdies von einer weiblichen Beamtin visitiert werden."

„Also sind, nun reg dich nicht auf", sagte James mit schmalziger Stimme. „Du weißt, daß wir der Visitation mit größter Ruhe entgegensehen können, aus dem furchtbar einfachen Grunde, weil ich außer ein paar Zigarren nichts Zollpflichtiges habe!"

Lächelnd und sogar den neuesten Tonfilmschlager trällernd, folgte er zwei Beamten, während die beiden anderen die weitere Kontrolle des Zuges übernahmen. Man führte ihn in einen hellen Raum mit hohen Fenstern und das gleiche geschah mit Betty.

Beide mußten sich bis aufs Hemd ausziehen und bei beiden wurde nichts, aber auch nicht der geringste Diamantensplitter gefunden. Das gesamte Gepäck des Ehepaares Charlestown wurde durchwühlt, gefunden wurde aber nichts.

Ein besonders pfiffiger Zollbeamter nahm sich die fünf Zigarren vor, die James ironisch als einziges zollpflichtiges Gut bezeichnet hatte, drückte sie, knautschte sie, schnitt sogar probeweise eine davon auf, um nachzusehen, ob vielleicht etwas Zollpflichtiges darin säße — alles mit negativem Ergebnis.

Man wußte James, sowohl, als auch Betty, mit Entschuldigungen entlassen. Betty war völlig fassungslos.

„Wo hast du die Diamanten denn bloß hingesteckt?" fragte sie.

„Mein Geheimnis", lachte James, „aber ich will es dir trotzdem sagen."

Und er flüsterte ihr ins Ohr:

„Es kamen doch vier Zollbeamte in unser Abteil, nicht wahr? Well, die beiden, die uns begleiteten, kamen nicht in Frage. Aber einer von den beiden anderen, die für die Zugkontrolle zurückblieben, kam in Frage. Siehst du ihn? Dort steht er, es ist der Mann mit dem blonden Schnauzbart."

„Was meinst du eigentlich?" flüsterte Betty.

„Na also, dem habe ich die Diamanten in die Tasche gesteckt."

„Du bist wahnsinnig!"

„Absolut nicht! Was willst du — da sind sie am sichersten. Und jetzt werde ich sie mir wiederholen. Paß auf, wie ich das machen werde!"

James holte die vier Zigarren aus seiner Tasche und ging auf den Mann mit dem blonden Schnauzbart zu.

„Hallo, lieber Freund, bin ja ziemlich malträtiert worden von dieser Zollstation. Da Sie unbeteiligt dabei waren, darf ich Ihnen und Ihrem Kollegen wohl diese paar Zigarren zukommen lassen. Es ist eine gute, teure Sorte, aber mir macht es doch keinen Spaß mehr, sie zu rauchen, nachdem man sie derartig betastet und untersucht hat!" Grinste leicht, indem er die Hand an den Hut legte und ging nach dem Zug zurück. Er zwinkerte unauffällig zweimal mit dem linken Auge und da wußte Betty, daß der Streich geglückt war.

James hatte das Päckchen wieder!

Hatte es sich zurückgestohlen, während er dem Beamten die Zigarren schenkte. James kam pfeifend ins Abteil, setzte sich auf das Polster und lachte. Alles klappt prima ma. Sogar der beunruhigende Herr, den ich für diesen verdammten Lewis gehalten hatte, ist ausgestiegen. Nun kann uns nichts mehr passieren!"

„Nein", freute sich Betty und fiel ihm um den Hals, „nun kann uns nichts mehr passieren."

Damit hatte sie auch recht. Denn das Schlimmste, das ihnen hätte passieren können, war ihnen schon passiert. Sie wußten es bloß nicht . . .

Ruhig, der Zug setzte sich in Bewegung, die Grenze war überschritten, draußen tauchten Schilder und Tafeln mit fremden Aufschriften auf, man war gerettet, man konnte etwas riskieren. James's erhob sich strahlend.

Und James holte das Päckchen aus seiner Tasche, öffnete die Schnur, wickelte das Papier auseinander, und dann setzte er sich wieder hin.

Entsetzt.

Denn was war in dem Päckchen? Diamanten.

Kirschkerne, neugierige Leser, waren darin. Feuchte Kirschkerne und nichts anderes. Und ein paar Worte waren mit Tintenschrift auf die innere Seite des Papiers geschrieben:

„Auf solche alten Tricks fallen Zollbeamte rein, aber nicht dein dich liebender Lewis."

Seit dieser Stunde hat James begreiflicherweise die Gottsucht.

Wie unser Buch entsteht

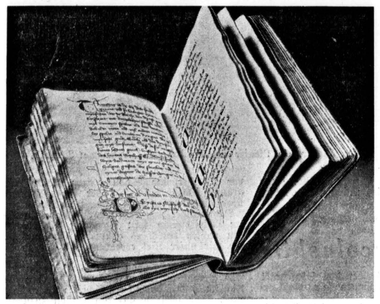
Zur Woche des Deutschen Buches vom 31. Oktober bis 7. November

Wenn wir heute ein Buch vor uns liegen haben, erscheint uns seine Form als etwas Selbstverständliches und als ein Gegenstand, mit dem wir bereits die Menschheit Jahrhunderte und Jahrtausende verwachsen glauben. Forschen wir jedoch in der Geschichte des Schrifttums nach, so ergreift uns Erstaunen, wie jung diese Form des Buches gerade im Verhältnis zu dem gewaltigen Zeitraum ist, in dem Menschen irgend etwas aufschrieben oder aufzeichneten. Es gibt kaum ein Erzeugnis der modernen Zeit, das mit seinen Vorläufern so wenig Gemeinsames und so wenig Aehnlichkeit hat, wie gerade das Buch.

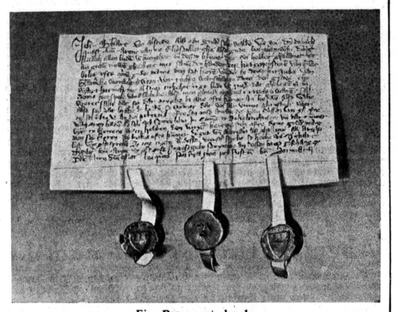
kam die Pergamentrolle auf, die man aus Tierhäuten herstellte. An den beiden Enden des Streifens war jeweils ein Holzstab befestigt, der ein bequemes Aufrollen gestattete. Ein herabhängender Streifen trug den Titel oder wies auf den sonstigen Inhalt des Schriftstückes hin. Der Band, d. h. die gefalteten oder gefalteten Blätter mit einem Inhalt in zusammenhängender Ordnung, wurde erst in den Jahrhunderten n. Chr. geschaffen. Man kann das 4. Jahrhundert etwa als das Geburtsjahr des „Kodex", wie man diese Form nannte, annehmen. Die Bände waren meist aus Pergament. Sie

auf den Einband den größten Wert legte. Die Buchbinderkunst war in den meisten Fällen ebenfalls eine Angelegenheit der Klöster. Die Einführung des Papiers, das bereits mehrere Jahrhunderte vorher in China erfunden worden war, hatte auf die Buchherstellung zunächst keinen Einfluß. Erst Gutenbergs Erfindung der Buchdruckerkunst um die Mitte des 15. Jahrhunderts stellte diesen neuen Stoff in den Dienst des Buchwesens.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst war nicht etwa die logische Folge irgendwelcher vorausgegangener Verfahren, sondern sie



Ein handgeschriebenes Stunden- und Erbauungsbuch
mit farbigen Initialen, das noch aus der Zeit vor Gutenbergs Erfindung der Buchdruckerkunst stammt

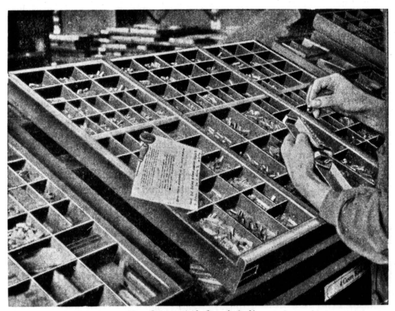


Eine Pergamenturkunde
Das Pergament war eine enthaarte, ungegerbte und geglättete Tierhaut, die erst verhältnismäßig spät vom Papier verdrängt wurde

Ein Beweis dafür ist die Verschiedenheit der Bezeichnungen, die die alten Sprachen für das Buch aufweisen. Das lateinische Wort „liber", aber das griechische Wort „biblos" sind weiter nichts als Bezeichnungen des Stoffes, aus dem man die Schriften herstellte. Der Urahne des Buches ist die beschriebene Rolle, die man von der Papyrusstaude gewann: dünne, aus dem entrindeten Schaft der Staude geschnittene Blätter werden zusammengeklebt. Bis in das 4. Jahrtausend v. Chr. hinein sind diese Papyrusrollen zu finden. Zu gleicher Zeit

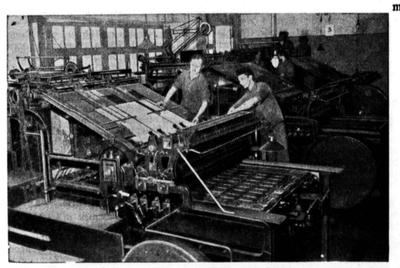
waren nach der Art des uns heute noch bekannten Leporelloalbums gefaltet und später auch in Gestalt von zahlreichen Doppelbogen gebeftet. Bald bildete man aus mehreren Bogen Lagen, die zusammengeheftet, und deren Reihenfolge durch Buchstaben gekennzeichnet war. Das Numerieren der Blätter und Seiten kam merkwürdigerweise erst in der Neuzeit auf.

Im Altertum wurden die Papyrusrollen nur von Gelehrten oder deren Schülern und Sklaven mit der Hand geschrieben. Im Mittelalter war das Schreiben der Bücher Tätigkeit der Mönche ebenso wie von Laienschreibern, die sich verdingten oder damit auch einen selbständigen



Der Setzer bei der Arbeit
Mit der Linken hält er den sogenannten Winkelhaken, in den er Buchstaben auf Buchstaben hineinsetzt

Der Buchbinder an der Heftlade
mit der Fadenheftung beschäftigt. Die riesigen Auflagezahlen unserer Bücher werden heute selbstverständlich mit der Maschine geheftet. (Weltbild, Scherl 2, Pressephoto, Brandt, Zander-K.)



So wird heut unser Buch gedruckt
Eine moderne Buchdruckmaschine

Handel trieben. Das Buch wurde etwas, was die Papyrusrolle kaum war, ein Kunstwerk. Gleichmäßigkeit, Exaktheit und damit eine bewundernswerte Schönheit des Schriftbildes waren die Ziele, nach denen man strebte. Zu gleicher Zeit blühte die Buchbinderkunst auf, es war eine Selbstverständlichkeit daß man nach der künstlerischen Gestaltung

brachte mit einemmal etwas Gewaltiges und Umwälzendes und stellte einen plötzlichen Schritt nach vorwärts dar, wie wir ihn in der Entwicklung anderer Erfindungen überhaupt nicht kennen. Die Wichtigkeit von Gutenbergs Erfindung bestand darin, daß er unter Anwendung von Gießformen einzelne Lettern herstellen und sie beliebig zu Formen zusammenfügen und nach beendetem Druck wieder auseinandernehmen konnte. Aber auf die Schreibkunst wollte man noch nicht ganz verzichten. Gutenberg druckte von seinen Bibeln nur den Text. Anfangsbuchstaben, Randlinien und andere Verzierungen wurden wie vorher eingezeichnet und gemalt. Um 1500 wurde die Buchdruckerkunst in allen europäischen Ländern ausgeübt, auch in der Türkei, wo Todesstrafe darauf stand.

Neuerfindungen kamen hinzu. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfand der Deutsche, Könia, die Schnellpresse. Sie gestattete die Herstellung von Druckerzeugnissen mit einer Geschwindigkeit, wie sie vorher auf der Handpresse nie möglich gewesen wäre.

Die technische Herstellung der Bebilderung entwickelte sich ebenfalls von Jahr zu Jahr weiter und wurde ein nicht mehr wegzudenkender Bestandteil des Schrifttums. Das Buch erfüllte eine gewaltige Kulturaufgabe. Es ist das Schwert des Geistes in den großen Entscheidungen jeder Zeit. Es birgt das Wort des Dichters und das Wissen der Menschheit auf seinen Seiten. Es ist der große Vermittler vom Geist zum Leben, von Mensch zu Mensch, heute von Volk zu Volk. Es kann der Wahrheit dienen und der Lüge, es kann Segen stiften und Zwietracht säen. Es hat große Macht über die Menschen. Das gute Buch lesen, fördern und verbreiten heißt darum wahrhaftig, dem guten Geist des Volkes dienen.

Der Totentanz

Hans Holbein d. J., der Meister und Vollender der Kunst der Renaissance, hat uns in einer Zeit, die den ganz auf die Wirklichkeit dieses Lebens gestellten Menschen nach antikem

Handelsmann und Tod

Vorbild erneut in den Mittelpunkt ihrer Lebensauffassung hob, einen großen Zyklus von Bildern — im ganzen sind es über fünfzig — geschaffen, die zeigen sollen, wie nahe der Tod jedem Menschen ist, mag er nun alt oder jung, Kaiser oder Bettelmann, Händler oder Bauer sein. Als dürres Gerippe sehen wir ihn neben dem Menschen: Der Tod kommt als Freund, wenn er einen müden, gebeugten Greis zum Grabe führt, er ist der unbarmherzige Gewalthaber, wenn er der Jungfrau in der schönsten Blüte ihrer Jugend begegnet. Er ist dem Landsknecht ständiger Weggesell, der für ihn keine Schrecken mehr hat, dem Bauersmann hinterm Pfluge ist er unentrinnbares Schicksal.

Wenn wir in diesem Monat, der dem Gedenken an die Toten gewidmet ist, diese Bilder betrachten, wird die Wahrheit, die aus ihnen

Bauer und Tod

spricht groß und erschütternd vor uns stehen; denn auf jeden der Teuren, die wir verloren, wird eines der Bilder Gleichnis sein können. Ja, der Meister hat uns mit seinen Bildern erschüttern wollen, jedoch nicht so, daß wir nun ängstlich und erschrocken kleinmütig werden, sondern so, daß wir dem Unentrinnbaren ohne Schauder entgegensehen, daß wir bedenken, wie kurz die Frist bemessen sein kann und wie groß die Aufgabe ist, die uns in diesem Leben gestellt ist. Denn der kann ruhig allen Wechselfällen begegnen, der von sich sagen kann, daß er die Zeit genützt hat, der gearbeitet und sich gefreut, der gelitten hat und glücklich gewesen ist, in allem aber immer seine Pflicht erfüllt hat.

Der Landsknecht und der Tod

Zwischen Himmel und Erde

2. Fortsetzung

Verwegene Fahrten mit dem Freiballon

„Der Orkan hat sie genarrt..."

Erlebnis beim Gordon-Bennet-Rennen der Lüfte 1929

Die Sache mit dem Gordon-Bennett-Rennen des Jahre 1929 fing heiter an. Als Dr. Hugo Kaulen jun. und sein Begleiter Ebener die Ueberfahrt nach Amerika beendet und ihren Fuß auf die „Neue Welt" gesetzt hatten, wurden sie von einer unangenehmen Nachricht empfangen: „Ja, meine Herren, Ihre Sachen können Sie vor drei Tagen nicht in Empfang nehmen!"

Während also die anderen Teilnehmer sich schon daranmachten, ihr Ballonmaterial für den Start fertigzumachen, mußte Kaulen noch bei den Zollbehörden herumrennen, um endlich die Freigabe des Materials zu erwirken.

War das ein unangenehmer Punkt des Auftaktes, so stellte sich auch der zweite bald ein: Es wurden kurz vor dem Start Orkane gemeldet, die im Golf von Mexiko ihren Ursprung hatten. Drückend heiß strahlte die Sonne auf den Startplatz in St. Louis nieder, am Horizont erschienen kleine Wölkchen — das konnte ja nett werden.

Die deutsche Mannschaft hatte zwar in ihren Ballon „Barmen" einen Radioapparat eingebaut, aber dieses deutsche Normalgerät war zum Empfang der amerikanischen Meldungen nicht geeignet; damals hatte Newyork noch allein 50 verschiedene Sender. Und hier waren die amerikanischen Starter wieder in einem, dem dritten Punkte, im Vorteil: Sie hatten vorzügliches, neuestes Radiogerät, und als es später so weit kam, daß die Orkane heranbrausten, war es ihnen ein Leichtes, hochzusteigen und sich vor ihnen in Sicherheit zu bringen, während sich Dr. Kaulen und Ebener in einen Kampf mit den Elementen einlassen mußten.

Über dem Mississippi

Beim Start wurde den Fahrern mitgeteilt, daß sie gegen Ende der ersten Nacht mit stark auffrischenden Winden zu rechnen hätten, die sich zu Sturm steigern könnten. Wer die meteorologischen Verhältnisse in diesem Teile der Neuen Welt etwas kennt, weiß, was diese an sich sehr harmlos klingende Wettermeldung zu sagen hatte. Mit nur acht Kilometer Stundengeschwindigkeit, die durch die nahezu stillestehende, drückend heiße Atmosphäre bedingt war, wurde die Reise von St. Louis aus angetreten, nach einigen Stunden wurde der Mississippi passiert, dann wurde es Nacht. Und schon jetzt frischte der Wind auf. Zunächst einmal wurde es unsaläublich kalt. War die Temperatur beim Start ziemlich hoch gewesen, so sank das Thermometer nun entsprechend nach unten; die Folge davon war, daß sich der Ballon sehr stark abkühlte und wertvoller Ballast gegeben werden mußte. Mittlerweile war das Stundentempo auch auf 30 Kilometer gestiegen.

Da fern am Horizont ein Blitz, zwei, nein, ein ganzes Strahlenbündel. Die erste Gewitterbö, es blitzt und donnert aus geradezu heiterem Himmel; aber dieser Sturm geht so schnell vorüber wie er kam. Schon sind die Fahrer wieder guten Mutes, glauben den Wetterbänken entronnen zu sein, da, gegen 4 Uhr morgens, also noch den ersten 12 Stunden, sind sie mitten in den Herenkessel drinn.

Im Toben der Elemente

Und das Tempo hat sich erhöht, das sind schon keine 30 Kilometer mehr, das sind vierzig, fünfzig, sechzig — das sind noch viel mehr, das ist Tornadogeschwindigkeit, mit der Ballon „Barmen" dahinrast. Jetzt zeigt sich auch dieser große Nachteil gegenüber den anderen Konkurrenten, der darin besteht, daß der Empfänger die einzelnen Wettermeldungen nicht aufnehmen konnte. Aus dem Wetterloch am Golf von Mexiko brausten die verschiedenartigsten Orkane heran. Der Donner rollt, der Regen prasselt auf die Ballonhülle nieder, daß man Besorgnisse um sie haben muß. Nach zwei Stunden geraten die Fahrer in eine andere Luftschicht, aus der sie sich trotz Gasabgabe und Ballastwerfen nur zeitweise befreien können, zu sehr hat der Sturm den Ballon gepackt und trägt ihn. Da ist Kreuz mit sich herum. Denn Kaulen stellt auf einmal, als sie für Sekunden durch das dizarre Bild der Wolkendecke nach unten sehen und eine See von Blitzen die Landschaft erhellt, fest, daß sie hier doch schon vor einer Stunde gewesen sind.

Ballast geben und noch einmal Ballast geben. Aber das nützt auch nichts; jetzt sind sie erst richtig in den Herenkessel hineingeraten. Jetzt liegen sie zwischen zwei Wolkendecken, die ihre Spannungsdifferenzen dauernd dadurch ausgleichen, daß sie den Fahrern die elektrischen Einladungen um die Ohren sausen. Hui, ist das ein Betrieb hier oben, in dem Krachen und Blitzen, dem Rollen der Wolkenbänke und Prasseln des Regens kann sich die Mannschaft nicht mehr verständigen; allzeitig erreicht sie einen absteigenden Luftstrom. Und die gleiche Enttäuschung! Wieder erkennen sie Land, das sie schon früher überfahren haben. Der Orkan hat sie genarrt . . .!

Jetzt schneit es, die Flocken wirbeln lustig und doch für die Fahrer so grausam, daß sich bald eine dicke Decke auf die Ballonhülle legt, die natürlich sehr schwer ist und den Ballon nach unten drücken will, so daß immer wieder Ballast gegeben werden muß.

Der Ballon platzt

Nun gibt es nur noch eine Möglichkeit, eine Schleppfahrt über der See. Dr. Kaulen reißt am Ventil, es entströmt viel, sehr viel Gas, die Weiterfahrt ist dadurch schon in Frage gestellt; aber in diesem Toben der Elemente kann Ballon „Barmen" nicht bleiben, da wäre die größte Tapferkeit eine Torheit.

Das Tau klatscht über die nassen Felder, sagt das Vieh auf, das es sich trotz des schlimmen Wetters bequem gemacht hat, setzt raschelt es in ein Maisfeld. Dr. Kaulen hat inzwischen die Windrichtung gepeilt. Zum Teufel, das ist ja wieder Südrichtung, der Ballon hält genau auf St. Louis zu, wo sie gestern aufgestiegen sind. Nichts zu machen, und acht Sack Sand sind auch nur noch da!

Schluß! Die Naturgewalten waren stärker als menschliche Ueberlegungskunst.

Eben ist der Gedanke der Landung wider Willen überlegt, da platzt in etwa 10 Meter auch schon die Hülle des Ballons auseinander, der Korb jagt nach unten, glücklicherweise mildern die hohen Maisstauden den Aufprall etwas, der Korb tut noch einen Sprung, dann ist die Fahrt zu Ende, eine Fahrt, bei der im Sinne des Wortes Ballon und Mannschaft des Geschickes Mächten zum Opfer gefallen sind.

Dr. Zinner, ein Pionier des Freiballons. / Aufnahme: Schwarz.

Abenteuerliche Fahrt nach Lincolnshire

Frohgemut stieg Dr. Zinner am 8. Dezember vergangenen Jahres mit seinem Ballon „Nordmark" und zwei Begleitern von Gelsenkirchen-Schalken aus auf. Er startete gemeinsam mit einigen anderen Ballons in einem Wettbewerb; man wollte etwas risikieren, das war klar. Aber man risikierte doch etwas sehr viel . . . Um ein Haar, und der Wettbewerb „Nordmark" wäre von seiner Reise nach Island nicht abzubringen gewesen, na, und was dann passiert wäre, hätte man sich an zwei Fingern abzählen können.

Aber es soll nicht vorgegriffen werden, erzählen wir einmal, wie die Sache von Anfang an vor sich ging.

Zunächst eine prachtvolle Fahrt. Die Hindernisse, die das Industriegebiet mit seinen vielen Werksanlagen, Hochspannungsanlagen und so weiter boten, waren mit ein paar Kunstgriffen bald gemeistert. „Nordmark" gewann viel Höhe, und stolz wurde Osnabrück über den Wolken passiert.

Welches Ziel der Ballonfahrer hatte? Nun, Dr. Zinner, der bekannte Wasserfahrer, an der See geboren, als alter Ballonfahrer und Flieger mit den Tücken von Wind und Böen über dem Meere wohlvertraut, schmunzelt vielleicht kommt man noch Schweden?! Die Wetterlage ist ja wie geschaffen dafür. Alle meteorologischen Stationen haben von rechtsdrehenden Winden gesprochen, die Sache muß also zu machen sein.

Eine prächtige Nachtfahrt über den Wolken folgt. Die Insassen gehen sich ganz dem wunderbaren Naturerlebnis hin, das sie schon so oft in sich aufnahmen, und das ihnen doch nie so schön vorkam wie heute. Stundenlang regeln sie schon über den Wolken.

Da fährt einer auf: Wo sind wir denn eigentlich? Und da stellen sie mit einigem Erstaunen fest, daß sie gerade die Elbmündung passiert haben, hören bei einigem Niedergehen die Brandung rauschen, sehen das Holsteinische Land entschwinden — sie sind über der See!

Und nach einigen Viertelstunden erblicken sie durch die Wolkendecken Land, und auf diesem Land, vielleicht einen halben Kilometer von der See entfernt, sehen sie einen Ballon! „Nordmark" geht etwas nieder, um sich mit den Leuten zu verständigen, die Ballonfahrt passiert haben, hören bei einigem Niedergehen die Brandung rauschen, sehen das Holsteinische Land entschwinden — sie sind über der See!

Und nach einigen Viertelstunden erblicken sie durch die Wolkendecken Land, und auf diesem Land, vielleicht einen halben Kilometer von der See entfernt, sehen sie einen Ballon! „Nordmark" geht etwas nieder, um sich mit den Leuten zu verständigen, die Ballonfahrt passiert haben, hören bei einigem Niedergehen die Brandung rauschen, sehen das Holsteinische Land entschwinden — sie sind über der See!

Frage und Gegenfrage. Die oben verstehen nichts, können auch nicht erkennen, um welchen Ballon es sich handelt, da er zu weit abliegt. Die unten aber erkennen die Aufschrift „Nordmark" und wissen, daß sie Dr. Zinner mit seiner Mannschaft vor sich haben.

Aber was tun in den wenigen Sekunden, die der Ballon über ihnen schwebt. Verständigung ist schon nicht mehr möglich, da „Nordmark" schon über das Ufer getrieben ist. Was nun?

Im Augenblick ist gar nichts zu tun, die glücklich gelandeten Teilnehmer wissen so recht nicht, ob sie sich auf einer kleinen Insel oder auf dem Festland befinden.

Nachher, als die Gelandeten geborgen sind, da geht Dr. Kaulen, der Steuer des Unternehmens, sofort an den Apparat, alarmiert Wilhelmshaven, die übrigen Küstenstationen, die vielleicht etwas tun können, um dem Ballon „Nordmark" nachzuhaken, denn der verständigte Kaulen merkt sogleich, daß die Sache für Zinner bedenklich aussieht.

Bei der Windrichtung über See! Na, danke . . .

Über die wogende See

Dr. Zinner rechnet aus: Bei diesen Winden dänisches Festland zu erreichen, ist nicht möglich; man muß versuchen, Norwegen zu erreichen. Also dann los über das Skagerrak! Wenn es Morgen wird, können sie es wohl erreicht haben.

Nichts Schlechtes ahnend, vertieft sich die Mannschaft wieder in diesen Teil der Nacht, den ewigen Rhythmus des rauschenden Meeres und den ruhigen Flug der Wolken, über die der Ballon zeitweise sich erhebt, zwischen denen er für Augenblicke hindurchgeistert und die ihn wiederum manchmal auf das Meer zu drücken scheinen.

Es wird hell und heller, es wird Morgen. Nichts zu sehen als die See! Dr. Zinner könnte unruhig werden, aber er tröstet seine Mitfahrer: Wenn es Nachmittag ist, werden sie in Norwegen sein.

Die Uhrzeiger rücken weiter, es wird Mittag, der frühe Nachmittag bricht herein. Wenn der Ballon durch die Wolkenfetzen Sicht nach unten gehabt hat, ist es immer noch das gleiche Bild: rauschende Wogen und spritzige, weiße Schaumköpfe.

Dann dringt das Tosen eines Motors herauf: ein Motorboot. Toben müßte es nahe sein, dann kann ja nichts mehr passieren. Nach ein paar Minuten wieder dieses Tacken und Tosen. Die Gewißheit steigt, bald wird man Land unter sich sehen.

26-Stundenfahrt über der Nordsee

Aber dann vergehen die Minuten, sie werden zu Vierteln, zu halben Stunden, eine Stunde nach der anderen läuft ab . . . aber Land ist nicht zu sehen.

Wieder sinkt der Abend herab, das gespenstisch schöne Bild einer Nachtfahrt über dem Meer will die Ballonfahrer wieder in seinen Bann ziehen. Aber diesmal verfehlt es seine Wirkung, die Besatzung sucht Land; sie strengt Ohren und Sinne an, sie überreizt ihre Nerven bei dem Spähen nach Land und Menschen und Häusern. Aber sie findet es trotzdem nicht.

Das Bellen eines Hundes dringt herauf — oder war es eine Täuschung der überbeanspruchten Sinne?

Und dann, als es drei Uhr morgens am zweiten Tage der Fahrt ist, als die Mannschaft normalerweise schon längst in Norwegen in einem Hotel, ihretwegen auch nur in einer Hütte, hätte schlafen müssen, prüft Dr. Zinner noch einmal die Karten und sagt dann ernst: „Wir müssen von der Küste abgekommen sein, wir treiben jetzt nach Norden. Nur da ganz oben ist Land auf der Karte verzeichnet — Island!"

Alle Möglichkeiten eines anderen Kurses werden unterlucht. Aber es ist die Tage ereignet, daß Dr. Zinner nicht an haben, verzichtet gern darauf, sich auch sogleich ins wohlige Bett legen zu können. Sie schläft ganz gern den Rest der Nacht im Korb. Sie weiß sich ja auszusprechen.

Am anderen Morgen geht dann der Betrieb los, als ein Schutzmann die Deutschen in seine Obhut nimmt. Schnell verkünden Telegraph und Telephon die Landung des Ballons „Nordmark" in Lincolnshire. In Deutschland atmet man auf, man glaubte die tapfere Besatzung mit ihren treuen Ballon schon verloren. Dr. Zinners Fahrt über die Nordsee, das Ereignis des Tages, der Verlauf der Fahrt erregt jeden, der sich sonst nicht für den Freiballonsport interessiert.

Dr. Zinner hat seinem Namen als „Wasserfahrer" alle Ehre gemacht.

Aber sofort möchte er denn doch nicht wieder eine solche tollkühne Fahrt machen, denn die Sache sah doch recht brenzlig aus.

„Brenzlig" nennt Zinner diese Situation nur, bei derem bloßen Bericht gar manchem die Sache sicht doch recht brenzlig aus.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reise nach UGANDA

Roman von Bernd Angerhausen

An den grünen Hecken und der Gärtnerei vorbei fuhr der Wagen auf der breiten Landstraße. Vandoren hatte sich zurückgelehnt, in der Dämmerung war sein Gesicht dunkel; das junge Mädchen neben ihm warf ihm einen bewundernden Blick zu. Das ermüdende Summen des starken Motors erfüllte den schweren Wagen.

„Wie ruhig und schön es in Grove ist, Onkel", sagte das junge Mädchen, „manchmal beneide ich Tante um ihr kleines, stilles Haus."

Vandoren zuckte zusammen, seine Gedanken weilten anderswo, er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht.

„Ja", sagte er zerstreut, „Martha ist zu beneiden. Fahre nur recht oft zu ihr, Willa. Ich kann es nun einmal nicht machen, das Geschäft wird immer schwieriger . . . immer schwieriger." Er schloß die Augen, wie um das Gespräch zu beenden. Aber das Mädchen blieb hartnäckig. Sie wandte sich ihm voll zu, legte ihm die Hand auf den Arm.

„Onkel John, du hast doch deine Leute. Warum kannst du nicht einmal ausspannen? Vielleicht eine Reise machen? Ich weiß nicht . . ."

Sie sprach nicht weiter. Vandoren saß schwer und unbeweglich in seiner Ecke. Er schaute sie wohl an, aber sie fühlte, daß er nicht bei der Sache war. Vor drei Jahren hatten sie zusammen die letzte Reise gemacht. Sie waren in Korfu, Athen gewesen, waren weiter nach Kairo gefahren. Damals war alles anders gewesen. Damals war sie bei ihm; und das weite, blaue Meer, die bunten Städte, die immer wechselnden Eindrücke der Fahrt hatten ihn wieder jung werden lassen. Diese letzten Jahre zu Hause aber hatten ihn verändert. Nicht, daß er körperlich nachgelassen hätte. Sein Gang war eher noch gerader geworden, aber sie fühlte, daß diese Straffheit etwas Gezwungenes und Künstliches an sich hatte. Sein Blick war oft müde und zerstreut, sogar wenn er sie anlah. Sie dachte, daß er geschäftliche Sorgen haben müsse, aber darüber hatte er früher immer mit ihr gesprochen. Allerdings hatten diese Gespräche immer etwas Spielerisches an sich gehabt. Große Sorgen und Dinge waren es wohl nicht gewesen, in die er sie hatte Einblick nehmen lassen. Vielleicht war das alles nun anders geworden.

Mittags, als sie nach Grove hinausfuhren, hatte es geregnet, die Sonne lag über den grünen Wiesen, der Abend wurde warm und still. Sie zeigte nach draußen, wenn der Wagen hier und da einen Durchblick auf die grüne Themse mit den kleinen Villen und den sanft abfallenden Gärten freigab. Vandoren beugte sich dann vor, er nickte, sprach aber nicht. Nur einmal legte er seine breite Hand auf ihr Knie. Willa schien nun auch . . . Sie saß ganz ruhig da. Satte er nun mit dieser zaghaften Bewegung nicht um Ruhe und Einsamkeit gebeten, sogar um mehr, um Hilfe! Wenn es Geld war, dieser Gedanke ging ihr plötzlich durch den Kopf, war alles nicht so schlimm. Dann war ihr noch so viel, was sie anbieten konnte.

Vandoren beugte sich vor, er klopfte an die Scheibe und winkte dem Fahrer.

„Schneller!"

Sie hörte, seine Stimme war heiser. Er hatte die Hand von ihrem Knie genommen und sie auf die Lehne des Vordersitzes gelegt. Sein Griff mußte hart sein; Willa sah, daß die Knöchel und Sehnen sich scharf unter der braunen Haut abzeichneten. Nun waren sie wieder in der Stadt, waren wieder ein Teil dieser ewigen Hast. Grove Manor mit seinen freundlichen Fenstern und den stillen, besonnten Heckenwegen lag wieder hinter ihnen. Willa hatte das Gefühl, daß sie sobald nicht wieder dorthin kommen würden.

Sie waren zu Hause, der Wagen hielt vor dem großen, grauen Gebäude. Der Diener machte die Tür auf.

„Herr Barton erwartet Sie", sagte er mit einem wartenden Blick.

„Es ist gut, ich komme." Vandoren reichte Willa die Hand. „Du entschuldigst mich wohl. Es wird länger dauern; ich weiß noch nicht, ob ich noch zum Essen kommen kann."

„Gut, Onkel", sagte sie und drückte seine Hand. Sein Gesicht war grau. Als er jetzt groß und breit an dem Diener vorbei durch das Portal ging, sah er so sonderbar hilflos aus. Er mußte Barton erwarten haben, aber als der Diener diesen Namen aussprach, war sie ihm tiefes, fast keuchendes Atemholen nicht entgangen. Langsam ging sie ins Haus.

Vandoren wanderte über den langen Korridor zur Bibliothek. Er hielt den Kopf etwas gesenkt, als lausche er auf seine eigenen Schritte, die der schwere Teppich fast unhörbar machte. Dann legte er die Hand über die hohe Stirn und das noch dichte graue Haar. Barton saß in der Bibliothek in einem großen Sessel, er erhob sich zu einer kleinen Verbeugung, als Vandoren die Tür hinter sich zugelegt hatte. Ein schwaches Lächeln stand auf seinem Gesicht, aber es verschwand sofort.

„Wieder gefallen, Herr Vandoren", sagte er rasch.

Vandoren nickte zerstreut, er machte eine abwehrende Handbewegung. „Ja, ich habe es unterwegs gehört, im Lautsprecher. Bitte, nehmen Sie doch Platz!"

Die beiden Männer setzten sich. Vandoren stützte die Ellenbogen auf und schaute an seinem Besucher vorbei in das Dunkel. Auf dem Tisch brannte eine Lampe mit grünem Schirm. Barton betrachtete Vandoren mit kalter Aufmerksamkeit, er saß ungezwungen, die Beine übereinander.

„Ich sprach mit ein paar Wettermachern von der Börse, es sieht verteufelt schlecht aus." Barton hatte sich plötzlich vorgebeugt, wie um besser den Eindruck seiner Worte beobachten zu können. „Keine Hoffnung, vorläufig wenigstens. Man rechnet aber zum Herbst mit einer Besserung. Eine böse Geschichte."

Vandoren sagte nichts. Erst nach einer geraumen Weile nickte er verstört. Sein Blick war noch immer geradeaus in das Dunkel gerichtet, als wollte er seinen Beobachter nicht sehen. Dann schloß er die Augen und senkte den Kopf.

„Das wäre mein Untergang," flüsterte er kaum hörbar. „Aber das wäre ja nicht so schlimm. Aber da ist der alte Name der Firma, meines verstorbenen Bruders und — Willa. Wenn ich nur wüßte, daß alles doch noch gut ginge!"

„Ich glaube, es gibt keinen anderen Ausweg", unterbrach ihn Barton. „Nehmen Sie sich mal diese fünf oder sechs Monate fest in die Hand, Vandoren! Es wird doch kaum einer etwas davon erfahren, denn möglicherweise kommt die Hausse schon eher. Man hat es schon manchmal mitten im Sommer, wenn kein Mensch mehr in London ist, wenn die Macher unter sich sind."

„Es ist ein schlimmer Plan, Barton. Aber alles ist wie verhext. Die Krise bleibt und bleibt, und wir haben doch nie so fest gesessen. Sonst könnte man vielleicht das Geld anderswo flüssig machen."

Bortons Blick lag fest auf ihm.

„Oder wollen Sie es ihr sagen?"

Diese leise, scharfe Frage Vandoren zu erschrecken. „Sie hat Sie doch so gern, Vandoren, ich glaube, sie wird schweigen und mit Ihnen in Geduld warten."

Vandoren schüttelte den Kopf.

„Warum sagen Sie das, Barton? Oh, ich könnte es nicht. Ich könnte ihr nicht so vor die Augen treten. Außerdem ist da noch das Gericht und Willas Notar, sie greifen selbstverständlich ein, — wenn es so weit ist."

Diese Möglichkeiten, die er soeben angedeutet hatte, schienen ihn mit furchtbarer Sorge und tiefem Schrecken zu erfüllen. Er legte seine Hände vor das Gesicht. Nun unbeobachtet, zuckte Barton obenhin die Achseln, dann fragte er zögernd:

„Wann wird es sein?"

Vandoren antwortete nicht sogleich; er barg das Gesicht noch immer in den Händen. Dann sagte er dumpf und heiser: „Heute genau in einem Monat."

„Dann müssen wir einen Entschluß fassen, Vandoren", meinte Barton. „Denn was wir aus Nairobi erfahren, klingt auch nicht gerade günstig. Es müßte einer dorthin fahren. Setzen wir den Fall, Sie und ich reisen, dann wird Ihre Nichte nicht zu Hause bleiben wollen. Für eine solche Fahrt würde sie sich bestimmt begeistern. Sie reist doch so gern!"

Vandoren glaubte in seiner Stimme jetzt einen leisen höhnischen Unterton heraus zu hören. Irgend etwa mußte damals zwischen Willa und Barton vorgefallen sein, damals, ehe er auf Bartons Rat die verhängnisvollen Peruaktien kaufte. Natürlich konnte kein Zusammenhang zwischen diesen Dingen bestehen, der Gedanke war unmöglich. Das war wohl alles nur zufällig. Und sonderbar, der Gedanke Willa und Barton in Verbindung zu bringen, war Vandoren peinlich. Er fühlte, das hätte ihm nicht gepaßt. Er kannte Barton gut, nur zu gut, mußte er heute sagen. Er brauchte ihn gar nicht anzusehen, um sein Bild fast Tag und Nacht vor Augen zu haben. In den langen Jahren, seit er sein leitender Direktor war, hatte Barton, der so unermüdlich und umsichtig war, ihm manche schlimme Nachricht bringen müssen. Nun, dafür konnte er sicherlich nicht, das war gewiß nicht seine Schuld. Damals war der Rat, Peruaktien zu kaufen, unbedingt gut gewesen, und er wußte, daß Barton ebenfalls sein Geld in diese verwickelte Geschichte gesteckt hatte. In diesen letzten drei Jahren hätte es zweifellos zu einer Kurssteigerung kommen, hätte sich das angelegte Kapital verdoppeln müssen. Daß es nicht so kam, hätte man beinahe ein interessantes Kuriosum nennen können, wenn es ihn selbst nicht gerade an den Rand des geschäftlichen Zusammenbruchs gebracht hätte.

Barton räusperte sich, als er Vandoren so beharrlich nachdenken sah.

„Mit dem Brückenbau am Lerobi sind wir nunmehr einen vollen Monat im Rückstand, es besteht die höchste Gefahr, daß die vertragsmäßige Konventionalstrafe fällig wird. Die Verwaltung ist mit ihrer Bahnlinie nahezu fertig, nur unsere Ingenieure glauben anscheinend bummeln zu dürfen."

Vandoren schüttelte den Kopf.

„Henderson drüben ist ein tüchtiger Kerl, ein Techniker, um den man uns beneidet, Barton. Und sein Zweiter, ich glaube Brandes heißt er, soll äußerst fähig und fleißig sein."

Vandoren war aufgestanden, er konnte nicht mehr sitzen. Von allen Seiten drangen die Schwierigkeiten auf ihn ein. Er mußte auf und ab gehen, erst die Bewegung schien ihm einen Teil seiner alten Tatkraft wiederzugeben.

„Nein, diese Konventionalstrafe darf nicht fällig werden", sagte er, vor dem Tisch stehenbleibend. Es ist eine große Summe, Barton, wir könnten sie kaum aufbringen. Und dann denken Sie nur, dieser Schaden, dieser Schlag, der den Ruf unserer alten Firma treffen würde! Die Arbeit muß zum Termin fertig sein. Sie muß, Barton! Lassen Sie sofort ein Telegramm abgehen, Henderson soll sich beeilen, soll meinetwegen noch Leute einstellen. Ja, und wir reisen."

Auch Barton war aufgestanden.

„Und wechen Sie mit Ihrer Nichte?"

Diese Frage traf Vandoren wie ein plötzlicher Schlag. Er wandte sich stumm ab und ging schweren Schritts auf und ab. Barton beobachtete ihn. Vandoren hatte soeben noch straff und sicher seine Befehle gegeben, er konnte sein Geschäft, seine Arbeit, Bauen und Planen machte ihm Freude. Aber mit den Peruaktien hatte er sich auf fremdes Gebiet gewagt. Dieser Versuch war nicht sonderlich geglückt. Nun zögerte er, die nötigen Folgerungen aus dieser Lage zu ziehen. Barton wußte, daß Willa diese Reise nicht gern machen würde. Mit ihrem Onkel allein mit Freuden. Nun er dabei war, war alles anders. Dieser entsetzliche würde sie Ueberwindung kosten, aber sie mußte, und das war gut so. Nun kam sie in eine neue Welt, sie würde ihn einmal brauchen, er würde Gewalt über sie bekommen . . .

Vandoren hatte seine stumme Wanderung eingestellt.

„Ich werde mit ihr wrechen", sagte er leise.

Die beiden Männer sahen sich lange an, Vandoren dachte jetzt daran, daß er seinem Bruder versprochen hatte, für Willa zu sorgen, ihr wie ein Vater zu sein. Henry Vandoren hatte das Werk, die Firma begründet, und er hatte ihn zu seinem Nachfolger bestellt. Der Name Vandoren hatte einen guten Klang. Vandoren fürchte die Stirn. Die Zeiten waren unsicher geworden und die Menschen auch, und er selbst hatte sogar die gerade Bahn verlassen. Damals vor drei Jahren. Mit diesem Kauf setzten die Schwierigkeiten ein, und jetzt trieben die Dinge der Entscheidung entgegen. Die Dinge trieben, das war wohl der richtige Ausdruck. Auch er, der geachtete Chef einer Weltfirma, trieb mit dem Strom. Wer konnte wissen, wo er einmal landen würde. Vandoren fühlte bitter, daß er nicht mehr die Dinge und Ereignisse leitete. Sie waren ihm über den Kopf gewachsen.

„Soll ich die Kabinen belegen?" fragte Barton.

„Warten Sie noch bis übermorgen", antwortete Vandoren zögernd. „Ich muß erst mit meiner Nichte sprechen. Und dann, man weiß doch alles noch nicht, Barton!" Er schaute ihn fragend an.

Barton zuckte die Achseln. „Möglich ist alles", sagte er trocken, „keiner wäre froher als ich, wenn Peruminen plötzlich klettern würden. Ich habe mich ja auch ein bißchen dabei festgeleat."

„Also bis übermorgen", sagte Vandoren mit mühsamer Energie. „Vergessen Sie übrigens nicht das Telegramm an Henderson. Und noch eins, Barton, Sie waren doch in Uganda. Was für einen Eindruck haben Sie von Brandes, dem zweiten Ingenieur? Er war noch nie in London. Ich glaube, er arbeitet schon vier oder fünf Jahre für uns."

„Ich möchte mich nicht äußern, Vandoren. Ich mache mir so meine Gedanken über ihn. Wissen Sie, daß Max Brandes ein Deutscher ist?"

„Ah! Aber das hat ja nichts dabei zu tun. Henderson steht doch für ihn ein. Er lobt ihn so sehr, daß man geradezu neugierig wird."

Barton verschränkte die Arme, er schaute vor sich, dann warf er dem Chef einen raschen Blick zu. „Wissen Sie, daß die Lerobibrücke auf früher deutschem Kolonialgebiet liegt? Es ist sonderbar. Die beiden ersten Brücken in Uganda waren rechtzeitig fertig. Der Lerobi fließt unweit der Grenze, die früher Uganda und Deutschostafrika von einander trennte. Wirklich, und die neue Brücke liegt schon auf ehemals deutschem Gebiet."

„Nein, nein, nein", unterbrach ihn Vandoren. Sie sehen Gespenster, Henderson ist ein Mann, der seine Leute vom Gericht kommen und auf Zahlung drängen. Vandoren hatte das Ziel schon überschritten. Er wagte nicht, sich die Folgen auszudenken.

Heute war Donnerstag, am Montag noch hatte er mit Pemberton gesprochen, sie waren im Club zusammen gewesen. Ohne Zweifel waren die Leiden andere geworden, alles war unsicher. Er sah Pemberton vor sich, hörte noch seine Stimme. Sein Name war das gelesen und heiseite geleat. Endlich hatte er verstanden. Er hatte den Sinn dieser Nachricht begriffen. Pemberton war tot, er hatte sich das Leben genommen. Vandoren zweifelte nicht mehr daran. Das Pemberton ernstlich in Schwierigkeiten geraten war, hatte er gehört, dies war das Ende. Vandoren hatte ihn gut gekannt, sie waren Geschäftsfreunde gewesen. Pemberton hatte für den afrikanischen Brückenbau geliefert. Jetzt würden nun wohl die Leute vom Gericht kommen und auf Zahlung drängen. Vandoren hatte das Ziel schon überschritten. Er wagte nicht, sich die Folgen auszudenken.

Heute war Donnerstag, am Montag noch hatte er mit Pemberton gesprochen, sie waren im Club zusammen gewesen. Ohne Zweifel waren die Leiden andere geworden, alles war unsicher. Er sah Pemberton vor sich, hörte noch seine Stimme. Sein Name war das

Zwischen Abend und Nacht / Von Karl Burkert

Und der schon längst von fern geschieht,
der Unbekannte ist nun da.
Sein spinnwebgraues Lächeln spielt
im Baum, im Teich. Der Rose stiehlt,
der Aster er ihr Gloria.

Und wo sich weiß der Tüll gebauscht,
im Fenster, liegt ein Schatten fahl.
Der Sperling in dem Weinstock rauscht.
Als ob die Seele ihm vertauscht,
der Kirchturm ragt so kehl.

Das Kind, da ganz dem Licht gelebt,
— wenn nun die Flugmaus schwirrt —
die Augen stumm zur Mutter hebt,
ob sie nicht bangt, ob sie nicht bebt.
Nein, sie steht unbeirrt.

Und dann drückt man den Laden zu,
es summt ein Glockenton.
Der Mensch tut ab das Kleid, den Schuh,
tritt in die milde Lampenruh —
und das ist nun sein Lohn.

Sinnbild der Ehrlichkeit und der Sicherheit gewesen, nur wenige Eingeweihte hatten gewußt, daß Pemberton nicht mehr der große alte Mann der früheren Jahre war, daß Verluste und Schwierigkeiten die Grundlagen seines Hauses untergraben hatten. Und nun ging so ein Mann hin und nahm sich das Leben, weil er nicht mehr weiter konnte, weil er die Schande des Zusammenbruchs nicht überleben wollte.

Mit nervösen Fingern zündete sich Vandoren eine Zigarre an. Das war Pemberton. Schließlich hätte niemand dem Alten einen Vorwurf machen können. Verluste konnten jeden treffen. Auf keinen Fall hatte Pemberton sich eine unehrenhafte Handlung zuschulden kommen lassen, dachte Vandoren. Nirgendwo war in der Zeitung etwas Abfälliges auch nur angedeutet worden. Wenn der Zusammenbruch einen Mann wie Pemberton schon so schwer traf, was sollte er dazu sagen! Vandoren war tief in seinen Sessel zurückgesunken, nun litt es ihn nicht mehr dort, er sprang auf und ging langsam auf und ab.

Mit dem Vandorenschen Unternehmen stand es nicht mehr gut. Die Bauten für die Regierung in Indien und Afrika waren nicht so lohnend gewesen, wie man annehmen durfte. In die Kostenrechnungen hatten sich sonderbare Fehler eingeschlichen, die schwere Verluste an Zeit und Geld zur Folge hatten. Vor einem Jahr nun, es war auch schon etwas länger her, hatte er den Bauauftrag für die drei Brücken an der Ugandabahn in Südostafrika übernommen. Erst hatte alles geklappt, dann aber, bei der letzten Brücke, die nicht einmal die größte war, verzögerte sich alles. Der Bau war verhext. Vandoren hatte sich seinerzeit zu einer hohen Geldbuße verstehen müssen, für den Fall, daß die Brückenbauten nicht zum angesetzten Zeitpunkt fertig werden. Anscheinend würde man diesen Termin nicht einhalten können. Dann war diese Konventionalstrafe fällig.

Aber wenn es das nur allein gewesen wäre. Alles das war fast nur ein Kinderspiel gegen Perminen. Er hatte ein großes Vermögen darin angelegt. Zwar hatte ihm Barton zugeredet, aber darum war er doch verantwortlich. Dieses Vermögen war verloren, wenigstens für den Augenblick. Und das schlimmste war, es war nicht sein eigenes Vermögen, das er aufs Spiel gesetzt hatte.

Im Dunkel außerhalb des Lampenscheines schaute Vandoren zu der Wand empor. Dort hing in einem schlichten Rahmen das Bild seines verstorbenen Bruders. Es war dunkel, und Vandoren konnte fast nichts mehr auf dem Bild erkennen. Aber er fühlte den kühlen, prüfenden Blick dieser klaren Augen fast wie eine Berührung auf sich ruhen. Auch Willa hatte diese Augen, aber ihr Ausdruck war gemildert durch eine fast mütterliche Sanftheit. Wie sollte er vor diesen fragenden Augen bestehen! Henry hatte ihm auf dem Totenbett die Sorge für Willa anvertraut, er hatte ihn zum Verwalter ihres Vermögens eingesetzt.

Vandoren trat mit einem schnellen Schritt zum Lichtschalter. Das große Deckenlicht flammte auf. Vandoren stand einen Augenblick dort, die Hand am Schalter, er keuchte und lehnte sich schwer gegen die Wand. Nicht mußte um ihn sein, er konnte diese Schatten im Dunkel nicht mehr ertragen! Er mußte sich zusammenraffen, er mußte kämpfen. Noch war nicht alles verloren.

Er ging zum Tisch, hob den Hörer des Telefons. In diesem Augenblick ging hinter ihm die Tür. Vandoren wandte sich um. Willa stand dort in einem einfachen Hauskleid.

„Du bist nicht in den Club gegangen, Onkel?"

„Nein, Willa, aber vielleicht gehe ich noch. Ich wollte dich gerade anrufen, habe was mit dir zu besprechen."

Willa kam herüber und setzte sich. Vandoren dachte daran, daß soeben noch Barton in diesem Sessel gesessen hatte.

„Wir wollen reisen, Willa", sagte er rasch.

„Na, Onkel! Das ist recht. Und wohin?"

Vandoren ging um den Tisch, setzte sich auf seinen Platz. Sie stand auf, kam zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter. „Noch Uganda", sagte Vandoren. „Noch Uganda."

„Oh", rief sie, „wo du vor fünfundzwanzig Jahren die Bahn gebaut hast? Das ist schön. Dann bekomme ich dein altes Werk zu sehen. Und Löwen und Elefanten in freier Wildnis! Ich habe schon immer einmal dorthin gewollt."

Vandoren senkte einen Augenblick den Kopf. Ihre mädchenhafte Begeisterung paßte so schlecht zu seinen Gedanken, zu dem dunklen Bild der Zukunft.

„Willa. Wir müssen dorthin. An der Lerobribrücke haben sich einige Schwierigkeiten ergeben. Natürlich haben wir nebenher noch Zeit, uns Land und Leute anzusehen. Und du wirst dort allerlei zu sehen bekommen. Dort gibt es doch weite Strecken Urbuschland, die noch kein Weißer betreten hat."

„Vielleicht machen wir noch Entdeckungen" scherzte sie. Der Gedanke an diese Reise schien sie förmlich zu elektrisieren. Ihre Begeisterung teilte sich fast ihm selbst mit. Sie setzte sich auf die breite Polsterlehne seines Sessels und legte einen Arm um seinen Nacken. Und dann plauderten sie von ihrer gemeinsamen Reise nach Uganda. Wie viel Neues sie sehen würden, und wie gut ihm die Ruhe der Seereise tun würde. Sie konnte Uganda etwas aus seinen früheren Schilderungen, und Vandoren wunderte sich, wie gut sie alles behalten hatte. Alte Erinnerungen wurden wieder in ihm wach, und zum erstenmal seit langer Zeit löste sich seine seelische Verkrampftheit, und er nickte automatisch mit dem Kopf zu ihrem Geplauder.

Plötzlich fiel sein Blick auf die Zeitung, die noch auf dem Tisch lag. Willa schwieg, sie fühlte, daß in ihm eine Veränderung vor sich ging.

„Willa", sagte er, „ich vergaß es dir zu sagen, Direktor Barton fährt mit. Es ist unbedingt nötig, er kennt alle Einzelheiten des Geschäfts."

Sie nahm den Arm von seiner Schulter. „Muß das sein, ich meine, muß Barton unbedingt mitfahren?"

Er antwortete nicht sogleich. Sie schaute auf seinen grauen Kopf. Wie gealtert er im letzten Jahr war! Sie fühlte, daß irgend etwas vorging, das ihn bedrückte, das ihn völlig verändert hatte. Sie hatte Barton erwähnt. Hing es wohl mit ihm zusammen! Sie konnte ihren Onkel nicht verstehen. Vielleicht hatte Barton dieses Geschäft in Uganda bearbeitet, aber es war sicher nicht nötig, daß er mitfuhr. Dort am Lerobi waren doch nur technische Dinge zu erledigen, und davon verstand Onkel John ohne Frage mehr als Barton. Sie erinnerte sich, daß Barton schon vor einem halben Jahre in Uganda gewesen war. Offenbar hatte er doch nichts besser machen können.

„Ich lege Wert darauf, daß Barton mitfährt, Willa."

Er schaute sie nicht an, als er sprach. Auch Willa schaute vor sich hin. Barton war ihr unangenehm. Vor drei Jahren hatte er ihr einen Antrag gemacht, Onkel John wußte nichts davon; und sie hatte ihn abgewiesen. Seitdem hatten sie kaum noch miteinander gesprochen. Und nun diese Reise zusammen, das war unangenehm. Aber konnte sie zurückbleiben? Konnte sie Onkel John allein lassen? Sie fühlte, daß er litt, daß er schwere Sorgen mit sich herumtrug. Ihr kam ein Gedanke.

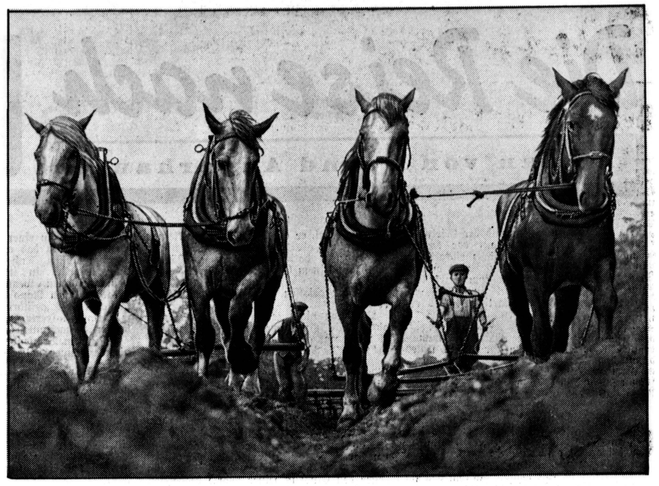
„Onkel John", sagte sie, „du sollst nicht so verschlossen zu mir sein. Du hast Sorgen im Geschäft, ich weiß es. Aber du brauchst den Kopf nicht zu schütteln. Ich wollte es dir schon im Auto sagen. Sag mir doch alles, sprich mit mir wie in alten Zeiten. Vielleicht brauchst du Geld, viel Geld, das kann doch sein, die Leute reden so viel von der Wirtschaftskrise. Sag es mir doch, du weißt doch, ich kann dir helfen. Im nächsten Monat kann ich über mein Vermögen verfügen. Warum soll es brach liegen, wenn ich dir damit helfen kann!"

Sie hatte leise und langsam gesprochen, es fiel ihr nicht leicht. Sie wollte gern helfen, sie fühlte sich verpflichtet dazu, aber es war so schwer, Onkel John Geld anzubieten. Er war in seiner Welt ein großer bedeutender Mann, und auch sie fühlte sich ihm gegenüber fast noch als kleines Mädchen. Wie sollte sie ihm helfen können.

„Kind, Kind", sagte er, „sprich nicht davon. Hörst du, sprich nie mehr davon!"

Diese Worte kamen wie ein Schrei. Sie erschrak. Er hatte die Hände an die Schläfen gelegt wie ein Mensch, der körperlich schwer leidet. Nie vergaß sie seinen entsetzten Blick. Vandoren schien aufspringen zu wollen, in sahriger Hast gingen seine Hände hin und her.

„Oh Onkel John", rief sie, „sei nicht bös, ich fahre doch mit, auch wenn — Barton dabei ist."



Herbstbestellung

Donath, Zander-M.

Sie sah, er wurde ruhiger. Er schien in dem Sessel zu schlafen. Als sie wieder seine Schulter berührte, zuckte er jedoch zusammen. Sie hörte einen tiefen Seufzer, dann stand er auf, fast hätte er sie zur Seite gestoßen. Er wollte aus dem Zimmer gehen, aber er wandte sich mit abgehalmem Gesicht und sah sie unsicher an. Langsam hob er seine große Hand und streichelte ihr braunes Haar. Willa schaute zu Boden. Früher hatte er ihr oft so das Haar gestreichelt. Nie empfand sie seine Größe und Stärke mehr als in solchen seltenen Augenblicken. Aber auch nie liebte sie ihn mehr. Er war ihr wie ein Vater und Beschützer. Doch nun war etwas Neues in dem sanften, gedankenvollen Streicheln seiner Hand. Sie fühlte, daß er Schutz und Trost suchte, daß er so vieles und jetzt Unaussprechliches sagen wollte, was nicht den Weg über seine Lippen fand.

„Ich bleibe ja bei dir", sagte sie leise, unhörbar.

Das Streicheln hörte auf, er hatte die Hand von ihrer Stirn genommen. In seinem Blick war Furcht und Entsetzen. Willas Lippen zuckten.

„Onkel John, was ist mit dir?" rief sie. Er ergriff ihre Hand und drückte sie hart.

„Wirst du mir je verzeihen können?"

Dann ließ er sie plötzlich los und ging wie ein Fliehender zur Tür. Sie wollte ihm nachgehen, aber sie fühlte, daß er allein sein wollte. Sie blieb zurück. Die Uhr in der Halle schlug zehn. Sie hörte die Portaltür gehen. Onkel John wollte also noch in den Club. Er ging nun so häufig dahin. Wollte er nicht mit ihr allein sein? War es das, was sie ihm verzeihen sollte? Gewiß, es war nicht gut, daß er sie nun so vernachlässigte, aber das war doch für ihn kein Grund zur Verzweiflung. Und Verzweiflung war es, diese Verlassenheit, die aus seiner sonderbaren Bitte gesprochen hatte. Was sollte sie ihm verzeihen?

Das Telefon ging schrillend. Sie hob den Hörer. Barton meldete sich. Er fragte nach John Vandoren.

„Er ist — zu Bett gegangen", sagte Willa entschlossen.

Barton entschuldigte sich. Sie legte den Hörer auf. Sie fühlte, daß Barton Onkel John aufregte, er sollte ihn heute abend nicht mehr sehen, er sollte ihn so spät in Ruhe lassen.

War es das kurze Telefongespräch mit Barton gewesen, auch sie war unruhig geworden. Die Luft in dem Zimmer war dumpf und schwül. Sie ging zu dem Fenster und machte es auf. Sie stand eine Weile und schaute in den Park. Schwere Wolken bedeckten den Himmel.

*

Sie fuhren über Paris nach Marseille, um dort den französischen Dampfer nach Mombassa zu nehmen. Barton war zurückhaltend und liebenswürdig, aber Willa vermied es, mit ihm zu sprechen. Vandoren saß ruhig in seiner Polsterecke. Seine Stimme klang leise, sein Blick und seine Bewegungen waren müde. In Paris kaufte Willa neue Zeitungen. Sie las, aber sie sah, daß Vandoren und Barton eine kurze, halblaut geführte Unterhaltung hatten. Vandoren hatte sie begonnen, er schien einen Wunsch zu haben, gegen den Barton zuerst Einwendungen machte. Diesen Eindruck hatte sie, als sie hinter ihrer Zeitung her aus ihrer Ecke ihren Onkel und Barton beobachtete.

Diese Feststellung berührte sie merkwürdig. Gewiß war Barton Vandorens rechte Hand. Aber früher war ihr Onkel gewohnt gewesen, daß seine Anweisungen ohne Einwendungen und Einreden ausgeführt wurden. Darin hatte sich etwas geändert, Willa hatte es schon in der letzten Zeit zu Hause bemerkt. Sie schloß die Augen und dachte nach. Offenbar übte Barton einen starken Einfluß auf ihren Onkel aus. Sie sprachen manchmal halblaut oder nur in kurzen, ihr unverständlichen Bemerkungen miteinander wie Menschen, die ein verfängliches Geheimnis untereinander haben.

Vandoren fragte jetzt den Schaffner nach der nächsten Station und äußerte dann den Wunsch, dort aussteigen und den nächsten Zug abzuwarten.

„Ich bin etwas abgespannt", sagte er zu Willa, „wir wollen dort übernachten. Das Schiff bekommen wir dann immer noch rechtzeitig."

Sie sah, daß ihr Onkel und Barton einen raschen Blick miteinander wechselten. Dieser Aufenthalt war nicht vorgesehen, die Reisepause überraschte sie. Der Zug hielt in einer kleinen Stadt, es war Spätnachmittag. Die Sonne lag warm und hell auf dem Bahnhofsvorplatz. Schmale, winklige Gassen und Straßen zogen sich von dort leicht bergan. Im Hintergrund dunkelten grüne Höhen. Willa reichte ihrem Onkel den Arm, Barton ging zu dem kleinen Hotel hinüber, um dort Zimmer zu belegen. Es fiel ihr nun ein, es lag eine alte Kathedrale in dieser verträumten, stillen Stadt, deren Name wie heimliche Musik klang.

„Gehen wir etwas, Willa", sagte Vandoren, „Barton hat noch einiges zu erledigen."

Sie sahen ein paar Frauen in weiten Kleidern und bunten Kopftüchern, ihr Gang war leicht und lautlos. Alles ringsum war so weltab und ruhig. Sie wunderte sich, daß sie kein Auto hörte und sah, und dann freute sie sich darüber. Hier hätte sie bleiben mögen mit Onkel John, hier würde er gewiß alles Quälende vergessen.

Ueber eine alte Steinbrücke bogen sie in eine der Straßen ein, in die der starke Gegensatz der hellen Sonne und der dunklen Schattenflächen, das fast lautlose Schreiten der wenigen Menschen eine leise, wie verhaltene Spannung zauberten. Willa war es nun, als warte sie auf irgend etwas Heimliches und Ueberraschendes, das sie noch nicht kannte. Die hellen Häuser traten dichter zusammen und gaben dann einen kleinen Platz frei. Die Fremden hielten wie gebannt inne. Sie standen vor der alten Kathedrale.

Sie traten nicht näher. Sie blieben im Schatten der Häuser. Sie schwiegen und schauten. In den zierlichen Bögen des Portals standen die schwerelosen Gestalten der Heiligen und Engel mit leichter Neigung der schönen Köpfe, als warteten sie auf das Erklingen einer verborgenen Musik. Auf den Gesichtern dieser Gestalten aus Stein schwebte ein lichtes Lächeln; sie schienen fragen zu wollen und diese Frage über ein erstauntes Erkennen vergessen zu haben.

Willa spürte ein plötzliches Zittern im Arm ihres Onkels. Sie schaute zur Seite. Vandoren hielt die Stirn gesenkt. „Laß uns gehen", sagte er heftig, „dieses alles hier bedrückt mich." Verstört sah sie seinen gehetzten Blick und nickte.

Als sie sich umwandten, stand Barton hinter ihnen. Er hatte die Reisemütze etwas schräg auf dem Kopf und den hellen Mantel über dem Arm; ein spöttischer Zug war um seinen Mund. Er hatte wohl schon eine Zeitlang hinter ihnen gestanden, diese steinerne Kunst, die sie soeben bewundert hatten, vermochte ihm wohl nichts zu sagen, mehr noch, er lächelte darüber und über ihre Erschöpfenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Welt der Frau

Der Stolz der Hausfrau: ein Sparkonto

Jede Hausfrau legt Ehre damit ein, sparsam zu wirtschaften. Besonders stolz ist sie, wenn sie trotz der nicht sehr hohen Wirtschaftsgeldes monatlich noch kleine Summen zur Sparkasse oder zur Bank bringen kann, wo sich im Laufe eines oder mehrerer Jahre langsam ein kleines Vermögen ansammelt. Diese Sparguthaben geben das sichere Gefühl, allen unvorhergesehenen Vorkommnissen, plötzlichen wie traurigen, besonderen Festlichkeiten oder Krankheitsfällen, nicht mittellos gegenüberzustehen. Immer liegt eine Summe Geldes bereit, wenn es gilt, einer Tochter die Aussteuer zu besorgen oder wenn irgendeinem der Familie plötzlich ein kostspieliger Kuraufenthalt verschrieben oder eine Operation nahegelegt wird. Aber das ist es nicht allein, warum die Anlage von Sparguthaben so sehr erwünscht ist: die deutsche Wirtschaft hat ein großes Interesse daran, daß ihr durch Sparkassen und Banken möglichst viel Geld als Arbeitskapital zur Verfügung gestellt wird. Wenn Handel und Industrie mit den Spargeldern arbeiten, so wird das Geld, anstatt es zwecklos im Schub zu lagern, nutzbringend in Umlauf gebracht. Sobald die Hausfrau aber etwas Geld von ihrem Sparkonto abheben will, erhält sie es sofort. Sie bekommt dafür, daß sie das Geld der Wirtschaft zur Verfügung stellt, sogar Zinsen, ein Aufgeld, das sicherlich jeder gern einsteckt.

Das Sparen in dem Hause ist nebenbei bemerkt eine viel schwierigere Aufgabe als das Sparen bei der Sparkasse oder der Bank: Wer Geld im Hause hat, ist nur zu leicht versucht, es auszugeben. Es finden sich immer wieder Gelegenheiten, wo man das Zurückgelegte allzu schnell wieder ausgibt. Ist es aber auf einer Bank oder Sparkasse, so überlegt man viel sorgfältiger, ob sich das Abheben eines Betrages lohnt und vermeidet durch diese bessere Ueberlegung manche unnütze Ausgabe. Viele Hausfrauen haben die Vorzüge eines Sparkontos schon erkannt. Der nationale Spartag am 29. Oktober zeigt uns erneut, daß das Sparen bei den Sparkassen und Banken eine lohnende Aufgabe für alle Hausfrauen ist!

Umgang mit Büchern

Schonende Behandlung — Flecke auf Einband und Papier

Jede Frau will in ihrem Heim Bücher haben; selbst wenn man nur eine möblierte Stube bewohnt, erhöht sich die Behaglichkeit, wenn man ein Bücherbrett mit eigenen Büchern aufstellt. Zu Weihnachten und zum Geburtstag pflegt man von Freunden und Verwandten oft Bücher geschenkt zu bekommen, hat man also erst einmal eine Sammlung begonnen, so wächst sie meist rasch an. Damit die Bücher aber auch wirklich tadellos aussehen, muß man schon einige Verhaltungsmaßregeln bei dem Umgang mit ihnen beobachten.

Die neuhinzukommenden Bücher, die man erst liest, ehe sie der Sammlung eingefügt werden, soll man während des Lesens in ihren Schutzumschlag lassen, damit der Einband nicht beschädigt wird. Sehr falsch ist es, ein Buch, wenn man beim Lesen unterbrochen wird, aufgeschlagen mit dem Deckel nach oben hinzulegen. Da es dadurch leicht aus der Form kommt. Man soll dann immer ein Lesezeichen hineinlun. Eisenbahn als Merkzeichen. Nicht man glücklicherweise selten. Erst wenn man das Buch ausgelesen hat, stellt man es, nachdem man den Schutzumschlag entfernt hat, in das Regal. Viele Leute lieben es, die Bücher in ihren Regalen oder Schränken nach Farben zu ordnen. Das geht sehr gut, so lange man eine kleine, leicht übersichtliche Menge von Büchern hat. Schon aber die Anzahl größer ist, tut man besser, die Bücher alphabetisch nach dem Namen der Verfasser zu ordnen, da man sie dann viel leichter herausfinden kann. Auf jeden Fall soll man aber Unterhaltungslektüre von wissenschaftlichen Büchern trennen, die man nach Stoffgebieten ordnen muß. Sehr praktisch ist es, ein Verzeichnis der Bücher anzulegen in Form eines kleinen Heftes, das in der Bibliothek seinen Platz finden muß.

Stellt man die Bücher in Regalen auf, was eigentlich am hübschesten aussieht, auch weil sie uns auf diese Weise am nächsten sind, kann man nicht verhindern, daß sie sehr einstauben. Deshalb müssen sie in regelmäßigen Zwischenräumen gut gelüftet werden. Man muß zu diesem Zweck alle Bücher aus dem Regal nehmen, sie auf dem Fenster leicht ausschütteln und dann mit einem weichen Tuch abwischen.

Die meisten Bücher sind gegen Licht sehr empfindlich; man darf sie deshalb nie so aufstellen, daß die Sonne sie trifft. Läßt sich das nicht vermeiden, so muß man sie an den sonnigen Tagesstunden durch einen Vorhang schützen. Feuchtigkeit können Bücher gar nicht vertragen. Das Papier bekommt dann Stockflecke. Deshalb dürfen Bücher nicht in feuchten Räumen stehen. Hat man sie in Bücherschränken aufbewahrt, muß man ab und zu die Türen öffnen.

Stockflecke, die durch Feuchtigkeit entstanden, sind schwer zu entfernen. Hat sich sogar noch Schimmel auf dem Buch gebildet, so muß man diesen vorsichtig abwischen und dann das Buch in ein Zimmer mit trockener Wärme legen, aber nicht zu nahe an Ofen oder Heizkörper. Allzu trocken dürfen Bücher auch nicht werden. Wenn Rückenleder oder Einband zu trocken geworden sind, muß man das Leder mit ein klein wenig Lanolin einreiben und dieses Verfahren nach einigen Tagen nochmals wiederholen. Man darf das Buch dann nicht gleich zuschlagen, sondern soll dem Fett Zeit lassen, einzuziehen.

Andere Flecke auf dem Einband oder Papier beseitigt man am besten mit trockener Weißbrotkrume. Fettflecke kann man aus weißem Papier mit etwas Aether entfernen, der schnell verdunstet. Auf dem Einband darf man aber Aether nicht anwenden, da er die Farbe aussieht. Tinten-, Kaffee- und Teeflecke sind nicht leicht zu entfernen; hat man das Pech, das Buch durch solche Flecke zu verderben, so geht man am besten damit zu einem Buchbinder, der unter Umständen raten kann.

Ist ein Buch aus dem Einband gegangen und haben sich einzelne Blätter gelöst, wie das bei vielbenutzten Büchern vorzukommen pflegt, so soll man das Buch möglichst frühzeitig zum Buchbinder geben. Gewöhnlich läßt sich dann der Schaden leicht und ohne große Kosten ausbessern.

Im Regal dürfen die Bücher nicht allzu eng stehen, weil sich dadurch der Einband abschabt. Ueberaus praktisch ist es, in jedes Buch ein bestimmtes Eigentumszeichen einzukleben, man schützt sich dadurch vor dem Verlust der Bücher. Denn es kommt oft vor, daß jemand ein Buch entleiht und hütet, wenn er es dem Eigentümer zurückgeben möchte, vergessen hat, wem es eigentlich gehört. Gegen solche Vergeßlichkeiten ist ein Eigentumszeichen der beste Schutz.

Die unentbehrliche Haferflocke

Die Haferflocke, für groß und klein gleich unentbehrlich, ist nicht nur nahrhaft und leicht verdaulich — in Krankheitsfällen deshalb unersetzlich — sie setzt auch kein überflüssiges Fett an. Sie enthält 65% Kohlehydrate, 7% Fett und 16% Protein, außerdem verschiedene mineralische Stoffe, Vitamine und körnige Substanzen. Kaum ein anderes Lebensmittel ist so schnell zubereitet und so vielseitig verwendbar.

Haferflockensuppen. Haferflocken setzt man nicht gleich mit Milch an, sondern weicht sie mit dem Wasser ein, in dem man sie nachher zum Kochen aufsetzt. Erst wenn sie aufgequollen sind, gibt man Milch dazu. Mit Haferflocken werden auch vorteilhaft Gemüse- und Obstsuppen gebunden.

Basissuppe (ausgezeichnet). In etwa 30 g Fett läßt man eine gehackte Zwiebel und etwas Petersilie dämpfen, gibt dann 100 g Haferflocken und die nötige Menge Wasser oder Brühe hinzu (etwa 2 l) und läßt alles durchkochen. Dann würzt man mit einem Eßlöffel Tomatenmark, Salz und einem Stückchen Lorbeerblatt.

Ein schönes Rohkostfrühstück ergeben 40 g Haferflocken im Verein mit vier geriebenen Aepfeln oder Birnen, 4 Eßlöffel geriebener Nüsse oder Mandeln, dem Saft einer Zitrone sowie vier Eßlöffel Honig oder Milch. Die Menge reicht für vier Personen. Getrocknete Früchte (etwa 300—400 g) werden abends zuvor eingeweicht und durch die Maschine getrieben.

Haferflockeneierkuchen. Drei Tassen Haferflocken werden mit einer Tasse Mehl und zwei Tassen kaltem Wasser gemischt. Dann schlägt man zwei Eier in den Teig und salzt ihn. Der dickliche Teig wird löffelweise in heißem Fett oder Kuchen gebacken. Mit etwas weniger Wasser, einer geriebenen Zwiebel und ein wenig Kümmel lassen sich aus dem Teig knusprige Schnitten backen, die zu Gemüse (Spinat, Rosenkohl oder zu Gemüsesalat) gereicht werden können.

Kartoffelklöße mit Haferflocken. Etwa 500 g am Tage vorher gekochte und geriebene Kartoffeln werden mit 250 g (zu einem steifen Brei gekochten) Haferflocken vermischt. Dazu kommen ein Ei, Salz, Pfeffer, Muskatnuß, Petersilie, geriebene Zwiebel und etwas Reibbrot. Man formt Klöße, kocht einen Probefloß und gibt, falls die Klöße zerkochen wollen, etwas anerührtes Kartoffelmehl an das Kochwasser. Ueber die fertig gekochten Klöße fällt man geröstete Speckwürfel oder Tomatensoße.

Käsepastete. Statt Kartoffeln kann man zu Gemüse folgende Pastete bereiten: Man löst 2 Brühwürfel in 2 Tassen Wasser auf und quirlt 60—70 g Haferflocken hinein. Sobald sie aufgequollen sind, gibt man Milch dazu. Mit Haferflocken werden auch vorteilhaft Gemüse- und Obstsuppen gebunden.

Basissuppe (ausgezeichnet). In etwa 30 g Fett läßt man eine gehackte Zwiebel und etwas Petersilie dämpfen, gibt dann 100 g Haferflocken und die nötige Menge Wasser oder Brühe hinzu (etwa 2 l) und läßt alles durchkochen. Dann würzt man mit einem Eßlöffel Tomatenmark, Salz und einem Stückchen Lorbeerblatt.

Ein schönes Rohkostfrühstück ergeben 40 g Haferflocken im Verein mit vier geriebenen Aepfeln oder Birnen, 4 Eßlöffel geriebener Nüsse oder Mandeln, dem Saft einer Zitrone sowie vier Eßlöffel Honig oder Milch. Die Menge reicht für vier Personen. Getrocknete Früchte (etwa 300—400 g) werden abends zuvor eingeweicht und durch die Maschine getrieben.

Haferflockeneierkuchen. Drei Tassen Haferflocken werden mit einer Tasse Mehl und zwei Tassen kaltem Wasser gemischt. Dann schlägt man zwei Eier in den Teig und salzt ihn. Der dickliche Teig wird löffelweise in heißem Fett oder Kuchen gebacken. Mit etwas weniger Wasser, einer geriebenen Zwiebel und ein wenig Kümmel lassen sich aus dem Teig knusprige Schnitten backen, die zu Gemüse (Spinat, Rosenkohl oder zu Gemüsesalat) gereicht werden können.

Kartoffelklöße mit Haferflocken. Etwa 500 g am Tage vorher gekochte und geriebene Kartoffeln werden mit 250 g (zu einem steifen Brei gekochten) Haferflocken vermischt. Dazu kommen ein Ei, Salz, Pfeffer, Muskatnuß, Petersilie, geriebene Zwiebel und etwas Reibbrot. Man formt Klöße, kocht einen Probefloß und gibt, falls die Klöße zerkochen wollen, etwas anerührtes Kartoffelmehl an das Kochwasser. Ueber die fertig gekochten Klöße fällt man geröstete Speckwürfel oder Tomatensoße.

Käsepastete. Statt Kartoffeln kann man zu Gemüse folgende Pastete bereiten: Man löst 2 Brühwürfel in 2 Tassen Wasser auf und quirlt 60—70 g Haferflocken hinein. Sobald sie aufgequollen sind, werden 60 g geriebener Schweizerkäse, 1 Eßlöffel voll Fett, 2 Eidotter, Salz und Pfeffer und nach dem Abkühlen auch der Eierschnee dazu gerührt. Die Pastete ist in der gefetteten Form in 25—30 Minuten gar.

Ein billiger Auflauf wird hergestellt aus einem Liter Wasser, in dem man 300 g Haferflocken, Kümmelschale, 100 g Zucker, 40 g Fett aufkochen und dick werden läßt. Dann muß die Menge abkühlen, ehe 3—4 geriebene bittere Mandeln, 2 Eidotter und der Eierschnee dazugegeben werden, um den Auflauf in einer mit Fett ausgefriebenen Backform 30 Minuten backen zu können. Zum fertigen Auflauf reicht man Obstsaft, verdünnte Marmelade oder verdünntes Pflaumenmus.

Obstauflauf. In einer Tasse Wasser werden 100 g Flocken gekocht, mit Salz, Zucker und geriebener Zitronenschale gewürzt und in eine Springform gelegt. Zwischen zwei Teigschichten kommt rohes, einzuckertes Obst. Der Auflauf braucht 30—40 Minuten zum Backen und wird dann mit Vanillezucker bestreut.

Haferflockenmakronen. Man quirlt ein Eiweiß mit 6 Eßlöffel Wasser und Saft einer halben Zitrone, fügt die abgeriebene Zitronenschale und 8—4 geriebene bittere Mandeln oder Nüsse, ferner 100 g Zucker und zuletzt 150 g Flocken und den Eierschnee hinzu. In Form kleiner Plätzchen werden die Makronen schnell im heißen Ofen gebacken.

K 24102. Das jugendliche Nachmittagskleid kann aus Wollstoff, Samt oder Seide nachgearbeitet werden. Als Schmuck Samtbändchen, zu zierlichen Jacken gelegt. Erf.: etwa 2,80 m Stoff, 90 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 92, 100 cm Obw.

K 24091. Der Vorderteil des schlichten Wollstoffkleides ist in weichen Falten unter einem bestickten Garnitureil zusammengerafft. Hierzu Beyer-Applikationsmuster Nr. 11691/0. Erf.: 2,60 m Stoff, 130 cm br. Bunte Beyer-Schnitte für 92 u. 100 cm Oberw.

K 24103. Den Schmuck des reizvollen Nachmittagskleides ergibt Jackenlitze in zwei verschiedenen Farben. Sehr wirkungsvoll wäre Schwarz und Gold auf Schwarz oder Hellbraun. Erf.: 2,50 m Stoff, 90 cm br. Bunte Beyer-Schnitte für 88, 96 cm Oberw.

K 24086. Ein besonders elegantes Kleid aus Lamécloqué mit charakteristischer Mittenbetonung durch kleine, dicht gesetzte Knöpfe. Erforderlich: etwa 3,45 m Stoff von 90 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte für 96 u. 104 cm Obermaße erhältlich.

K 24104. Samtkleid mit zierlichem Plisseevolants aus feiner schwarzer Spitze oder Seide. Auch ohne Falbelgarnitur mit langen Aermeln zu arbeiten. Erf.: 4,25 m Samt, 70 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 92 u. 100 cm Obermaße erhältlich.

V 24081. Die flotte, jugendliche Kappe aus braunem Filzstoff, mit rotem, blauem und grünem Ripsband geschmückt, kann man sehr gut selbst herstellen. Erforderlich ein 45 zu 45 cm großes Stück Filzstoff. Bunter Beyer-Schnitt erh. Modell: Vera-Hüte

K 24102 K 24091 K 24103 K 24086 K 24104 V 24081

Mein neues Teekleid

Zeichnungen: v. Prokuck

Modelle aus der Monatszeitschrift „Beyers Mode für Alle"

Karo lernt den Hasen suchen

Aus der Arbeit der Jagdgebrauchshundvereine
In Zukunft Leistung des Hundes an erster Stelle

Wie das von Reichsjägermeister Hermann Göring erlassene Reichsjagdgesetz das deutsche Weidwerk von den Schlacken reinigte, die ihm aus jener Zeit anhafteten, als der Besitz einer Jagd oder eines Jagdscheines zum sogenannten „guten Ton" gehörte, oder aus irgendwelchen geschäftlichen Gründen vorteilhaft erschien, so räumte es auch mit einigen Vorkehrungen auf, die in den Kreisen dieser „Auch-jäger" üblich waren, mit denen aber der anständige deutsche Weidmann nichts zu tun haben wollte.

Apportieren im Felde

Hier hat nun das Reichsjagdgesetz eine gründliche Aenderung geschaffen. Heute gehört in jedes Revier von einer bestimmten Größe an ein brauchbarer Jagdhund, und darüber hinaus soll das auch in kleineren Revieren der Fall sein.

Im Zuge dieser Maßnahmen, die den deutschen Jagdhund wieder zu Ehren bringen sollen, wurden nun überall dort, wo noch keine Jagdgebrauchshundvereine bestanden, solche ins Leben gerufen.

Das Aufgabengebiet dieser Jagdgebrauchshundvereine besteht darin, dem Jäger bei der Führung und Ausbildung seines Hundes die nötige Anleitung zu geben. Dieses Arbeitsgebiet ist keinesfalls klein, denn es liegt in der Natur der Sache, daß die Ausbildung der Jagdhunde sehr vielseitig sein muß.

Da müssen zunächst einmal die reinen Gehorsamsübungen wie Leinenfähigkeit, Sehen, „Down", Apportieren usw. durchgenommen werden, um den notwendigen Appell des Jagdhundes zu erreichen. Denn nur der Hund hat Wert, der bei der späteren Jagdausübung fest in der Hand des Jägers ist.

Dann folgt die eigentliche jagdliche Ausbildung, die Vorbereitung des Hundes für die Arbeit im grünen Revier, in der Praxis der Jagd. Hierhin gehört das Verlorenbringen von Wild, das auf den sogen. Schleppen gearbeitet wird, verbunden mit Apportieren. Dann heißt es, eine Schweißfährte auszuarbeiten, um den Hund sicher zu machen für die Wundfährte eines krank geschossenen Stück Wildes.

In dieser Ausbildungsarbeit darf auch nicht die Wasserarbeit fehlen, bei der es gilt, im Schuß gefallenes Wassergeflügel aus dem Wasser zu holen.

Breiten Raum nimmt auch die Vorbereitung der Hunde für die Feldarbeit ein, die zunächst in der Hauptsache aus dem Suchen des Wildes besteht. Hat dann der Hund das Wild gefunden, so muß er dabei ausharren, bis der Jäger herangekommen ist, eine Arbeit, die unter dem Begriff „Vorstehen" zusammengefaßt wird.

Der Vorbereitung für die Feldarbeit dient auch die Erziehung der Hunde zur Schußruhe, also zum Verweilen des Hundes an der Seite des Jägers beim Schuß. Hier gilt es manchmal, manches allzuheftige Temperament der vierbeinigen Jagdgehilfen zu zügeln. Erst wenn der Befehl dazu erteilt wird, darf der Hund das im Schuß gebliebene Stück Wild, den Hasen, den Fasan, das Kaninchen oder das Rebhuhn apportieren.

Zeugnis von dieser Arbeit mit dem Hunde legen dann die Prüfungen ab, die meistens im Herbst vor Aufgang der Hasenjagd abgehalten werden. Sie werden entweder von den einzelnen Fachschaften oder aber auch vom Jagdgebrauchshundverband durchgeführt. Zweck dieser Prüfungen ist, die jagdlich brauchbaren Hunde zu ermitteln, die dann mit dem Prädikat „jagdlich brauchbar" ausgezeichnet werden.

Das Ziel aller passionierten Jäger und Hundeführer ist selbstverständlich, ihren Hund soweit zu fördern, daß er in das Stammbuch für Gebrauchshunde eingetragen werden kann. Das ist aber nur dann möglich, wenn auf einer der genannten Prüfungen mindestens ein dritter Preis erzielt wird.

In Zukunft wird es nicht so sein, daß ein Hund lediglich nach seiner Schönheit beurteilt wird. An erster Stelle wird — besonders bei Jagdhunden — immer die Leistung stehen. Denn nur ein Hund, der wirkliche Leistung aufweist, ist für die praktische Jagd brauchbar und nutzbringend.

An diesem Ziele mitzuhelfen, ist die vornehmste Aufgabe der Jagdgebrauchshundvereine.

Reitjagd

Durch Wiesen hetzt es mit pochendem Ruf,
Taucht her aus Dunst wie fliegende Schatten;
Ist kurzes Blitzen und Funkeln im matten
Spätlicht des herbstes unter hörnerruf.

Rostbraun der Wald trägt sein Sterbekleid.
Raum stößt aus Wolken suchendes Leuchten.
Wie Gespenster ziehn Rosse und Reiter in feuchten
Wogen der Nebel durch Dämmergebreit.

Schon vorüber, ein Spuk, ein flackernder Tanz,
Notröchig und schwarz und die schnaubenden Pferde,
Ueber Gräben und hecken hinter der Meute;
Als ob noch ein später, verlorener Glanz
Zu raffen von erntegesegneter Erde,
Dem Jagen ein Ziel ist und lachende Beute.

Heinrich Leis

Hat Diana gelacht?

Streitfrage um einen Hund
von Christoph Walter Drey

Die Tierpsychologen haben sich oft schon darüber gestritten, ob auch die Tiere weinen und lachen können, die einen sagen ja, die anderen nein. Ich habe mich den Jalagern angeschlossen, nicht als gelehrter Kenner des Tiergemüts, der tierischen Tränendrüsen und des tierischen Zwerchfells, sondern auf Grund persönlicher Beobachtungen und Erfahrungen.

Seit ich neulich in meinem Kaffeehause, habe zwanzig Zeitungen gelesen, und als mein müdes Auge so im Rauchzimmer umherschweift, bleibt es auf einem Hunde haften, einem Köter, der sich neben dem Platz seines Herrn lang ausgestreckt und den Kopf auf die Vorderpfoten gelegt hat, um sein Nachmittagsschläfchen zu halten. Aber er hat die Augen offen und blinzelt mich an und lacht! Wahrhaftig — er lacht! Und so komisch, daß auch ich lachen muß — laut. Alle Stammgäste sehen auf mich! Wenn ein alleinstehender oder sitzender Mensch plötzlich laut lacht, muß er doch eine Gehirnverrenkung erlitten haben.

„Der Hund!" sage ich, um diesen Verdacht von mir abzuwälzen.

„Meinen Sie meinen?" Der Herr des Hundes blickt auf.

„Ja — Ihr Hund lacht!"

„Meine Diana? Sie lachen!"

„Weil Ihr Hund —"

Emil, der Kellner, bringt einem Gaste ein Glas Pilsener mit einer schönen weißen Haube. Er sieht meinen ausgestreckten Zeigefinger, sieht den Hund und bekommt einen solchen Lachanfall, daß das Glas kippt. Ein Schrei des Entsetzens bei allen Gästen. Zu spät der kostbare Trank netzt den Fußboden.

„Daran sind Sie schuld!" sagt der Hundeeigentümer.

„Mein, Siel" Was haben Sie mit einem so komischen Hund ein öffentliches Lokal zu besuchen?"

„Fatz", hetzte er seinen Köter.

Aber der bestraft offenbar falsch, denkt an ein Bierfaß und schlürft das Pilsener mit seiner langen Zunge.

Apportieren aus dem Wasser

Verbellen des Rehbocks

„Ein Luger Hund, ein lachender Philosoph!" Unter den Stammgästen erhebt sich ein Meinungsaustausch darüber, ob der Hund gelacht hat, ob er noch lache und ob er überhaupt lachen kann! Und wie immer, wenn Leute sich wissenschaftlich oder unwissenschaftlich streiten, haben sich sofort zehn Parteien gebildet.

Doch der Fall wird wegen der gefallenen Beleidigungen die Gerichte beschäftigen, er wird wegen der geringen Kosten alle Instanzen durchlaufen, und geistreiche Rechtsanwälte werden zwischen der jungfräulichen Diana — Artemis und der moralisch vielleicht nicht ganz so stubenreinen vierbeinigen Diana schöne Parallelen ziehen.

Die Diana hat gelacht, und ich hätte es vor allen Instanzen auf meinen Zeugeneid genommen.

Aber als ich mir heute eine Tasse Kaffee gönnte, erzählte Emil, er sei gestern abend im Zirkus gewesen, und da sei ein Clown aufgetreten, und der hätte einen Hund gehabt, der hätte auch gelacht! Und er hätte wetten mögen, der Clown sei jener Herr und der Hund jener Hund gewesen! Im Publikum hätte man gemunkelt, die Hundeschnauze sei durch schwarze Kohlenstriche und Schminke so lachhaft gemacht worden. —

Ich werde mir doch lieber überlegen, als Zeuge zu erscheinen. Denn wer weiß, wer in diesem Fall zuletzt lacht?

Photos (3) M. Fenske, Herford.

Haus, Hof und Garten

Die Bekämpfung des Frostspanners

Von Martin Lohrendeck

Wenn im Spätherbst mit den ersten Frösten alles Leben draußen in der Natur erstirbt, erwachen die Frostspanner zu emsiger Tätigkeit. Sie gehören zu der Familie der Spinner, von denen die kleinere Art am häufigsten auftritt und den größeren Schaden anrichtet. Männchen und Weibchen heben sich durch ihr verschiedenartiges Aussehen voneinander ab. Ersteres ist ein rötlichbraun gezeichneter Falter mit gut ausgebildeten Flügeln von 30 mm Spannweite. Die Weibchen hingegen haben das Aussehen einer Stubenfliege mit verkümmerten Flügeln, die zum Fliegen nicht zu gebrauchen sind. Die Färbung ist graubraun, die Körperlänge beträgt etwa 8 mm.

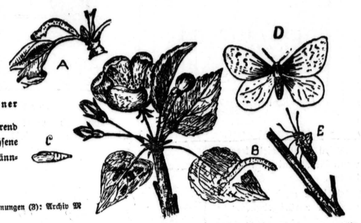


Abb. 1
Der kleine Frostspanner
A junge Raupe während der Arbeit, B ausgewachsene Raupe, C Puppe, D Männchen, E Weibchen.

Zeichnungen (3): Archiv M

Sie klettern nach erfolgter Befruchtung im Spätherbst etwa von Mitte Oktober bis Anfang November am Stamm empor, um in den Kronen der Bäume je 200 bis 300 mohnkorngroße Eier abzulegen, aus denen im zeitigen Frühjahr kleine gelbgrüne Raupen auskriechen. Diese verteilen sich über den ganzen Baum und entwickeln bald einen gewaltigen Appetit. Sie vertilgen Blätter und Blütenknospen und schädigen später durch Blattfraß die Bäume erheblich. Häufig kommt es vor, daß diese Raupen Obstanlagen gänzlich kahl fressen. Auch die Früchte werden nicht verschont, was namentlich bei Aepfeln, Birnen und Kirschen vorkommt. Haben sich die Raupen sattgefressen, lassen sie sich an einem Spinnfaden auf die Erde herunter, auf deren Oberfläche sie sich bald verkriechen. Noch im Herbst desselben Jahres entschlüpft der Puppe der Schmetterling. Zur wirksamen Bekämpfung müssen die Weibchen von den Bäumen ferngehalten werden. Hierzu dienen Leimringe, auf denen die flügellosen Weibchen, wenn sie im Herbst über den Stamm ihren Weg in die Kronen nehmen wollen, kleben bleiben und verenden.

Abb. 2. Die Enden des Papierstreifens müssen übereinandergreifen

Man schneidet aus fettdichtem Papier etwa 15 cm breite Streifen und legt diese in diesen Tagen noch etwa in Brusthöhe um den Stamm des Baumes, und zwar derart, daß die Enden übereinander greifen. Dann schnürt man um das obere und untere Ende des Streifens einen

Abb. 3
Befestigung des Papierstreifens oben und unten mit Draht oder Bindfaden

Bindfaden oder Draht und bestreicht das Papier zwischen den Schnüren mit gutem, klebfähigem Raupenleim. Auch von den vielfach empfohlenen fertigen Leimringen haben sich einige Fabrikate sehr bewährt.

Die Ansicht, Frostspanner kämen nur auf einigen Kernobstarten vor, ist falsch. Sämtliches Kern- und Steinobst sowie alles Wild- und Ziersbst, auch Wein, Buchen und Fichten, sucht der Schädling auf. Es ist deshalb erforderlich, auch alle die Bäume mit Klebgürteln zu versehen, deren Zweige die Kronen der Obstbäume erreichen. Obstwilde, die sich vom Boden aus verzweigen, erhalten an jedem Nebenstamm einen Leimring. Auch müssen Baumpfähle und Aststützen umgürtelt werden, um zu verhindern, daß die Frostspanner auf diesem Umweg in die Baumkronen gelangen.

Im Laufe des Winters muß darauf geachtet werden, daß die Leimringe nicht an Klebfähigkeit verlieren. Es kommt häufig vor, daß Blätter angeweht sind oder daß sie mit Schädlingen so dicht behaftet sind, daß die nachfolgenden Insekten über die festgeklebten Tiere ungehindert den Weg in die Kronen der Bäume nehmen können. Von Anfang Februar ab nimmt man die Leimringe ab und verbrennt sie mit großer Vorsicht, damit die anhaftenden Eier nicht abfallen und aus ihnen dennoch die gefährlichen Raupen ausschlüpfen.

Wo Hecken und dichte Unterpflanzung bis an die Kronen der Bäume heranreichen, ist mit der Leimringbekämpfung wenig auszurichten. Hier empfiehlt es sich, im März mit einer einprozentigen Nosprasitlösung zu spritzen. Nach der Blattentfaltung wird die Spritzung mit einer entsprechend verdünnten Lösung wiederholt. Mit diesem Mittel können auch die Bäume gespritzt werden, bei denen das Anlegen der Leimringe vergessen wurde oder nicht möglich war. Gute Helfer in der Bekämpfung sind insektenfressende Vögel wie z. B. Meisen, Goldhähnchen, Rotschwänzchen u. a. Sie stellen den Frostspannern in allen Entwicklungsstadien nach.

Vom Geschmack des Kaninchenbratens. Die Kaninchenzucht hat in Deutschland einen erfreulichen Aufschwung genommen. Doch noch immer gibt es Leute, denen ein Kaninchenbraten nicht recht mundet will. Meistenteils liegt das daran, daß das Kaninchenfleisch zu bald nach dem Schlachten der Tiere verzehrt wird. Da sei darauf hingewiesen, daß Kaninchenfleisch erst seinen feinen Geschmack erhält, wenn es, wie Hasenfleisch, einige Tage nach der Abtötung der Tiere zubereitet und gegessen wird.

Winke für den Kleingärtner

Herbstdüngung des Weinstocks

Soll ein Weinstock im Garten gut tragfähig bleiben, so muß er jeden Herbst Dünger erhalten. Der beste Dünger für den Wein ist der Rinderdung. Dünger allein genügt jedoch nicht, der Weinstock will im Herbst auch Kalk haben. Nachdem Kalk um den Stock in den Boden gebracht ist, wird der Dünger leicht untergegraben. Nachher empfiehlt es sich, den gedüngten Boden bis zum Frühjahr in rauher Scholle liegen zu lassen.

Schief stehende Bäume gerade biegen

Bäume, die schief stehen, machen oft einen schlechten Eindruck. können das gesamte Gartenbild verunzieren. Mit geringer Mühe läßt sich ein solcher Baum dahin bringen, daß er wieder gerade steht. Man macht um den Stamm einen Verband, der aber nicht reiben darf, bringt dort einen Strick an und befestigt den Strick an einem in die Erde getrommten Pflock. Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß der Pflock, an dem der zum Zurechtziehen befestigte Strick angebracht ist, an der Seite stehen muß, die der Neigung des Baumes entgegengesetzt ist. Zunächst darf der Strick nicht allzusest gespannt sein. Erst nach und nach wird er straffer gezogen. Auf diese Weise wird allmählich erreicht, daß der schief stehende Baum wieder gerade wird.

Das Auftauen gefrorener Pflanzen

Wer sich im Herbst Bäume und Sträucher aus einer größeren Entfernung zum Neuanpflanzen senden läßt, muß damit rechnen, daß während der Versandzeit eine Frostperiode eintritt. Ein solcher Herbstfrosttag braucht noch nicht übermäßig stark zu sein, um seine Einwirkungen auf die gelieferten Pflanzen geltend zu machen. Daher müssen die dem Frost ausgesetzt gewesenen Pflanzen nach der Ankunft recht vorsichtig behandelt werden. Auf keinen Fall dürfen sie, wenn es inzwischen wieder wärmer geworden ist, sofort den Sonnenstrahlen ausgesetzt werden. Die zweckmäßigste Behandlung ist es, solche angefrorenen Pflanzen — und zwar unausgepackt — in einem frostfreien Raum unterzubringen. Dort läßt man die Pflanzen so lange stehen oder liegen, bis man annehmen kann, daß der Frost gewichen ist. Dann erst beginnt das Auspacken. Die Pflanzen werden sodann mit lauem Wasser bespritzt.

Die Knochenweiche bei Ziegen

Eine besonders in kalkarmen Gegenden bei Ziegen häufiger auftretende Krankheit ist die Knochenweiche. Lecken Ziegen öfter nach Kalk, so zum Beispiel an den Wänden, so ist dies fast immer ein Zeichen, daß den Ziegen im Futter zu wenig Kalk zugeführt wird. Da Kalk zum Knochenaufbau dringend notwendig ist, muß sein Fehlen schädigend auf die Knochenbildung einwirken. Es kommt auch zur Knochenbrüchigkeit, die bei älteren Tieren nicht mehr zu heilen ist. Am Körper macht sich die Knochenweiche zunächst durch Krummwerden der Beine bemerkbar. Dort, wo das Futter infolge der Kalkarmut des Bodens auch sehr kalkarm ist, muß daher den Ziegen immer etwas Futterkalk beigemischt werden.

Schachaufgabe

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (14). Weiß (6): Kh1; Da2; Lb3; Se2 u. g4; Bg2. — Schwarz (8): Ke4; Sa3; Te6; Bb5 c6. e7, g5 u. h7.

Abstrichrätsel.

In den Wörtern:
Messe — Kalmus — Zofe — Terrine — Brett — Waagau — Rosen — Anden — Dasein — Erna — Fichte — Kanaan
sollen je 1 bis 3 Buchstaben gestrichen werden. Die verbleibenden binde man nun miteinander und teile diese Buchstabenreihe alsdann richtig ab. Die sich so ergebenden Wörter nennen ein Sprichwort.

Zweisilbige Scharade.

Du bist das Ganze! Mit Liebesspein
Fühl' dies ich im Herzen mein Mägdelein.
Oh wärst du nur einmal die erste mir,
Wie würde die zweite ich sein mit dir!

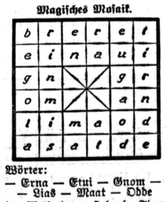
Wirrwarr.

Es ist zu bilden aus:

ekrrtu	junger Soldat
aeort	Muse
biist	Stadt im Orient
acchbiilln	kleines Pelztier
eehjimm	Sehnsucht nach Hause
eiiilnsz	italienische Insel
aeehlopt	Arzneiladen
eginnßu	Stadt in Hessen-Nassau

Nach richtiger Bildung der Wörter müssen die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und Endbuchstaben, von unten nach oben, gelesen, eine Verkehrsstraße ergeben.

Magisches Mosaik.



Die Wörter:
Brei — Erna — Etui — Gnom — Gran — Rad — Mast — Odds
sind in der Weise in vorstehende Figur einzustellen — jedes Wort immer in ein Quadrat von vier Feldern — daß die Außenreihen des Quadrats Wörter mit folgender Bedeutung ergeben:

1. obere waagerechte Reihe: Naturkraft. 2. untere waagerechte Reihe: Lied des Aeneas. 3. linke senkrechte Reihe: Provinz und Stadt in Spanien. 4. rechte senkrechte Reihe: Langer Wortzug.

Illustriertes Kreuzworträtsel.

Die in die waagerechten und senkrechten Feldreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

Zerschnittaufgabe.

Wo ist die Glucke?

Gleichklang.

Ich bin es
Und hab' es
In doppelter Zahl.
Nun ratet einmal.

Auflösungen aus vorigter Nummer

Schachaufgabe: 1. Sb5—c7 Lc6×d5 oder a). 2. Sc7×b5† Ke3—f3 3. Dd2—g2 matt. a) 1. ..., Ke3×b4. 2. De3—e2 beliebig. 3. S matt. b) 1. .. Ke3—f4 2. Sc7—e6† Kf4 beliebig 3. De3—e2 matt.

Fünfsilbige Scharade: Gardinenpredigt.

Silbenkreuzworträtsel: 1. Verona 3 Vadua 6 Onega 7 Agathe 9 Tenor. 11 Tula. 12 Ronde 14 Matador 16 Maise. 17. Kabel. 18 Kose 19 Rade 20 Bolero 22. Nase. 24. Dido 25 Manko 27 Symna 29 Linie 31 Tarnoda 32 Gabriel. — Senkrecht: 1. Bene. 2. Rogate 4 Duala. 5. Aga. 6. Oheron 8. Therese. 10 Noema 11. Tudor. 13. Delade 15. Labelle 16 Maslena 19 Naguta. 20. Boda. 21 Roman 23. Serie. 24. Diana. 26. Kolibri. 28. Motor 30 Niel.

Gegensatzrätsel: 1. feist. 2. unbotmäßig. 3. taumselig. 4. zeitlich. 5. wacklig. 6. abgelehnt. 7. nichtig. 8. dienstbereit. 9. einig. 10. ritterlich. 11. unkeusch. 12. neumodisch. 13. bewegen. — Fußwanderung.

Zerschnittaufgabe:

Silbenrätsel: 1. Wißmann. 2. Edison. 3. Radscha. 4. Geranium. 5. Einsteuer. 6. Lamprete. 7. Deneb. 8. Hängematte. 9. Annaki. 10. Tezel. 11. Jason. 12. Senfsiel. 13. Terpsichore. — Wer Geld hat, ist ein lieber Mann.

Zum Waschen und Zum Reinemachen nimm die bewährten Henkelsachen: Persil × Henko × Sil × iMi × ATA

Als Lieschen noch klein war

Scherze von Frigo

Man muß es Lieschen lassen, Lieschen war fleißig, aufmerksam und gewillt, alles richtig zu machen, doch da Lieschen gar manches zu ernst und zu aufmerksam machte, entstand manch ein Scherz.

*

Lieschens Tante konnte sich nicht beklagen, daß sie zu schlank sei. Sie glich einem Tönnchen und hatte ein gutes Gewicht.

„Nun, Lieschen, sagte die Tante, „sei auch hübsch brav und geh jetzt zu Bett. Ich gehe auch stets mit den Hühnern schlafen."

„Ja?" fragte Lenchen und wunderte sich. „Wie kommst du denn auf die Stange rauf, Tante?"

*

Lieschen ging mit der Oma spazieren und entdeckte an den niedrigen Zweigen der Straßenbäume die reifen, aber recht harten Birnen. Schnell stopfte Lieschen sich die Tasche ihrer Schürze voll und fragte die Oma: „Magst du auch Birnen?"

Die Oma nickte, sagte dann aber, sie könne sie nicht essen, weil sie keine Zähne habe.

„Au, das ist fein", strahlte Lieschen. „Dann kannst du die alle festhalten; ich hol' mir die anderen auch noch."

*

Lieschen hat etwas vom Lampenfieber gehört. Doch Lieschen weiß damit nichts rechtes anzufangen.

Eines Abends flackert das Licht und die Mutter sagt: „Was ist denn nur los, daß es so flimmert und flackert?"

„Mama", sagte Lieschen, „sicher hat das Elektrizitätswerk jetzt Lampenfieber."

*

„Na", sagte der Vater und betrachtete die Krücke eines Schirmes, den seine Frau in der Stadt kaufte: „Das Ding sieht gerade nach Elfenbein aus. Sechs Mark für den Schwindel? Das ist eine ganz üble Nachahmung."

Lieschen, den Schirm gleichfalls betrachtend, sagt: „Papa, der Elefant hat ganz sicher falsche Zähne gehabt."

Besser als nichts

Wedderkopp befindet sich auf einer Seereise und hat ein paar sehr stürmische Tage hinter sich.

„Herr Kapitän", fragt er, noch grün im Gesicht, „ist das dort hinten Land?"

„Nein, das ist der Horizont!"

„Na, immerhin besser als garnichts!" brummte Wedderkopp vor sich hin. (Lektyr.)

Zwischen den Parteien

Der kleine Tom ist zum ersten Mal mit seinem Vater bei einem Fußballwettkampf.

„Vater", fragt er, „warum wird denn der Herr so ausgeschimpft?"

„Weil er mit einem Stein nach dem Schiedsrichter geworfen hat!"

„Aber Papa, er hat ihn doch garnicht getroffen!"

„Na, darum schimpfen sie ja auch!" (Süsmodern.)

Wo bleibt die Blume

Ein kleiner Junge liegt im Krankenhaus. Bekannte haben ihm eine rosa Hyazinte geschenkt. Jeden Abend, wenn die Blume von seinem Nachttisch genommen wird, wie immer im Krankenhaus, weiten sich seine Augen vor Entsetzen. Eines Abends, als die Schwester wie üblich kommt, um die Blume zu holen, tut er seinen Mund auf und sagt: „Es macht mir ja nichts, aber ich möchte doch zu gerne wissen, wer eigentlich mein Blümchen des Nachts benutzt!" (Hjemmet.)

Zu spät

„Warum hast du denn eigentlich den Knoten in deinem Taschentuch?"

„Um nicht zu vergessen, daß ich keinen Alkohol mehr trinken will!"

„Du hast doch aber schon wieder ein Glas vor dir?"

„Ja, ich bemerke leider den Knoten immer erst, wenn ich mir den Mund mit dem Taschentuch abwische!" (Ästenbladet.)

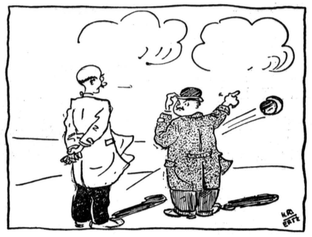
Im Herbstwind

Pariser Stimmungsbild

„Wenn ich nicht endlich Lohnerhöhung erhalte, werfe ich sofort die Arbeit hin!"

„Wird Mutti sich freuen, wenn ihr Männi nach Hause kommt.

Ich habe mich aber auch vornehm zurückgehalten."



„Herr! Ihr Hut!"

„Lassen Sie. Ich bin früher Langstreckenläufer gewesen. Ich gebe ihm erst 100 Meter Vorgabe."

Beim Friseur: „Ist es so recht?" „Nein, bitte etwas länger!"

Wenn ein Nieser im Herbst spazieren geht

Der Beschluß

Erika: „Ich habe mir vorgenommen zu heiraten, wenn ich 25 Jahre bin!"

Elfriede: „Und wenn bis dahin niemand um deine Hand angehalten hat?"

Erika: „Dann bleibe ich 25, bis sich jemand um mich bewirbt!" (Aftenposten.)

Fortschritt

Augenarzt: „Na, Frau K., hat die Brille schon geholfen, oder sehen Sie die schwarzen Punkte vor den Augen immer noch?"

Patient: „Na, Herr Doktor, aber ich sehe sie schon viel deutlicher!"

*

„Hast du auf der Jagd etwas geschossen?"

„Ja, liebe Frau!"

„Wo hast du es abgegeben, in der Küche oder beim Wildhändler?"

„Im Krankenhaus, liebe Frau!"

„Trinken Sie viel?" fragt der Arzt bei der Untersuchung.

„Das kommt darauf an. Nach meiner Meinung sehr wenig und nach der meiner Frau sehr viel!"

*

„Jetzt weiß ich auch, wie man das Gedächtnis eines Menschen völlig zerstören kann!"

„Ja — durch Tabak, Alkohol oder sonstige Rauschmittel!"

„Viel einfacher! Du brauchst ihm nur Geld zu leihen!"

*

Hausfrau: „Also hier schenke ich Ihnen fünfzig Pfennige! Machen Sie sich einen vergnügten Tag!"

Bettler: „Vielen Dank, liebe Frau, die werde ich mir aufheben, bis zum Winter, dann sind die Tage nicht so lang!"

Federmann hat eine kleine Geflügelfarm.

„Wie bist du eigentlich zufrieden?" fragt Mücke. „Rentiert sich das Geschäft?"

„Rentieren?" zuckt Federmann die Achsel. „Im Gegenteil. Die ganze Sache war ein Reinfall. Die Hühner fangen immer a's gerechnet dann an zu legen, wenn die Eier billig werden."

*

Müller verliert bei einem plötzlichen Windstoß den Hut. Schreit einer: „Nageln Sie ihn doch auf dem Kopf fest!"

Antwortet Müller: „Würde ich machen, wenn mein Kopf aus dem gleichen Material wäre wie Ihrer!"

*

Mutter: „Sieh', mein Liebling, die kleinen Jungen, die neben uns wohnen, haben keinen Vater und keine Mutter und keine Tante Sophie. Willst du ihnen nicht etwas schenken?"

Jorch (sehr begeistert): „Ach ja, Mutti, wir wollen ihnen Tante Sophie schenken!"

*

Der Herr Schulrat macht eine Inspektionsreise. Große Aufregung in den Klassen.

„Wer kann mir sagen, was eine Fabel ist?" beginnt er zu fragen.

„Eine Fabel", meldet sich Karlchen, „das ist — wenn zwei Tiere, etwa ein Esel und ein Kamel, mit einander sprechen, so wie wir beide jetzt!" (Koralle.)

*

Die Dame des Hauses: „Sehen Sie sich mit diesem Bilde hier vor — seien Sie vorsichtig! Das ist nämlich von Leonardo da Vinci."

Minna: „Verstehe, gnädige Frau. Wenn Herr Vinci zu Besuch kommt, laß ich ihn niemals durch dieses Zimmer gehen."

(Fon-Fon.)

Noch schlimmer

Augenarzt: „Sie scheinen sehr kurzsichtig zu sein. Wieviel Zeilen können Sie mit bloßem Auge auf dieser Tafel sehen?"

Patient: „Auf welcher Tafel?"

(Sul America.)

*

Der Rollkutscher bringt eine Kiste in die Wohnung.

„Kommen Sie bitte, nicht an den Vorhang!" sagte Frau Müller.

„Das schadet nichts, ich bürste mich nachher doch ab!"

*

Lehrer: „Wer kann mir den Unterschied zwischen direkten und indirekten Steuern sagen?"

Fritz: „Die Hundesteuer, Herr Lehrer!"

Lehrer: „Wieso — Hundesteuer?"

Fritz: „Weil sie nicht direkt vom Hund bezahlt wird!"

*

Die Gnädigste ist empört

„Minna, auf dem Schreibtisch liegt der Staub so dick, daß man mit dem Finger darauf schreiben kann."

Minna erwidert achselzuckend: „Daher eben der Name Schreibtisch."

*

„Macht Ihr Mann über viel Durst bei seiner Krankheit?"

„Nein, Herr Doktor", darüber freut er sich!"

*

„Jochen hat einen Auftrag bekommen. In einem großen Büro muß er die Decken und Wände frisch weißen. Stolz erzählt er: „Ich habe jetzt einen ganz hohen Posten! Niemand wird über mir sein! Sogar die Leiter vom Geschäft habe ich unter mir!" (Allg. Wegweiser.)

*

Logenschließer: „Um Gottes willen, Herr Intendant, eben ist ein Herr von der Galerie ins Parkett gefallen! Was sollen wir tun?"

„Hm! Er muß natürlich sofort nachlösen!"

*

„Michael ist doch fürchterlich zerstreut geworden! Gestern saß er die halbe Nacht wach und konnte sich nicht darauf besinnen, was er sich zu tun vorgenommen hatte!"

„Und fiel es ihm dann ein?"

„Ja, aber erst gegen Morgen! Er hatte sich nämlich vorgenommen, früh schlafen zu gehen!"

Graue Haare sind in 8 Tg. natürl. d. „O-B-V"-Rm 1.85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. O. Blocherer Augsburg 11/39

Verschleimte Luftwege hartnäckige Katarrhe von Keilkopf, Luftröhre, Bronchien, Bronchialen, sowie Asthma werden mit großem Erfolg mit dem Spezialmittel „Stipdocalin" behandelt. Denn „Stipdocalin" wirkt nicht nur schleimlösend und auswurfbefördernd, sondern auch entzündungshemmend und erregungsdämpfend und macht das empfindliche Schleimhautgewebe widerstandsfähiger. Darum ist es ein richtiges Heil- u. Kurmittel, von dem man wirklich gründliche Erfolge erwarten darf. — „Stipdocalin" ist von Professoren, Aerzten und Kranken erprobt und anerkannt. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Stipdocalin" und lassen Sie sich Nachahmungen. — Packung mit 80 Tabletten „Stipdocalin" RM. 2.71 in allen Apotheken, wo nicht, dann Versandapotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift Dr. Wick von Dr. phil. nat. Straub, Werbeschriftsteller.

Damenbart Radikal beseitigt HB-Saure durch die weltbekannte Herkatur. Nerztl. empfohl. u. klinisch erprobt. Reichspatentamt. Wz. 468 500 Gold. Medaille. Grok. Preis Brüssel 1935, London 1935. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Namen bleiben d. Nachwuchs.) Kleinfur RM 2.75, Kurf RM 3.85, f. geß. Gesichts RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Herkatur G. m. b. H., Köln 114

Preiswert und dennoch gut! **Ritters Nähmaschinen** Paderborn Dom gegenüb. Besichtigung erbeten

Katholische Ehe-anbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. d. älteste, erfolgreichste, größte, kirchlich gebilligte Vereinigung. In 16 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vorn. Einrichtg. und Arbeitsweise. Neuland-Verlag K, Herne i. W. Mühlenstraße 7

Anzeigenpreise Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf. für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn Hannover 3504

Laubsägerei- Holz, Vorlagen, Werkzeuge. Liste gratis! Hofmann & Schmitt Limburgerhof 11

Zuverl., tücht. Personen erhalten f. ihren Heimatbez. m. gr. Umkreis **Alleinverkaufsstelle** leicht. Arbeit., Kapital u. Laden nicht erforderlich. Gel. beginn. tägl. Nutzen ca. 10 RM. Ausk. b. Breitbach, Koblenz 18, Rheinz. 14

Seit fast 100 Jahren kaufen Hunderttausende ihre **Herren- und Damenstoffe** nach unserer großen Kollektion über 1000 Originalmuster). Auch wirksame Waschstoffe, Teppiche, Brücken Bettumrandungen und Vorlagen sowie Steppdecken. Verlangen Sie kostenlos Berufung unter Angabe des Verwendungszweckes. Zahlungserleichterung! **W. Michovius** Cottbus 179 k Seit 1843 Lieferant parteiamtl. Uniformstoffe

1.25 Werner Umschlagschuh, 4 mm Gummisohle, innen gepolstert, 36/42 M 1.25 Zeitpkt auf dem größten Schuheinkaufsblock Deutschlands, 500 Stück im Riesenbahl! Übermorgen können Sie für die ganze Familie bestellen. Schreiben Sie also sofort noch Ostpostkarte! **Freier** Überlanddienst Frankfurt (Main) HE 44

Trauringe ½ Anz. / Wochenrate 1.- Goldschmied Nohts Hamburg 36/113

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich kaufe Pilzbrut u. ert. Ausk. M. Benecke, Hamburg, Heitmannstr. 12

Solche Geschenke erfreuen! Katalog kostenlos! **SIGURD-KASSEL 99**

Die weltberühmte HOHNER gegen zehn Monatsraten. Gratis großer Katalog mit 150 Abb. und Teilz.-Preisen **LINDBERG** Größtes Hohner-Spezialgeschäft Deutschl. **MÜNCHEN** Kaufingerstraße 10

In jedes Haus Freude u. Frohsinn DAS NEUE GROSSE PILSOR ..... Mk. 1.35 KREUZWORT-PILSOR ..... Mk. 2.- LUSTIGES KINDER-PILSOR ..... Mk. 1.40 VERLAG J. F. STEINKOPF STUTTGART W

durch Pulsol SPEDITION Ihr Schaden wird bei uns bezahlt!

Eisbär-Falte Ein Geschenk, das Freude macht! als Reinschnuck sind nicht schöner, als meine sauber gegerbt. Haidschnuckenfelle Pr. ab M 7.- Bildkatalog, auch üb. Trapick, Deck & Fußsack fr. W. Heino Lüneburg 26 Bk. Soltau

Warum Ohrenschmerzen wenn es „Akustika" gibt! Antiseptt., schalldurchlässig. Ohrschutz. / Vokitat bei Wind, Zugluft, Krankheit. In Apoth./Drog. für 30 u. 90 Pf.

Stricker überrascht Sie! Wie das zeigt der Weihnachtsprospekt E.&P. STRICKER BRACKWEDE-BIELEFELD 595

Herdfeger bewährt ergiebig - billig

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": III. Vj. 37: 26 730. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.